Züricher Novellen.

Von

Gottfried Keller.

Erster Band.

Stuttgart.
G. J. Göschen'sche Verlagshandlung.
1878.

Uebersetzungsrecht bleibt vorbehalten.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

K. Hofbuchdruckerei zu Guttenberg (Carl Grüninger) in Stuttgart.

80/2667

Inhalt.

Seite

Hadland 25
Der Narr auf Manegg 155
Der Landvogt von Greifensee 193

Gegen das Ende der achtzehnhundert und zwanziger Jahre, als die Stadt Zürich noch mit weitläufigen Festungswerken umgeben war, erhob sich an einem hellen Sommermorgen mitten in derselben ein junger Mensch von seinem Lager, der wegen seines Heranwachsens von den Dienstboten des Hauses bereits Herr Jacques genannt und von den Hausfreunden einstweilen geihrzt wurde, da er für das Du sich als zu groß und für das Sie noch als zu unbeträchtlich darstellte.

Herrn Jacques' Morgengemüth war nicht so lachend wie der Himmel; denn er hatte eine unruhige Nacht zugebracht, voll schwieriger Gedanken und Zweifel über seine eigene Person, und diese Unruhe war geweckt worden durch den am Abend vorher in irgend einem vorlauten Buche gelesenen Satz, daß es heutzutage keine ursprünglichen Menschen, keine Originale mehr gebe, sondern nur noch Dutzendleute und gleichmäßig al-

gedrehte Tausendspersonen. Mit Lesung dieses Satzes hatte er aber gleichzeitig entdeckt, daß die sanft aufregenden Gefühle, die er seit einiger Zeit in Schule und Haus und auf Spaziergängen verspürt, gar nichts anderes gewesen, als der unbewußte Trieb, ein Original zu sein oder eines zu werden, das heißt sich über die runden Köpfe seiner guten Mitschüler zu erheben. Schon hatte sich in seinen Schulaufsätzen die kurze, dürftige Schreibweise ganz ordentlich zu bewegen und zu färben angefangen; schon brachte er hier und da, wo es angezeigt schien, ein kräftiges sie an und wurde deshalb von den Kameraden der Sikamber geheißen. Schon brauchte er Wendungen, wie „obgleich es scheinen möchte", oder „nach meiner unmaßgeblichen Meinung", oder „die Aurora dieser neuen Aera", oder „gesagt, gethan" u. dergl. Ein historisches Aufsätzchen, in welchem er zwei entschieden einander entgegenwirkende Thatsachen rasch aufgezählt hatte, versah er sogar mit dem pomphaften Schlusse: „Man sieht, die Dinge standen so einfach nicht, wie es den Anschein haben mochte!"

Auch gab es unter seinen Sachen ein Heft immer weiß bleibenden Papiers, überschrieben: „Der neue Ovid", in welches eine neue Folge von Verwandlungen eingetragen werden sollte, nämlich Verwandlungen von Nymphen und Menschenkindern in Pflanzen

der Neuzeit, welche die Säulen des Colonialhandels waren, dem das elterliche Haus sich widmete. Statt des antiken Lorbeers, der Sonnenblume, der Narcisse und des Schilfes sollte es sich um das Zuckerrohr, die Pfefferstaude, Baumwoll- und Kaffeepflanze, um das Süßholz handeln, dessen schwärzlichen Saft sie in jener Stadt Bärendreck nennen. Namentlich von den verschiedenen Farbhölzern, dann vom Indigo, Krap u. s. w. versprach er sich die wirkungsreichsten Erfindungen, und Alles in Allem genommen schien es ihm ein zeitgemäßer und zutreffender Gedanke zu sein.

Freilich boten die Erfindungen selbst nirgends eine Handhabe dar, bei welcher er sie anpacken konnte; sie waren sämmtlich wie schwere, große runde Töpfe ohne Henkel, und aus diesem Grunde blieb jenes Heft bis auf die stattliche Ueberschrift durchaus rein und weiß. Aber das Dasein desselben, sowie noch einige andere Erscheinungen ungewöhnlicher Art, deren Aufzählung hier unterbleiben kann, bildeten eben dasjenige, was er nunmehr als Trieb zur Originalität entdeckte in dem gleichen Augenblicke, da diese Tugend dem damaligen Geschlechte rundweg abgesprochen wurde.

Aengstlich und fast traurig betrachtete Herr Jacques den schönen Tag, faßte dann aber seiner Jugend

gemäß einen raſchen Entſchluß, nahm ſein Taſchenbuch, das für mannigfache Aufzeichnungen ſinnreich eingerichtet war, zu ſich und begab ſich auf einen Spaziergang für den ganzen Tag, um ſeine Sache, die er meinte, zu erwägen, zu erproben und in Sicherheit zu bringen.

Erſtlich beſtieg er eine hohe Baſtion, die ſogenannte Katze, an welcher jetzt der botaniſche Garten liegt, und arbeitete ſich ſo über ſeine Mitbürger empor, indem er über die Stadt hinblickte.

Alles war in täglicher Arbeit und Thätigkeit begriffen; nur ein kleiner, ſchulſchwänzender Junge ſchlich um Herrn Jacques herum und ſchien ebenfalls ein Original werden zu wollen, ja ihn an Begabung bereits zu übertreffen; denn man konnte beobachten, wie der Kleine in ein Caſemattengemäuer ſchlich, dort einen künſtlich angelegten Behälter öffnete, Spielſachen und Eßwaaren hervorholte und ſich mutterſeelenallein aber eifrig zu unterhalten begann.

So war Alles bethätigt, ſelbſt der blaue See fernhin von den Segeln der Laſt- und Marktſchiffe bedeckt, müſſig allein die ſtille weiße Alpenkette und Herr Jacques.

Da ſich nun auf dieſer Katze keine erfreuliche Erfahrung oder Auszeichnung darbieten wollte, ſo ſtieg er wieder hinunter und ging aus dem nächſten

Thore, ſich bald an den einſamen Ufern des Sihlfluſſes verlierend, der wie herkömmlich durch die Gehölze und um die aus dem Gebirge herabgewälzten Steinblöcke ſchäumend dahin eilte. Seit hundert Jahren war dieſe dicht vor der Stadt liegende romantiſche Wildniß von den zürcheriſchen Genies, Philoſophen und Dichtern mit Degen und Haarbeutel begangen worden; hier hatten die jungen Grafen Stollberg als Durchreiſende genialiſch und pudelnackt gebadet und dafür die Steinwürfe der ſittſamen Landleute eingeerntet. Die Felstrümmer im Fluſſe hatten ſchon hundertmal zu den robinſon'ſchen Niederlaſſungen junger Schulſchwänzer gedient; ſie waren geheimnißvoll von dem Feuer geſchwärzt, in welchem geraubte Kartoffeln oder unglückſelige Fiſchchen gebraten worden, die den Robinſons in die Hände gefallen. Herr Jacques ſelber hatte mehrere dergleichen Projecte hervorgebracht. Allein, ein beſſerer Kaufmann als Robinſon, hatte er dieſelben, d. h. die Wahl des Platzes und das Einzelne der Ausführung jedesmal für baares Geld an andere Knaben abgetreten, worauf die Käufer dann ebenſo regelmäßig in Folge dieſer Wahl und Ausführung von den Bauern als Holzfrevler und Felddiebe überfallen und geprügelt worden waren.

Dieſes erinnerungsreiche Ufer entlang wandelte

Herr Jacques, die offene Schreibtafel in der einen, den Stift in der andern Hand und ganz gewärtig, die Zeugniſſe ſeiner Originalität zu beglaubigen, welche die rauſchenden Waſſer ihm bringen ſollten. Allein der fleißige Strom hatte Anderes zu thun; er mußte den Bürgern von Zürich das gute Buchenholz zutragen, welches ſie aus dem ſchönen Walde bezogen, den ihnen vor fünfhundert Jahren zur alten Reichszeit die Kinder König Albrecht's von Habsburg aus dem Gute eines ſeiner Mörder für loyales Verhalten geſchenkt, oder aus jenem Forſte, den Ludwig der Deutſche der Abtei Zürich gewidmet. Zu vielen Tauſenden kamen, den Fluß bedeckend, die braven Holzſcheite aus den mächtigen Wäldern ſtundenweit hergeſchwommen, und der Fluß, von früherem Regenwetter angeſchwollen, mit weggeſchwemmtem Erdreich geſättigt und ſchmutzig gefärbt, warf die Laſt mit wilder Kraft vor ſich her, als der ungeſchlachte Holzknecht der guten Stadt, daß das Holz gar eilig in deren Bereich ſich ſputete.

An dieſem Anblicke hätte nun Herr Jacques ſich zu einem fruchtbringenden Gedanken erheben und, den Lauf der Zeiten verfolgend, das Auge in die graue Vorzeit verſenkend, den Beſtand der menſchlichen Dinge erwägen, oder er hätte das Lob jenes grünen Waldes ſingen können, der in der Hand ausdauern-

der Bürgerkraft allein noch lebte von all der Herrlichkeit verschollener Ritter und Abteien, noch so frisch und grün wie vor einem halben oder bald ganzen Jahrtausend.

Doch konnte er nicht auf solche Abschweifungen gerathen, weil er sofort begann, die Holzscheite, so schnell er konnte, innerhalb eines ungefähren quadratischen Bezirkes zu zählen, die muthmaßliche Fläche, welche zu einem Klafter wohlgemessenen Buchenholzes gehören mochte, zu überschlagen, dann solche Flächen abzugrenzen und zu zählen, und endlich den Werth des vorüberschwimmenden Holzes auszurechnen, so daß er, nachdem er kein Auge verwendend und die Uhr in der Hand eine halbe Stunde flußaufwärts gegangen war, auf seiner Schreibtafel die ziemlich wahrscheinliche Summe trug, für welche die Stadt während zweier Tage Brennholz einführte. Denn er kannte die gegenwärtigen Holzpreise genau und freute sich, die heutige Mission ganz vergessend, seines Fleißes und seiner Geschicklichkeit.

Plötzlich erwachte er aus seinen Berechnungen, als die Flußgegend sich erweiterte und er eine von Hügeln und Bergen eingeschlossene Ebene betrat, die Wollishofer Allmende genannt, auf welcher sich ihm ein neues Schauspiel darbot.

Auf dieser Allmende sah er nämlich ein Häuflein

meiſtens älterer Herren ſich rüſtig und doch gemächlich durcheinander bewegen und alle Vorbereitungen zu einem erklecklichen Bombenwerfen ausführen. Es waren die Herren der löblichen alten Geſellſchaft der Conſtaffleren und Feuerwerker, welche dieſes kriegeriſche Weſen zu ihrem Privatvergnügen ſowohl, als zu gemeinem Nutzen betrieben und heute ihr jährliches Mörſerſchießen feierten.

Da waren alſo mehrere ſolcher Geſchütze, in der Sonne glänzend, aufgepflanzt; daneben ſtand ein großes offenes Zelt; der Tiſch darunter trug Papiere, Inſtrumente, ſowie Flaſchen und Gläſer und eine blanke Zinnſchüſſel mit Tabak nebſt langen irdenen Pfeifen. Eine der letzteren trug bereits jeder der Herren in der Hand, feine Räuchlein ausblaſend in Erwartung des Pulverdampfes. Zwei oder drei von den Aelteſten trugen noch Haarzöpfchen und mehrere Andere gepuderte Haare. Im Uebrigen gingen ſie in blauen oder grünen Fräcken einher, in weißen Weſten und Halsbinden.

Sie ſäuberten aufmerkſam die Bettungen der Geſchütze und brachten alles wohl in ſeine Lage; denn wie es ſchon in dem „einer ehr- und tugendliebenden Jugend“ gewidmeten Neujahrsblatte der Geſellſchaft vom Jahr 1697 hieß:

Was die Werket iſt und heget,
Auf ein Pfimmet iſt geleget.

Endlich aber begann

Das ſchleunige Schießen,
Des Feindes Verdrießen!

Bald wälzten ſich die Rauchwolken über die Fläche, während die Bomben in hohem Bogen am blauen Himmel nach der Scheibe hinfuhren und die weißen Herren in ſtiller Fröhlichkeit handtirten wie die baaren Teufel. Hier ſetzte Einer die Bombe in den Mörſer, dort ſenkte ein Anderer das Geſchütz und richtete es kunſtgerecht, ein Dritter zündete an und

„der vierte den Mörſel ſchon wieder ausbutzt,
Vulkanens Geſinde hier dienet und trutzt!“

wie es in einem anderen Neujahrsſtücke von 1709 heißt.

Bei aller Furia leuchtete aber doch eine altväteriſche Frömmigkeit aus den Augen dieſer Vulkansdiener, abgeſehen davon, daß auch ein Chorherr vom Stift unter ihnen arbeitete, und man konnte ſich an jenes andere Fragment ihrer artilleriſtiſchen Poeſie erinnern, welches lautet:

Wann der Satan mit Haubitzen
Seine Plagen auf dich ſpielt,
Dann ſo wiſſe dich zu ſchützen
Mit Gebet als einem Schildt,
Sein Geſchütz, gepflanzt zu haglen,
Wird dein' Andacht bald vernaglen!

Herr Jacques, der nichts zu thun hatte, ſchaute

dieſem Spiele wehmüthig und beſcheiden im Schatten eines Baumes zu, bis ihn einer der Bombenſchützen, der ſein Pathe war, erkannte, herannief und ihm die lange Thonpfeife zu halten gab, während er mit dem Pulverſacke zu ſchaffen hatte. Dieſe Bequemlichkeit merkten ſich die anderen Herren auch, und ſo ſtand der junge Originalmenſch bis zum Mittag, ſtets eine oder zwei Pfeifen in der Hand vor ſich hinſtreckend. Nur der Chorherr, welcher ſtatt der Pfeife eine längliche, mit einem Federkiel verſehene Cigarre rauchte, legte dieſe nicht weg, ſondern brannte kühn ſeinen Mörſer mit ihrem Feuer los.

Für ſeine Mühewaltung wurde Jacques dann aber zu dem Mittageſſen gezogen, welches die heutige Thathandlung der Feuerwerker krönte und auf einem nahen Bühel unter den Bäumen bereitet war. Wenn dieſe wackeren Geiſter ſchon durch den Pulvergeruch verjüngt worden, ſo fühlten ſie ſich nun durch den blauen Himmel, die grünen Wälder ringsumher und durch den goldnen Wein noch mehr erheitert, und nachdem in vollem Chor ein Kriegslied erſchollen, verſuchten ſie ſich in einem Rundgeſange, in welchem auch nicht Einer ſeinen Beitrag verweigerte. Da kamen allerlei ſchnurrenhafte Liedchen zum Vorſchein, von deren Daſein Herr Jacques keine Ahnung gehabt. Er lauſchte lautlos und ſah einen der Singenden

nach dem andern an, und seine weithin ragende bleiche Nase drehte sich dabei langsam in die Runde gleich dem Lafettenschwanz einer Kanone, wie einer der Feuerwerker meinte.

Als nun die Reihe an ihn kam und die Männer darauf hielten, daß er auch seinen Vers singe, wußte er keinen und es fiel ihm nicht der geringste sangbare Gegenstand ein. Darüber wurde er ganz betreten und niedergeschlagen.

Die Feuermänner aber achteten nicht darauf, sondern begannen den Rundgesang: „Lasset die feurigen Bomben erschallen", in welchem an Jeden die Frage gerichtet wurde:

Herr Bruder, deine Schöne heißt?

welche Schöne jeweilig nach ihrer Namhaftmachung hoch leben mußte. Da riefen nun die Einen, mit Schonung der würdigen Hausfrau, den verstellten Namen irgend einer Jugendfreundin, wie Doris, Phillis oder Chloe. Andere nannten Diana, Minerva, Venus oder Constantia, Abundantia u. dergl. Das waren aber keine Damen, sondern Lieblingsgeschütze, die ehrbar im Zeughause standen. Diese Geschützenamen wurden jedesmal wie Kanonenschüsse, mit furchtbarer Donnerstimme ausgestoßen, so daß es fast tönte, wie wenn die Röhren einer Zwölfpfünderbatterie eine nach der andern abgefeuert würden. Als

nun auch hier wieder die Reihe an Herrn Jacques kam, gedachte er sich endlich hervorzuthun und bezeichnete so laut er konnte seine Geliebte als „Sapientia!" Da aber seine Stimme zu jener Zeit eben im Brechen war, erdröhnten nur die ersten Silben des Wortes in tiefer Tonlage, während das Ende überschlug und ganz in die Höhe schnappte, was bei seinem tiefen Ernste sich so lustig ausnahm, daß alle Herren in ein fröhliches Gelächter ausbrachen.

Da wurde er noch stiller und blickte lange nicht mehr auf.

Dies bemerkend, klopfte ihm der Herr Pathe auf den Rücken und sagte: „Was ist's mit Euch, Meister Jacques? Warum so mauserig?"

Der kleine Mann schwieg aber noch eine Weile unbeholfen fort, bis ihm einige Schlücke besseren Weines plötzlich die Zunge lösten, und er unversehens sein Herz auszuschütten begann. So eröffnete er denn dem alten Herrn seine Klage: Jene hätten gut lachen; er dagegen sei in einer Zeit geboren, in der man unbedingt kein Originalmensch mehr werden könne und am Gewöhnlichen haften bleiben müsse, was um so schmerzlicher sei, wenn man die letzten Ueberbleibsel schönerer Tage noch vor sich sehe. Diese alten Bombenwerfer mit ihren gepuderten Köpfen

und Thonpfeifen seien ja die originellsten Käuze von der Welt, und ein junger Schüler von heute zerbreche sich ganz vergeblich den Kopf, ausfindig zu machen, was etwas dem Aehnliches darstellen würde. Dieses sei der beseufzenswerthe Nachtheil des Jahrhunderts, in dem man leben müsse, und kein Kraut sei für solches Uebel gewachsen.

Der Alte beschaute den Sprecher von der Seite, ohne etwas zu sagen. Die Nächstsitzenden jedoch sahen sich unter einander an und murrten vernehmlich über ein Zeitalter, in welchem Kinder sich herausnehmen dürften, über die Alten naseweise Bemerkungen zu machen und ihnen Spitznamen zu geben, wie originelle Käuze u. dergl.

Da wurde der Aermste ganz eingeschüchtert und beschämt und ließ feuerroth seinen Blick herum irren, nach welcher Seite hin er entwischen könne. Der Herr Pathe nahm ihn aber unter den Arm und sprach: Kommt, Meister Jacobus! Ich will Euch den Ueberbleibsel dieses heitern Tages widmen, da wir beide wohl nicht mehr viel zur Arbeit taugen werden! Wir wollen einen Gang auf die Manegg machen und bis dahin des lieblichen Waldes genießen.

Sie spazierten also über die weite Allmende und über den Sihlfluß, stiegen durch schönes junges Buchengehölz die jenseitigen Höhen empor und ge-

langten auf einen ebenen Absatz, von zwei mächtigen, breitästigen Buchen beschattet, wo aber schon ein neues Abenteuer auf den jungen Verehrer der Sapientia heranstürmte.

Die Terrasse war bevölkert und belebt von einer Schaar junger Schulmädchen, welche zur Begehung des jährlichen sogenannten Lustigmachens aus der engen Stadt in's Freie geführt worden waren und hier unter der Obhut einiger Herren Vorsteher und Lehrerinnen ihren unschuldigen Ringeltänzen und Fangspielen oblagen. Sie waren alle weiß oder rosenroth gekleidet; einige trugen zur Erhöhung der Lust bunte Trachten als Bäuerinnen oder Hirtinnen, wie zu solchem Behufe die geeigneten Gewänder da und dort in den Familien aufbewahrt und im Stande gehalten wurden. Das Alles verursachte eine heitere und glänzende Erscheinung in der grünschattigen Umgebung, und gern hielt der Herr Pathe einen Augenblick an, um sich an dem lieblichen Anblick zu erfrischen. Er begrüßte die ihm bekannten Vorsteher und scherzte mit den verkleideten kleinen Schönheiten, sie nach Stand und Herkommen befragend, ob sie hier in Dienst zu treten oder weiter zu reisen gedächten u. s. w.

Sogleich kam aber die ganze Mädchenschaar herbei gelaufen und umringte den alten Herrn sammt seinem jungen Schützling, welcher jetzt in noch größere

Bedrängniß gerieth, als er heute je erlebt. Wo er hin sah, erblickte er in dichter Nähe nichts als blühende und lachende Gesichter, die an der Grenze der Kindheit noch alle frisch und lieblich waren und das ihrer wartende Reich der Unschönheit noch nicht gesehen hatten. Hier das schönäugige Gesichtchen mit den etwas starken, familienmäßigen Vorderzähnchen ahnte nicht, daß es in weniger als zehn Jahren ein sogenannter Todtenkopf sein würde; dort das regelmäßige ruhige Engelsantlitz schien unmöglich Raum zu bieten für die Züge anererbter Habsucht und Heuchelei, welche in kurzer Zeit es durchfurchen und verwüsten sollten; wer glaubte von jenem rosigen Stumpfnäschen, daß es zu einem Thron und Sitz unerträglicher Neugierde und Spähsucht bestimmt war und die beiden Sternäugelein links und rechts in falsche Irrlichter verwandeln würde? Wer hätte von dem küßlichen Breitmäulchen da denken können, daß seine jetzo so anmuthigen Lippen dereinst, von ewiger Bewegung kleiner Leidenschaften und Müßigkeiten ausgedehnt und formlos geworden, sich bald gegen das rechte, bald gegen das linke Ohr hin verziehen, bald die untere die obere, bald die obere die untere bedecken, dann plötzlich wieder beide vereint sich verlängern und als Entenschnabel schnattern würden? Ei, und dort das angehende Spitznäschen, das die erhabene

Beatrix für einen kommenden Dante zu verkünden scheint und sich zu einem Geierschnabel auswachsen wird, der einem ehelichen Dulder täglich die Leber aufhacket, unversehrt von seinem schweigenden Hasse! Und wiederum diese in gleichmüthiger Unschuld und zarter Heiterkeit lachende junge Rose, die vor der Zeit entblättert sein wird von tausend Sorgen und ungeahnten Erfahrungen, gebleicht von Kummer und zu schwach auch nur für den Widerstand der Verachtung?

Nichts von alledem war hier zu ahnen; wie eine lebendige Rosenhecke umdrängte das Mädchenvolk den hochragenden Herren Pathen und den etwas kürzeren Herren Jakobus, welchen die losen Kinder so oft auf dem Schulwege als ernsthaften, pedantischen Großschüler trafen, schwere Bücher unter dem Arm. Neugierig betrachteten sie ihn jetzt nach Herzenslust und so recht in der Nähe, und erforschten unverzagt sein tiefsinniges Gesicht, seine verlegene Haltung, seine etwas langen Hände und Füße, und kicherten dabei fortwährend, so daß es ihm unangenehm zu Muthe wurde. Während der Alte fortfuhr, mit ihnen zu scherzen und das eine oder andere Köpfchen streichelte, drängten sie sich immer näher und schoben dabei diese oder jene im Hintertreffen Stehende muthwillig in den Vordergrund. Plötzlich stieß auf diese

Weiſe ein langes, ſtärkeres Mädchen, das allgemein der Holzbock genannt wurde, eine zarte Geſtalt ſo gewaltſam hervor und gegen den Herrn Jacques, daß ſie erröthend und aufſchreiend die Hände wider ſeine Bruſt ſtemmen mußte, um nicht an dieſelbe hinzufallen, während er überraſcht und erſchrocken die Aermſte gleicherweiſe von ſich ſtieß, wie ein unvorhergeſehenes großes Uebel.

Und doch war es ſeine von ihm ſelbſt erwählte und feſtgeſetzte erſte Liebe, ſeine Jugendflamme, welche ohne zu brennen ſtill auf allen ſeinen Pfaden leuchtete, ein ſchmales Jungfräulein mit ſieben oder acht lang gedrehten, auf den Rücken fallenden blonden Locken, angethan mit einem blendend weißen Kleide und himmelblauen Schuhen mit kreuzweiſe um die Knöchel gewundenen Bändern.

Dieſe äußere Erſcheinung war der Wille und das Werk der Mutter, welche die vermeintlich verſcherzte eigene Bedeutung auf ſolche Weiſe an dem Kinde nachholen wollte, ihm mit Sorgfalt alle Tage eigenhändig die Locken wickelte und es ſo herumlaufen ließ, daß es ſich von allen anderen Kindern unterſchied, obgleich es ein ganz gewöhnliches Weſen war.

Eben dieſe Auszeichnung aber hatte den wähleriſchen jungen Scholaren beſtimmt, bei Gründung der erſten Liebe ſein Auge auf das Mädchen zu werfen.

Im Uebrigen begnügte er ſich damit, daſſelbe von ferne anzuſehen und die Wege zu wandeln, auf denen es zur Kirche oder Schule ging, in der Nähe aber immer das Geſicht abzuwenden, ſo daß ihm die Geſichtszüge der Geliebten eigentlich faſt unbekannt waren und er nur ein ungefähres Bild im Kopfe trug, an welchem die Locken und das Kleid die Hauptſache bildeten. Auch war ſein Gefühl noch kühl und ſchwach und mit keinerlei Schlagen des Herzens verbunden. Dieſes klopfte ihm jetzt nicht einmal, als er die Jugendgeliebte ſo unverhofft nahe ſah und ſie von ſich ſtoßen mußte, wobei er einen Augenblick lang zum erſten Male die Geſichtszüge der Theuren deutlich erkannte, und zwar nicht ohne ein raſches, kurzes Befremden; denn die Züge entſprachen gar nicht der Vorſtellung, die er davon hatte. Ueberdies waren ſie etwas entſtellt von Scham und Unwillen über den empfangenen Stoß und Gegenſtoß. Trotz dieſer ſcheinbar gefährlichen Sachlage kann jetzt ſchon erzählt werden, daß Herr Jacques pedantiſch genug war, an ſeiner Jugendneigung feſtzuhalten, dieſelbe immer mehr auszubilden und um das Mädchen ſpäterhin zu werben mit der Ruhe und Gemeſſenheit einer guten Wanduhr, ohne je den Schlaf zu verlieren, oder, wenn er ſchlief, von der Sache zu träumen.

Für jetzt aber nahm der Auftritt eine abermalige plötzliche Wendung; denn von dem nahen Meierhofe her, dessen Pächter eine Wirthschaft betrieb, wurden große Körbe voll eines goldbraunen, duftenden Gebäckes gebracht, welches nur hier verfertigt wurde und den Namen des Hofes trug. Die Halbkinder rauschten wie ein Flug Tauben auf und davon und flogen ohne zurückzublicken nach dem lockenden Speiseplatz, also daß Jacques mit seinem Pathen unversehens allein dastand und jetzt mit ihm weiter ziehen mußte. Und doch drang auch ihm der süße Duft der Kuchen in die Nase; er hatte zudem aus Blödigkeit nicht genug gegessen bei den Vulkansdienern und verspürte starke Eßlust. Daher bedrückte es wie eine große Unbilligkeit sein Herz, daß es klopfte, als er vergeblich nach den glückseligen Körben zurückschaute, während der alte Herr ihn entführte. Unmuth und Bekümmerniß wurden jetzt so stark, daß sie ihm das Wasser in die Augen trieben, die er verstohlen abwischte. Der alte Herr bemerkte es aber wol und sah ihn kopfschüttelnd wieder von der Seite an; er hielt jedoch dafür, daß nicht die Kuchen, sondern seine jugendlichen Originalitätssorgen ihm noch zu schaffen machten und das Herz bedrängten, und führte den trauernden Heranwüchsling schweigend den steiler werdenden Pfad empor, bis sie auf dem Vorsprung des

Berges anlangten, auf welchem noch die letzten Steintrümmer der ehemaligen Burg Manegg zu sehen waren.

Am Fuße des Gemäuers floß ein Brünnlein mit frischem Bergwasser, geziert mit einer Inschrift zum Andenken des ehemaligen Eigners der Burg, des Ritters und Freundes der Minnesänger, Herrn Rüdiger Manesse. Die beiden Wanderer erquickten sich an dem kühlen Wasser, und da überdies von Burgen und Rittern die Rede war, so lebte der Jünglingsknabe wieder auf und erklomm mit dem Alten beruhigter vollends die Burgstätte. Hier setzten sie sich auf eine Bank und betrachteten die reiche Fernsicht; über ihnen ragten schlanke Föhrenbäume, während hundertjährige Stämme gleicher Art aus der Tiefe emporstiegen und ihre schönen Kronen mit gewaltigen, im Abendlichte röthlich glühenden Armen zu ihren Füßen ausbreiteten. Von Süden her leuchtete der wolkenlose Berg Glärnisch über grüne Waldthäler und im Nordosten über dem See lagerte die alte Stadt im Sonnenglanze.

„Also ein Original möchtet Ihr gerne sein, Meister Jacques?“ sagte nunmehr der Pathe und strich seinem Schützlinge das Haar aus der erhitzten Stirne. „Ei, das kommt nur darauf an, was für eines! Ein gutes Original ist nur, wer Nachahmung verdient!

Nachgeahmt zu werden ist aber nur würdig, wer das, was er unternimmt, recht betreibt und immer an seinem Orte etwas Tüchtiges leistet, und wenn dieses auch nichts Unerhörtes und Erzursprüngliches ist! Jenes ist aber im Ganzen so wenig häufig oder recht betrachtet so selten, daß, wer es kann und thut, immer den Habitus eines Selbständigen und Originalen haben und sich im Gedächtniß der Menschen erhalten wird, ganze Stämme sowohl, wie Einzelne.

„Da haben wir dieses längst verschwundene Geschlecht der Manesse, die in ihrer Blüthezeit alles, was sie unternahmen, ausführten, und, ohne sich durch seltsame Manieren bemerklich zu machen, mustergültig ihren Platz ausfüllten, auch wenn es nicht der oberste war. Hier sitzen wir auf einem ihrer Burgställe, dort drüben in der Stadt können wir noch das hohe Dach ihres Ritterthurmes erblicken. Laß sehen! Zwischen dem Fraumünster und dem Großmünster muß er stehen! Da sind freilich noch andere solche Spitzdächer von ehemaligen Geschlechterthürmen. Zu äußerst links der Glentnerthurm, dicht über ihm der Wellenberg, mehr rechts der Grimmenthurm, gleich daneben, scheinbar, der Escherthurm, unten, hinter der Wasserkirche, ragt der Thurm der Herren von Hottingen; wo ist denn nun der große Erker, der ehemalige Thurm der Manessen? Halt, wenn Du mit dem Finger dort

vom Wettingerhause, das am Wasser steht, über das Gewirre der Dächer aufwärts fährst, so tupfst Du auf das sogenannte grüne Schloß, dann ziehst Du nur eine gerade Linie nach links bis zu dem ragenden dicken Thurmkorpus, dort hausten sie zu einer Zeit und zu einem Theile!"

Der Junge folgte mit Aufmerksamkeit und einiger Mühe dem Finger des Alten; denn innerhalb der Wälle und Thore der Stadt stand noch eine Zahl grauer Thürme der früheren Ringmauer und alter Thore, zwischen welchen jene hohen Ritterbedachungen zu suchen waren.

„Jetzt," fuhr der Alte fort, „hausen die Spinnen und Fledermäuse auf den dunklen Estrichen; der Metzger trocknet seine Felle dort, oder es hämmert ein einsamer Schuster im hohen Gemach! Aber einst war es lustiger; dort und hier, wo wir sitzen, brachte Rüdiger Maneſſe von Manegg eines der schönsten Bücher der Welt zusammen, die Lieder der Minnesänger, die sogenannte Maneſſiſche Handschrift, die jetzt in Paris liegt auf der Bibliothek des Königs. Wenn Du hinkommst zu Deiner Zeit, so mußt Du das alte Buch sehen; es ist in rothes Leder gebunden und der schnöde Name Ludwigs's XV. ist ihm auf den Rücken gestempelt. Der Name des Sammlers aber, unsers Rüdiger, ist in aller Welt verbreitet,

eben weil er die liebe- und freudenvolle und doch ſo beſcheidene Unternehmung beharrlich durchgeführt hat; ſein Name lebt, obgleich ein Schulfuchs neulich den Ton angab, ihm ſein Verdienſt ſtreitig zu machen, ein Vakel, welchem das Werk ſelbſt doch nach fünfhundert Jahren noch Quelle und Werkzeug ſeiner Tagesarbeit wurde.

„Die Entſtehung der Handſchrift aber bewirkte, daß wiederum andere Originale ſich zeigten und entwickelten; das ereignete ſich alles gar heiter und ergötzlich und hat mich in jüngeren Jahren gereizt, mir die Geſchichte etwas zuſammen zu denken und auszumalen, alſo daß ich dieſelbe faſt ſo erzählen kann, als ob ich ſie aufgeſchrieben hätte, und ich will Dir ſie jetzt erzählen. Es wird eine ſchöne Mondnacht werden, und bis wir zu Hauſe ſind, bin ich fertig. Es handelt ſich dabei hauptſächlich um den Meiſter Hadlaub, der das Buch geſchrieben, wie ich annehme, die vielen Bilder darin zum Theil gemalt hat und darüber ſelbſt zum Dichter geworden iſt durch das Minneweſen und den Scherz, den die Herren mit ihm treiben wollten. Von anſtändigen Minnefachen aber darfſt Du allenfalls ſchon etwas vernehmen.“

Hier ſchaute der Alte den Herrn Jacques wieder ſchalkhaft ſeitwärts an und gedachte, den hölzernen

und einbildiſchen Ernſt deſſelben ein wenig zu verwirren. Er erzählte ihm, indem ſie die Heimkehr nach der Stadt antraten, die nachfolgende Geſchichte von der Entſtehung des Maneſſe'ſchen Codex zu Paris.

Hadlaub.

Gleich unterhalb des aargauischen Städtchens Kaiserstuhl stehen die beiden Schlösser schwarz und weiß Wasserstelz, jenes mitten im Rhein, d. h. näher dem linken Ufer und jetzt noch von allerlei Leuten bewohnt, die es kaufen mögen, dieses zerfallen auf dem rechten Ufer. Zu den Zeiten Rudolfs von Habsburg aber saßen zwei Schwestern auf den beiden Burgen als Erbinnen eines mäßigen Lehnswesens, das nach seiner Theilung keiner großes Gut übrig ließ. Darum suchte die ältere derselben, Mechtildis, welche auf weiß Wasserstelz hauf'te und dessen ungeachtet eine fast rußige, finstere und gewaltthätige Person war, unabläßig ihre jüngere Schwester, Kunigunde auf schwarz Wasserstelz, von ihrem Erbe zu verdrängen und mit allen möglichen Ränken in ein Kloster zu treiben. Denn diese Kunigunde war von schöner und lieblicher Gestalt, von der weißesten

Hautfarbe und anmuthig heitern Weſens und beſaß viel beſſere Ausſichten für eine günſtige Heirat, als jene bösartige.

Trotzdem war ſie den Bewerbungen nicht zugänglich und verwahrte ſich gegen ſolche beinah' eben ſo ſorgfältig, wie gegen die Liſten und Ueberfälle ihrer Schweſter, welche dieſe in Verbindung mit andern Uebelthätern in's Werk zu ſetzen ſuchte. Die ſchöne Kunigunde verſchloß ſich zuletzt ganz in ihr feſtes Waſſerhaus, das rings von den tiefen grünen Wellen des Rheines umfloſſen war. Am Ufer beſaß ſie eine Mühle, betrieben von einem treuen wehrbaren Dienſtmann, der Zufahrt und Eingang des Schloſſes bewachte mit ſeinen beſtäubten Knechten. Im Uebrigen war ringsum Stille der Wälder und man hörte nichts, als das Ziehen des Fluſſes, bis einmal Jemand ſagte, er habe in der Nacht durch ein offenes Fenſter des Schloſſes ein kleines Kind ſchreien hören, und ein anderes Mal ein Anderer, er habe es auch gehört und zwar bei hellem Tage. Bald aber ging das Gerücht im Land, die Dame auf ſchwarz Waſſerſtelz werde von einem gewaltigen Manne beſucht, der Niemand anderes ſei, als des Kaiſers Canzler, Heinrich von Klingenberg, mit dem nicht gut Kirſchen eſſen wäre. Ihm ſei die ſchöne Frau in Liebe ergeben, und als ſtarker Nekromant wandle er, wenn er in

die Gegend komme, nächtlich über das Rheinwasser trockenen Fußes, um sie ungesehen zu besuchen; er gleite auf einer wie Gold leuchtenden Strickleiter oder, wie andere meinten, von Dämonen getragen an der Thurmmauer empor bis zum offenen Fenster der Dame; denn er hielt sich alsdann im nahen Schloß Röteln oder im Städtchen zu Kaiserstuhl auf, das er später als Bischof von Constanz von einem der letzten Regensberger auch käuflich erwarb.

Thatsache war, daß nach etwa sieben oder acht Jahren die Frau von schwarz Wasserstelz ein gar anmuthiges Mädchen nach Zürich bringen ließ, daß sie bald darauf selber und zwar freiwillig als Klosterfrau in die Abtei Zürich ging und daß sie nach Ablauf einer weiteren Zeit durch den Einfluß eben desselben Bischofs Heinrich zur Fürstäbtissin gewählt wurde.

Ob diese Geistlichwerdung aus Reue geschah und um die Jahre der Leidenschaft abzubüßen, oder ob es sich für das vornehme Liebespaar darum handelte, als kirchenfürstliche Personen in freier Gesellschaftlichkeit sich öfter zu sehen und einer beruhigten Zuneigung froh zu werden, ist jetzt nicht mehr zu ermitteln; doch spricht damalige Sitte und das weiter sich Begebende eher für den letzteren Fall.

Denn es gab in unserer Stadt Zürich eine man-

nigfache und ansehnliche Gesellschaft. Neben den Prälaten und ihren Amtleuten waren da angesessene schon mehrere hundert Jahre alte Geschlechter, die Nachkommen königlicher Verwalter mit seltsam abgedrehten altdeutschen Namen, die, meistens ein- oder zweisilbig, aus ehemaligen Personen- oder Spitznamen zu räthselhaften Familiennamen geworden, mancher verhallende Naturlaut aus dem Rauschen der Völkerwanderung darunter; kleinere Edelleute der umliegenden Landschaften mit den Namen ihrer Wohnsitze zu Berg und Thal drängten sich herbei, und eine Reihe wichtiger Dynasten der oberdeutschen Lande waren in Zürich verbürgert und gingen ab und zu. Unter allem dem waltete eine nicht unzierliche freie Geselligkeit, und wie einst in solchen Kleingebieten der romanische Baustyl noch gepflegt wurde, nachdem er in den offenen Großländern längst dem Gothischen gewichen, so erfreute man sich eines verspäteten Minne- und Liederwesens ritterlicher Art, nachdem dessen Blüthezeit schon vorüber war.

Jetzt müssen wir uns aber nach dem Kinde Fides umsehen, welches eben das natürliche Töchterlein der Fürstäbtissin war. Das thun wir am besten, wenn wir auf der andern Seite der Stadt am Zürichberg hinaufgehen, wo wir das Kind alsbald antreffen werden und zwar auf einem Spaziergang an der

Hand des alten Meiſter Conrad von Mure, des rühmlichen Vorſtehers der Singſchule am Großmünſterſtift. Der ſehr betagte Mann hat das lebhafte Mädchen, das durch den Einfluß des Canzlers im Hauſe des Herrn Rüdiger Maneſſe erzogen wurde, unter die Fittige ſeiner beſonderen Freundſchaft genommen und, da er häufig in der nahen Ritterwohnung verkehrt, aus welcher auch ſein Vorſteher der Probſt Heinrich Maneſſe ſtammt, ſeine kleine Freundin zu dem Gange abgeholt.

Je weiter es aber in die Höhe ging, deſto weniger vermochte er das raſche und etwas heftige Kind an der Hand zu behalten wegen überhand nehmender Schwäche und Engbrüſtigkeit, wie der treffliche Mann denn auch dazumal nicht manches Jahr mehr lebte. Er ließ alſo das Mägdlein laufen, wie es mochte, und half ſich an ſeinem Stabe in den ſchattigen Wegen weiter, die zwiſchen den vielen zerſtreuten Bauernhöfen auf die Höhe des Berges führten.

Als er eine genügende Umſicht erreicht, ruhte er eine Weile auf einem Steine ſitzend aus und ließ mit Behagen ſeinen Blick über die weite Landſchaft gehen oder vielmehr über die Verſammlung von Landſchaften, welche eben ſo widerſpruchsvoll ſich aufreihte, wie unſer Zürich, ſeine Leute und ſeine Geſchichte überhaupt. Das Gebirgsland gegen Süden

war urhelvetiſchen Charakters, in unruhigem und ungefügem Zickzack, eine wilde Welt, die nur durch das Blau der Sommerluft und den Glanz von Schnee und See einiger Maßen zuſammengehalten war. Wendete der Cantor aber den Blick rechts, gegen Abend, ſo ſah er in das ruhige Thal der Limmat hinaus, durch welches der Fluß, an wenigen Punkten aufleuchtend, hinzog und in den ſanft gerundeten und geſchmiegten Höhelinien ſich verlor. Von einem maſſigen Nußbaum und ein paar jungen Eſchen eingefaßt, glich das Thal, wenn es im Abendgolde ſchwamm, in ſeiner maßvollen Einfachheit einem Bilde des Lothringers, der vierhundert Jahre ſpäter malte. Nach dieſer Richtung hin ſchaute der alte Herr Conrad am liebſten, wenn er hier oben ausruhte; denn der Frieden dieſes Anblickes ergötzte und beruhigte ſein trotz der Jahre immer erregtes Gemüth.

Als er ſich nun zum Weitergehen wendete und die Höhe vollends gewann, zeigte ſich auf dem Rücken des Berges abermals ein neues Landſchaftsbild. Jenſeits waldiger Gründe und Hänge dehnte ſich gegen Norden und Oſten flacheres Land, am weiten Horizonte von tiefblauen ſchmalen Höhenzügen begrenzt. Im vorderſten Plane aber ſtanden Gruppen hoher Eichbäume, zwiſchen deren Kronendunkel die weißen Wolken glänzten. Dieſe Gegend konnte ebenſo gut

im Speſſart oder im Odenwalde liegen, wenn man das Auge nicht rückwärts wandte.

Da und dort zwiſchen den Bäumen war die Hofſtätte eines der Berggenoſſen zu erblicken, die bis hier hinauf ihre Wohnungen zerſtreut hatten, mehr als einer noch von den urſprünglichen freien Männern der Berggemeinde abſtammend und den Hof in alter Freiheit fortführend. Unbezweifelt war ein ſolcher der Bauer Ruoff oder Rudolf am Hadelaub, deſſen Haus am Rande eines dieſen Namen tragenden Laubgehölzes ſtand. Der Name deutet auf einen Streit, der einſt in dem Holz oder um das Holz geſchehen ſein mag; er kommt aber unter den jetzigen Flurnamen nicht mehr vor, weil das ganze Grundſtück in einem größeren Beſitz aufgegangen und auch der Hof längſt verſchwunden iſt; indeſſen heißt heutigen Tages noch eine kaum fünfhundert Schritte weiter nördlich gelegene Waldparzelle das Streitholz. Damals aber lag das Haus, aus größeren und kleineren Bach- und Feldſteinen gebaut und mit einem niedrigen Schindeldache verſehen, ſammt dem hölzernen Viehſtalle dicht an einer der Schluchten, in welchen der Wolfbach hernieder fließt.

Hieher lenkte aber jetzt Herr Conrad, das Mädchen an ſich rufend, ſeinen Schritt und ſprach bei dem Hofbeſitzer vor. Der lange knochige Mann war

eben von einem Gerüste aufgestanden, an welchem er in Mußestunden lange Speerschäfte herzurichten pflegte. Das Holz hiezu gaben ihm die schlanken Eichen, die reichlich am Bache und auf den Höhen wuchsen. Er prüfte den Schaft, an dem er eben schnitzelte, nach seiner Länge und Grade, indem er ihn wagrecht vor das Gesicht hielt und darüber hin blinzelte. Dabei entdeckte er die Ankunft des Kirchenmannes und legte langsam seinen Schaft auf den Haufen der bereits glatt geschnittenen Stangen, um jenen zu begrüßen.

„Ruoff, Du verdienst den Namen Deines Wohnsitzes!“ rief der von Mure ihm entgegen, „wo in aller Welt ist denn schon wieder Streit und Mannschlacht, daß Du Deine Spießmacherei so eifrig betreibst!“

„Es geht immer etwas“, erwiderte der Andere, „bald hie, bald da! Uebrigens muß ich die Schäfte machen, wenn ich Zeit habe und das Holz trocken ist, so gibt's etwa einen Pfennig Geld! Seid willkommen Herr Conrad, was bringt Ihr Gutes?“

„Du bleibst halt immer ein gewerbsamer Züricher, Ihr seid alle gleich und habt nie genug, unten am Wasser und hie oben auf dem Berg!“

„Ja, wir haben's wie die Wildheuer dort drüben am Hochgebirge, wir müssen trachten, da und dort ein herrenloses Gras zu raffen; statt der hohen Fels-

wände haben wir die Kirchenmauern, drum herum zu klettern! Hofft man ein bequem gelegenes Wieslein oder Aeckerlein für sein hart erspartes Geld zu erwerben, so ist schon ein Gotteshaus da, unten, oben, hinten, vorn am Berge, das es nimmt, und man muß es sich noch zur Ehre anrechnen, wenn der bescheidene Mann als Zeuge zugelassen wird!"

„Ruf' deine Wirthin herbei," sagte der Magister lachend, „daß sie dem Kinde hier etwas Milch gibt! Es ist erhitzt und durstig. Oder eher wollen wir einen Augenblick in's Haus gehen, denn Ihr Landbebauer kennt ja nicht die höfische Freude, im grünen Klee und unter Blumen zu sitzen, wenn Ihr tafelt!"

Der Mann vom Hadelaub schüttelte die Späne von seinem starken Lederschurz, indem er leicht die Stirne runzelte; er liebte nicht, sich gelegentlich, im Gegensatze zu den Herrensitten, gewissermaßen als bäuerisch hingestellt zu sehen. Schon sein sorgfältig rasirtes Gesicht, das nur von einem Kranzbart eingerahmt war, und das halblange Haupthaar bewiesen, daß er als Freier sich zur guten Gesellschaft zählte und nicht mit einem ungeschorenen Hörigen oder Leibeigenen verwechselt werden wollte. Denn die Sitte hatte in diesem Stücke, wie noch in manchem, sich geändert. Geschoren waren jetzt die Herren und lang

haarig die Knechte, und nur die Apoſtel und Könige dachte man ſich langbärtig.

„Wenn es höfiſch iſt, im Freien zu ſpeiſen,“ ſagte er, ſo leben wir hier bei Hofe, da wir in Sommertagen hinter dem Hauſe am Schatten eſſen. Dort mag auch Euer Mägdlein die Milch trinken. Ihr ſelbſt aber einen Schluck dauerhaften alten Moſtes von Holzbirnen, den Ihr kennt.“

„Er iſt kühlend und nicht ohne Würze“, erwiderte der Cantor; „kommſt Du mit Deinem Weib nächſtens einmal zum Münſter, ſo werde ich Euch dafür ein Becherlein wälſchen Weines vorſetzen, den mir ein ſanglieben der Herr gebracht hat.“

Sie begaben ſich demnach auf die Rückſeite des Hofes, wo in der That ein uralter Steintiſch unter den Bäumen ſtand, welche vom tiefen Bachtobel herauf ſtiegen und kühlen Schatten verbreiteten. Neben einander gelegte und mit Kies und Raſen bedeckte Baumſtämme bildeten eine fahrbare Brücke in den Wald hinüber. An einem laufenden Brunnen wirthſchaftete Rudolfs Eheweib, Frau Richenza. Sie war kaum zwei Zolle kürzer als ihr Mann, ſo daß man erſt jetzt, als das Paar bei einander ſtand, den hohen Wuchs derſelben recht gewahrte. Ihr Haar war an Stirne und Schläfen ſtraff zurückgeſtrichen und hinten in einen ſtarken Zopf gebunden, wie es arbeitende

Frauen nöthig haben. Auch das Kleid war etwas kürzer, als es bei Leuten freien Standes damals zu sein pflegte, was ihr, mit ihren raschen Bewegungen verbunden, ein rüstiges Ansehen verlieh, das wiederum durch einen gewissen alemanischen Liebreiz des hellen Gesichtes gemildert wurde.

Richenza schüttelte dem Geistlichen und dem Kinde treuherzig die Hand und brachte bald die Milch sowol als den gelben klaren Most herbei, nebst kräftigem Roggenbrod, während der Mann selbst ebenfalls in's Haus ging und von den geräucherten Vorräthen über dem Herde, worüber die Verfügung ihm vorbehalten war, langsam und bedächtig eine Wurst herunterschnitt. Denn ihm stand zu, zu ermessen, wie auf dem Heerzuge des Lebens die köstlichere Speise abzutheilen war, daß der Vorrath langte und niemals Mangel, Schuldbedrängniß und Verpflichtung eintraten, die von allen Seiten feindlich lauerten.

Nicht lange saß nun die kleine Gesellschaft an dem steinernen Tische, als aus dem Walde drüben heller Gesang eines Kindes schallte und bald eine kleine Heerde von Kühen erschien, welche von dem zehnjährigen Knaben des Bauern von der Weide heim und über die Brücke geleitet wurde. Nur mit einem langen blauen Leinenrocke bekleidet, barfuß, von reichem blondem Goldhaar Gesicht und Schultern

umwallt, ein hohes Schilfrohr in Händen tragend, gab das Kind mit den Thieren ein ungewöhnlich anmuthiges Bild, welches zudem sammt dem Waldesgrün vom Lichte der Abendsonne gestreift war, soweit sie durch die Belaubung dringen mochte. Mit Wohlgefallen folgten Conrads Augen der Erscheinung, bis der unbekümmert weiter singende und sich kaum umsehende Knabe die Kühe in den Stall gebracht hatte und nun zum Tische kam, um sein Abendbrod zu empfangen. Er gab dem alten Herrn ungeheißen die Hand; dann aber legte er erstaunt die Hände auf den Rücken und betrachtete unverwandt das Mägdlein Fides, welches eben sein Milchbecken am Munde hielt und darüber hinweg seine Aeuglein gehen ließ. Einen Augenblick setzte es ab und sagte: „Du dummer Bub!“ worauf es fertig trank und den Mund wischte.

Er schlug beschämt die Augen nieder und wendete sich seitwärts mit zuckendem Munde; denn eine so unhöfliche Anrede war ihm in seinem kurzen Leben noch nie zu Theil geworden. Als nun aber Frau Richenza den Knaben an sich zog und beschwichtigte und der Cantor dem Mädchen seine Unart verwies, fing dieses seinerseits an zu weinen, so daß die Frau auch hier einschreiten und besänftigen mußte.

„Sieh Johannes“, sagte sie zum Knaben, „das

Schäppelein des Dämchens iſt faſt verwelkt, geh' mit ihm an den Bach hinunter, wo die vielen Blaublümel ſtehen, und holet zuſammen zu einem friſchen Kranze, aber kommt bald wieder, eh' es zu kühl wird!"

Das Blumenkränzchen, womit das fliegende Haar des Herrenkindes geziert war, befand ſich wirklich nicht mehr im beſten Zuſtande und es wurde das Vornehmen auch von dem Cantor gebilligt. Die Kinder gingen alſo, leidlich verſöhnt, den ſchmalen Pfad hinunter, wo der Wolfbach heute noch ſich durch Steinblöcke von allen Farben, unterwaſchene Baumwurzeln und andere Geheimniſſe drängt, kleine Waſſerfälle und hundert kleine Theater von Merkwürdigkeiten bildet. Sie gelangten auch bald an eine Stelle, wo das Bord länger von der Sonne beſchienen und daher faſt immer mit blühenden Pflanzen bedeckt war. Beſonders von Vergißmeinnicht erſchien alles blau, aber auch weiße Sternchen und rothe Glöckchen gab's darunter, in jenem blumenliebenden Zeitalter eine Augenfreude nicht nur für Kinder.

Die kleine Fides machte ſich auch gleich darüber her und band ſich mit Behendigkeit einen Kranz, zu welchem Johannes ihr kaum genug Blumen reichen konnte, je nach Auswahl und Befehl. Ring und Faden hiezu nahm ſie vom alten Kranz und ließ die Ueberreſte deſſelben den Bach hinabſchwimmen. Nach-

dem ſie die neue Zierde aufgeſetzt, ſah ſie ſich im Uebrigen um und fing an auf den Steinen herumzuſpringen, welche aus dem rinnenden Waſſer hervorragten, bis ſie auf einen kam, wo ſie nicht mehr fort konnte, ohne durch das Waſſer zu gehen. Das war aber wegen der feinen Schuhe und des Kleides unthunlich; nach kurzem Beſinnen befahl ſie dem Knaben, der ihr nachgeſprungen war und rathlos bei ihr auf dem Steine ſtand, ſie an's Ufer zu tragen. Er glitt auch ſofort in's Waſſer und trug das angehende Frauenweſen auf dem Arme und nicht ohne Mühe über die eckigen und runden Bachſteine, indeſſen ſie ſich an ſeinem Halſe hielt, auf's Trockene.

Inzwiſchen rückte Meiſter Conrad von Mure dem Ziele ſeines heutigen Ausganges näher. Er hatte, ſeit längerer Zeit mit den Leuten am Hadlaub in guter Freundſchaft lebend, die zarte, aber auch aufgeweckte und gelehrige Beſchaffenheit des Knaben Johannes bemerkt und wünſchte denſelben zu ſich zu nehmen, um ihn zunächſt zu einem Schreiberlein und Schüler heranzubilden, deſſen er zu allerlei Aushülfe ermangelte, dann aber auch einem beſſeren Lebensloſe entgegenzuführen, als er ihm auf dieſer Berghöhe beſchieden wähnte. Er begann daher von dem Singen des Knaben zu ſprechen, wie er allerhand Singſpiel in Worten und Weiſen richtig aufgefaßt, wenn auch

nur ſtückweiſe, inne habe, ohne daß man wiſſe, wie es zugehe. Dann brachte er allmälig ſein Anliegen vor, fand aber keine Zuſtimmung beim Vater. Der unterbrach ihn, als er im beſten Zuge war, und ſagte: „Lieber Herr! Wir wollen hierin nicht weiter gehen! Statt eines ehrlichen Chriſtennamens, wie ſie auf dieſem Berge und rings im Lande altherkömmlich ſind, Heinz, Kunz, Götz, Siz, Frick, Gyr, Ruff, Ruegg, hat man dem Buben einen von den neumodiſchen Pfaffennamen verſchafft, Johannes, ohne daß ich weiß, wie es eigentlich gekommen iſt. Aber weiter ſoll es nun mit dem Pfaffwerden nicht gehen. Es iſt mein einziges Kind. Seit unvordenklicher Zeit haben ſich meine Väter auf der hieſigen Hofſtatt gehalten, ich will mir nicht vorſtellen, daß das durch meine Schuld anders werden ſoll und keiner der Meinigen mehr ſeinen Pflug hier führe, ſein Vieh hier weide und von hier aus mit Schild und Speer zum Heerbann niederſteige."

„Ei, was die ehrlichen Chriſtennamen betrifft," antwortete ihm der Alte lächelnd, „ſo ſeid Ihr nicht gut berichtet! Ihr habt als ſolche lauter wilde alte Heidennamen genannt, Euren und meinen nicht ausgeſchloſſen. Wißt Ihr, wie Euer Name Rudolf ſich ehemals geſchrieben hat? Hruodwolf, lupus gloriosus, ein berühmter Wolf, ein Hauptwolf, ein

Wolf der Wölfe! Schönes Chriſtenthum! Wie lieblich klingt dagegen das griechiſche Johannes, ſei es nun der Täufer, oder der Lieblingsjünger des Heilands, oder der Evangeliſt!"

Soeben kamen nun die beiden Kinder an und der Cantor zog gleich den Knaben herbei, ergriff deſſen Hände und rief: „Seht, Capitan aller Wölfe, ſind dieſe ſchmalen Händchen diejenigen eines Pflugführers und Speerträgers? Oder nicht vielmehr diejenigen eines Pfaffen oder Magiſters? Eines ſanften gelehrten Johannes? Merkt Ihr denn nicht die Weisheit der guten Mutter Natur, die aus ſo reiſigem Volk von Zeit zu Zeit ſelber ein zarteres Pflänzlein ſchafft, aus dem ein Lehrer oder Prieſter werden mag, wo Ihr ſonſt bei aller Stärke in Unwiſſenheit und Sünde verderben müßtet? Uebrigens iſt gar nicht geſagt, daß er durchaus geiſtlich werden ſoll; ich bin zufrieden, wenn er nur vorerſt etwas lernt und die Zeit nicht verloren geht!"

„Willſt Du in die Schule gehen zu den Herren am Münſter?" ſagte nun die Mutter zu dem Knaben, welcher verwundert Alle der Reihe nach anſah.

„Willſt Du ſchöne Bücher ſchreiben und malen lernen mit Gold und bunten Farben, Lieder ſingen und die Fidel ſpielen," ſagte der Singmeiſter, „ſchöne Mailieder, kluge Sprüche und das Michaelslied: O

heros invincibilis dux — oder wie haſt Du heut' geſungen?"

„O Herr, o Vizibilidux! heißt es," rief Johannes eifrig, und lachend fragte Conrad, wer ihn das gelehrt habe?

„Der Bruder Radpert im Klöſterlein," verſetzte jener ſelbſtzufrieden.

„Das iſt ein uralter Mönch bei den Auguſtinerbrüdern dort hinter den Eichen, der einſt als Kriegsmann noch den Heerzug in's heilige Land mitgemacht hat und dem Kinde zu erzählen pflegt, wie ſie das Lied immer geſungen, wenn es in den Streit ging."

Dies bemerkte die Frau Richenza; Rudolf, ihr Mann, aber ſagte jetzt zu dem Knaben: „Nun, was ziehſt Du nun vor? Willſt Du bei den Mönchen in der Schule ſitzen und eine Glatze tragen, oder willſt Du hier oben in der freien Luft bleiben und ein wehrhafter Geſelle werden?"

Johannes begriff den Sinn der Unterhaltung nur etwa zur Hälfte; er ſah ſich nochmals um und vermuthete zuletzt, daß es ſich um eine Schule handle, in welcher ſolche kleine Dämchen ſäßen, wie der Chorherr eines zur Probe mitgebracht habe, und da dieſes ihm gefiel, ſo erklärte er, er wolle in die Schule gehen.

„Genug," rief der Vater in ſtrengerem Tone, „wir wollen mit ſolcher Sache nicht länger ſpielen!

Geh' hinein, Johannes, und hole das Horn, daß wir die Knechte und Dirnen heimrufen!"

Der Chorherr merkte, daß er jetzt nichts weiter ausrichten werde, nahm, da die Sonne sich zum Untergange neigte, Abschied und begab sich auf den Heimweg. Gleichzeitig kam ein alter und ein junger Knecht mit Ochsen und Eggen in raschem Laufe auf der Hofstatt an, mit lautem Geschrei und Heio, Menschen und Thiere gleich ungeduldig. Während hiedurch die Aufmerksamkeit des Meisters in Anspruch genommen wurde, benutzte Johannes die Gelegenheit, vom Hofe zu entfliehen und dem Cantor und dem Mädchen den Berg hinunter nachzulaufen. Da er barfuß war, so hörten sie ihn nicht. Wenn Herr Conrad einen Augenblick still stand, um auszuruhen und zu husten, so hielt Johannes in einiger Entfernung ebenfalls an und blieb schüchtern stehen, und wenn sie weiter gingen, so lief er wieder hinter ihnen drein. Bei einem solchen Halt entdeckte ihn die zurückschauende Fides; aber sie sah ihn jetzt wieder so stolz und fremd an und schien nicht einmal den alten Herren von seiner Nachfolge in Kenntniß zu setzen, so daß er verschüchtert zurück blieb und ihnen traurig nachblickte, bis sie in den Abendschatten verschwanden. Dann lief er voll Furcht, theils vor den Folgen seines Ungehorsams, theils vor den Geheimnissen der hereinbrechenden Nacht, eilig zurück, bis

ihn die Mutter, die ihn bereits suchte, empfing und unbemerkt in's Haus brachte und auf seinem Lager versorgte, dem Anerbieten des ehrwürdigen Capitelsmannes mütterlich nachsinnend.

Als sie nach Jahr und Tag ihrem Eheherren einen zweiten Sohn schenkte, ein Knäblein, das auffallend groß und kräftig war, wurde Rudolf am Hadelaub anderen Sinnes und der Wunsch des Singmeisters der Probstei Zürich erfüllt.

Nach ungefähr acht Jahren finden wir den Johannes Hadlaub, wie er jetzt genannt wurde, als blondgelockten feinen Jüngling unermüdlich bei allerhand gelehrter Arbeit. Conrad von Mure hatte ihn unter seine ganz besondere Obhut genommen und zu allererst so schnell schreiben und lesen gelehrt, wie ein Kriegsmann seinen Knaben reiten und fechten. Gleichzeitig mit dieser Uebung und durch dieselbe mußte er die Sprache deutsch und lateinisch verstehen lernen, denn der Meister gönnte ihm nicht so viel Zeit hiezu, wie den Pfaffen- und Herrenknaben der Stiftsschule. Nach Brauch und Art des Handwerks mußte er sobald als möglich Nützliches hervorbringen, was an seiner Stelle in sauberer und genauer Abschrift bestand; über den Inhalt sich aus den vertrauten Worten des Alten gewissermaßen im Fluge zu belehren, mußte er

ſich ſtill und aufmerkſam angewöhnen. Mit der Zeit mochte er dann ſehen, was er weiter aus ſich machte, wenn er ein wirklicher Gelehrter und Theolog werden wollte. Inzwiſchen mußte er nicht nur Noten und Worte der Kirchenmuſik ſchreiben, ſondern auch die Reimwerke Conrad's, ſeine mythologiſchen, geographiſchen, naturkundlichen und hiſtoriſchen Tractate fleißig copiren, bis ſein Taufgevatter Johannes Maneſſe, der Cuſtos und Scholaſter der Propſtei Zürich, der Sohn des Herrn Rüdiger, hinter die Sache kam und der flinken und zierlichen Hand des Knaben gewahr wurde. Der zögerte nicht lange, ſondern ließ ſich von ihm alle die alten und neuen Minnelieder und Ritterge-dichte abſchreiben, deren er habhaft werden konnte in ſeinem weltlichen Sinne, und Conrad von Mure machte ſich eifrig herbei und wachte darüber, daß ſie richtig in Ton und Maß geſchrieben und vorhandene Fehler ausgemerzt wurden. Hiedurch erlangte der junge Hablauber, gelehrig und ſtets munter, eine neue Kenntniß und Uebung.

Einige Verzierung der Schrift mit ſchönfarbigen Tinten gehörte an ſich ſchon zum klöſterlichen Schreibewerk; allein hiebei blieb er nicht ſtehen, ſondern ſuchte bei naiven Bildkünſtlern jener Zeit, wie ſie etwa in den Bauhütten der beiden Münſter zu treffen waren, ſoviel Erfahrung abzulauſchen, als zur Bemalung

eines halben oder ganzen Pergamentblattes erforderlich war.

Seit mehreren Jahren war nun der greiſe Cantor und Stiftsherr von Mure todt, Johannes Hadlaub aber an der Singſchule und Bücherei beſchäftigt geblieben, ohne ſich für den Stand der Geiſtlichkeit bereit zu machen. Sein Vater ſchien hiemit zufrieden, obgleich ſein zweitgeborner Sohn kräftig heranwuchs und ebenſo groß und ſtark zu werden verſprach, wie er ſelbſt. Wenn Johannes ein geſchäftskundiger weltlicher Bürgersmann in der Stadt würde, ſo war ihm das auch recht, und jener begann in der That von verſchiedenen Herren bei ihren Verhandlungen als Schreiber benützt zu werden; beſonders war es der jüngere Leuthold, Freiherr von Regensberg, der ſeine Dienſte andauernd in Anſpruch nahm bei Ordnung ſeiner ſchwankenden Verhältniſſe.

Noch näher trat er in der Folge dem älteren Maneſſe, Herrn Rüdiger, als deſſen Sohn, der „Küſter", ihn eines Tages aufforderte, ſchleunig ſeine Fiedel zu nehmen und mit ihm auf den Hof des Maneſſe zu kommen.

Johannes nahm freudig erröthend augenblicklich die Geige und ſchritt mit dem Chorherren gar ſtattlich die Kirchgaſſe, ſo jetzt Römergaſſe heißt, hinauf. Freundlich nickte der goldgelockte Jüngling an der

Seite des Chorherrn Bekannten zu, welche in den volkreichen Gassen vorübergingen, und er wurde von Jedermann ebenso freundlich wieder gegrüßt, weil er eine liebenswürdige Erscheinung war. In einen faltigen Rock gekleidet, der sich in breite, weiße und blaue Querstreifen theilte und fast bis auf die Füße ging, trug er ein purpurrothes Baret, besteckt mit einem weißen Tuche, das Nacken und Schultern deckte.

Bald gelangten sie zu der Behausung der Herren Maneß; erregt blickte Johannes an das steinerne Haus empor, welches damals an dem Thurme lehnte und das Wohnhaus war. Im zweiten Stock war die Mauer unterbrochen von einer Rundbogenstellung auf zierlichen Säulen, hinter welchen der Saal sich befand, überragt von den Eichenbalken des Daches. Das Erdgeschoß zeigte ein paar Fenster mit ebenfalls verzierten Rundbogen, daneben aber hauptsächlich ein großes Einfahrtsthor, das unter dem Hause durch in den Hof führte zu verschiedenen Aufgängen und Treppen. Unter dem Thorbogen waren die Steinstufen angebracht, von welchen die Frauen zu Pferde stiegen, wenn sie ausritten. Eine jener steinernen Schneckenstiegen, deren Tritte uns jetzt, wo sie noch erhalten sind, so hoch und beschwerlich vorkommen, führte zum Saale hinauf.

Als Johannes Hadlaub mit seinem Führer in die

Thüre deſſelben trat, verließ ihn plötzlich ſein friſcher Muth. Er war nicht auf die anſehnliche Geſellſchaft gefaßt, die da um einen großen Tiſch herum in Lehnſtühlen oder auf kiſſenbedeckten Schemeln ſaß.

Da war vor Allem Biſchof Heinrich von Conſtanz, ein ſchöner Mann mit dunklen Augen und Haar, mit ernſten, aber geiſtvollen Geſichtszügen; mit der beringten Hand hielt er die Hand der Fürſtäbtiſſin von Zürich, die in weltlicher Damentracht neben ihm ſaß, eine ſtill vorübergehende Erſcheinung, die nur im Lichte jener Augen aufblühte. Zu ſeiner anderen Seite ſaß die Hausfrau des Ritters, von dem ebenfalls alt einwohnenden Stamme der Wolfleipſch, gleich neben ihr eine andere Conventualin der Abtei, Frau Eliſabeth von Wetzikon, Muhme des Biſchofs, die ſpäter die bedeutendſte Aebtiſſin wurde, dieſe auch in weltlicher Tracht. Neben ihr ſaß der Toggenburger Graf Friedrich, Nachkomme des Minneſingers Kraft von Toggenburg, dann der Herr von Troſtberg, Enkel des Sängers gleichen Namens, dann Herr Jakob von Wart, endlich Herr Rüdiger ſelbſt mit ergrauten Locken aber blühendem Antlitz, in pelzverbrämtem Rocke. Einige Sitze waren leer, da die junge Fides aufgeſtanden war und mit zwei andern Frauen im Hintergrunde des Saales auf- und niederging.

Auf dem Tiſche ſtanden Blumen und Früchte, Gebäcke und ſilberne Schaalen mit ſüdlichem Weine, dazwiſchen aber kleine Pergamentbüchlein, größere Hefte von gleichem Stoffe und ſchmale, lange, aufgerollte Streifen Pergamentes, alles dies mit Reimſtrophen beſchrieben, gedrängt und endlos wie Heerzüge der Völkerwanderung.

Der Hausherr erhob ſich und empfing ſeinen Sohn ſammt deſſen Begleiter.

„Haſt Du uns den jungen Spielmann mitgebracht?“ fragte er, „das iſt gut, denn wir haben durch die Gunſt dieſer Herren einige neue Sachen erjagt und möchten dieſes und jenes gern ſingen hören; aber Niemand ſingt, als der hochwürdigſte Fürſt Heinrich und der will nicht mehr, ſeit er Biſchof iſt! Da hat uns Graf Friedrich noch einige Lieder ſeines Großvaters gebracht, die wir nicht beſeſſen; Freund Troſtberg nicht weniger als zwei Dutzend Geſänge ſeines würdigen Vorfahren und hier Baron Jacobus von der Wartburg, rathe einmal! ſein eigenes Jugendbüchlein, das er uns ſo lange hinterhalten, achtzehn Lieder, ich hab's ſchon gezählt! Aber auch er will nicht mehr ſingen!“

„Wenn ich nicht mehr ſingen darf,“ nahm jetzt der Biſchof das Wort, „ſo habe ich dafür Buße gebracht, nämlich die Lieder des edlen und ritterlichen

Herzogen von Breslau, meines schönen und guten Heinrich! Leider zugleich mit der Nachricht, daß der Treffliche unverhofft und in jungen Jahren Todes verblichen ist, eine Kunde, die mich tief betrübt hat!"

Er zog eine kleine Liederrolle aus seinem Gewande, durchmusterte sie und fuhr fort:

„Hier ist eines der anmuthvollsten Lieder, die wir von dem seligen Manne haben, könnte uns der wackere Knabe das wol vortragen?"

Er winkte Johannes herbei, gab ihm das Lied zu lesen und unterrichtete ihn in halblauten Tönen rasch in der Weise, die jener bald begriff. Johannes legte hierauf die viersaitige Geige vor seine Brust und sang das Lied, indem er die Weise eine Terz tiefer dazu spielte und nur jeweilig mit den zwei vorletzten Noten einer Zeile harmonirend ausbog. Es war das Lied:

Dir klag' ich, Mai, ich klag' dir's Sommerwonne,
Dir klag' ich, leuchtende Haide weit,
Ich klage dir's, o blühender Klee,
Ich klag' dir, Wald, ich klag' dir Sonne,
Dir klag' ich, Venus, sehnendes Leid,
Daß mir die Liebste thut so weh!

und so weiter, wie von den angerufenen Richtern jeder seine Strafe verheißt, der Ankläger aber schließlich

ſeine Klage zurückzieht und lieber ſterben will, als daß ſolches Ungemach die Schöne treffe.

Der Geſang war aus der friſchen Kehle des frohen unſchuldigen Jünglings ſo wohltönend hervorgequellt, daß Alle davon ergriffen und gerührt waren, zumal die Nachricht von dem frühen Ende des Dichters die Gemüther ſchon weicher geſtimmt hatte. Der Biſchof aber vereinigte ſofort mit dem Johannes und Herrn Rüdiger, der eifrig herzutrat, den Text, in welchem ſich durch den geſanglichen Vortrag einige offenbare Unrichtigkeiten in der Silbenzählung bemerklich gemacht hatten.

Jetzt ſprang aber der von Wart auf, der ſein eigenes Büchlein vom Tiſch genommen hatte, und rief: „Nur das erſte Beſte von meinen ſchwachen Geſätzlein möchte ich nochmals von dem Munde dieſes Knaben hören. Er zeigte ihm eines der Liedchen und Johannes ſpielte und ſang.

Voll Schönheit wie der Morgenſtern
Iſt meine Fraue, der ich gern
Für jetzt und immer dienen will!
Wie wenig ſie mir Troſt gewähre:
Ich wünſche, daß ſie Glück und Ehre
Begleiten an der Freuden Ziel!
Ihre Güte und Beſcheidenheit
Sind leider gegen mich entſchlafen;
Doch muß ich ſie drum tadelnd ſtrafen,
Iſt eben dies mein ſchweres Herzeleid!

Indeſſen hatte der Biſchof die Lieder des älteren Troſtberg durchgangen, erhob ſich unverſehens, nahm von dem jungen Spielmann die Fiedel an ſich, und ſang und ſpielte in ſchönen correcten Tönen:

Roſenblühend iſt das Lachen
Der viel lieben Frauen mein,
Wie konnt' er ſolch' Wunder machen,
Der ihr gab ſo lichten Schein?
Sie iſt meines Herzens Oſterſpiel,
Des Herzens, das ſie niemals laſſen will!

„Verzeiht, edle Freunde," ſagte er dann, „daß ich mich habe hinreißen laſſen! Aber das iſt die erſte frohe Stunde, die ich genieße, ſeit ich armer und getreuer Canzler meinen Herrn Rudolf in die Kaiſergruft zu Speier begraben habe!"

Er warf dabei ein blitzendes Auge auf die erröthende Aebtiſſin Kunigunde, und Alle bezeugten ihre wohlwollende Theilnahme, obſchon Jeder wußte, daß der Sangesgruß des Kirchenfürſten der Fürſtäbtiſſin gegolten, welche er heute nach längerem Zeitraume wiederſah.

Schon hatte jetzt Jakob von Wart aber eine kleine Harfe, die ihm geſchickter war, von der Wand genommen, und angefeuert von dem Beiſpiel des Biſchofs ſowohl als durch den edlen Wein, ſang der nicht mehr junge Herr das ſchöne Tagelied, das am Schluſſe der von ihm uns erhaltenen Sammlung ſteht und

ſich mit den vorzüglichſten Gedichten dieſer Art aus der Staufenzeit vergleichen laſſen kann.

„Nun habt Ihr mir die größte Freude und Ehre gewährt!“ ſagte Herr Rüdiger, ja ich bin froh, dieſes Lied und die anderen von Euch zu beſitzen! Wer möchte uns aber jetzt eine Probe von des Toggenburgs Liedern ſingen, daß wir von Allem etwas hören?“

Graf Friedrich dagegen meinte, er ſei für ſeine Perſon nicht beſonders erpicht auf das eigene Hausgewächs und wäre eher begierig, von dem jungen Spielmann ein paar allbekannte gute Stücke zu hören.

„Nun,“ rief der Biſchof, „ſo ſoll er uns Einiges von dem alten Vogelweider zum Beſten geben; der ſteht immer noch über Allen an Wohlklang und Geiſt!“

Walthers gangbarſte Weiſen waren allerdings dem Jüngling geläufig und er ſpielte ſogleich das ſechsſtrophige Lied:

Wollt Ihr ſchauen, was im Maien
Wunders iſt beſchert:
Seht die Pfaffen, ſeht die Laien,
Wie ſich's kehrt und fährt!
Groß iſt ſein' Gewalt!
Bringt er Zauberſtab und Krone?
Wo er naht mit ſeiner Wonne,
So iſt Niemand alt!

Dann folgte das Lied:

Immer nimmt mich Wunder, was ein Weib
An mir hab' erſehen ꝛc.

Wie nun der hübſche Knabe weiter ſang:

Hat ſie keine Augen im Geſicht?
Aller Männer ſchönſter bin ich nicht,
Das iſt nicht zu läugnen
— — — — —
Schaut nur, wie der Kopf mir ſteht,
Der iſt gar nicht wohlgethan!

und dabei den feierlichſten Ernſt bewahrte, brach die ganze Geſellſchaft in ein fröhliches Gelächter aus.

Zuletzt ſang er das „Unter der Linde auf der Haide" mit dem Tandaradei-Refrain mit ſo naiver Unſchuld, daß er Alle ſich geneigt machte und der Biſchof ihn umarmte und küßte.

Herr Johannes, der Küſter, freute ſich der guten Aufnahme, welche ſein Schützling gefunden, und ſtellte denſelben erſt jetzt genauer vor. „Er iſt guter Leute Kind," fügte er hinzu, „ſein Vater war anno 78 mit Rudolf auf dem Marchfelde und einer der wenigen Züricher, die von dort zurückgekommen ſind."

„Dann würde ich ihn wol wieder erkennen, wenn ich ihn ſähe," antwortete Herr Heinrich von Klingenberg; „denn ich ſah ſie Alle, als ſie in dem Völkerſtreit ſtandhaft vordrangen mit denen von

Schwyz und Uri und der König auf ihre Tapferkeit hinwies."

„Er iſt auch ein Kenner alter Bräuche und weiß ſtets ohne Schrift was Rechtens iſt," ſagte der ältere Maneß; „mehr als einmal habe ich Gelegenheit gefunden, das zu erproben."

Johannes Hablaub miſchte ſich beſcheiden in die Rede, indem er einſchalt, ſein Vater habe, ſeit er, der Sohn, ſchreiben könne, ihn an ſtillen Winterabenden ſchon Manches aufzeichnen laſſen von dem, was ihm als auf den Höfen weit herum von altersher üblich bekannt ſei und nicht in den Rechtsbüchern ſtehe.

Begierig rief ſogleich der Ritter: „Mein Sohn! von Allem, was der Vater Dich ſolchergeſtalt niederſchreiben läßt, ſollteſt Du mir Copia geben, das heißt, wenn er es geſtatten will! denn ich fürchte, er gehört zu denen, welche glauben, das Alleinwiſſen verleihe Macht im Rechtsleben, oder die gar den Aberglauben hegen, ſolche Kunde ſei als etwas Uebermenſchliches und Gefährliches zu hüten!"

„Das thut er nicht," antwortete Johannes, „denn er hält es für ein Gemeingut und hält es für ein Uebel, daß Alles nur in den Gotteshäuſern aufgeſchrieben und bewahrt werde, wenigſtens hier."

„Sieh, mein Sohn, ſchon Manches hab' ich hier,

was Dir auch zu Gute kommen kann und was Du mir wiederum kannſt vermehren helfen!“ fuhr der Ritter fort und führte ihn zu einem offen ſtehenden, in die dicke Mauer des Saales eingelaſſenen Schranke, aus welchem ein Theil der auf dem Tiſche liegenden Handſchriften entnommen war, in welchem aber noch viele Bücher und Pergamentrollen geſchichtet lagen.

Da waren neben dem Parzival, dem Erec, Iwein und armen Heinrich, dem Triſtan, dem Wartburgſtreit und anderen poetiſchen Werken auch verſchiedene Bücher beſchreibender oder hiſtoriſcher Natur, wie ſie damals geſchrieben und geleſen wurden, vornehmlich aber ſah man da Abſchriften wichtiger Rechtsdenkmäler und Urkunden, wie ſie nur ein einflußreicher und hochſtehender Mann zu ſammeln in der Lage war. Herr Rüdiger holte ein beſonders eingewickeltes Buch hervor und zeigte es dem Jüngling. Es war die Handſchrift des Schwabenſpiegels.

„Vorzüglich das Buch hier möchte ich beſitzen, denn dieſe Schrift gehört nicht mir, ſondern den Herren am Münſter,“ ſagte er; „wollteſt Du zuweilen herkommen, ſo könnteſt Du es hier abſchreiben, indem wir es gleicher Zeit zuſammen leſen; denn es wird etwas ſchwierig ſein, da manches gar alter und eigenthümlicher Art iſt. Haben wir die Schrift fertig, ſo wollen wir auch den Spruch an den Schluß ſetzen,

den dieſer Schreiber hier am Ende des Lehensrechtes angebracht hat und der auch mir wohlgeſagt ſcheint:

„Es iſt Niemand ſo ungerecht, den es nicht un„billig dünkt, wenn man ihm unrecht thut. Darum „bedarf man weiſer Rede und guter Künſte, ſie in den „Rechten zu verwenden. Wer zu allen Zeiten nach „dem Rechte ſpricht, der macht ſich manchen Feind. „Dem ſoll ſich der Biedermann gern unterziehen, um „Gottes und ſeiner Ehre willen und zum Heil ſeiner „Seele. Der gütige Gott verleihe uns, daß wir das „Recht alſo lieben in dieſer Welt und das Unrecht „ſchwächen in dieſer Welt, daß wir deſſen genießen „dort, wo Leib und Seele ſcheiden!“

„Das iſt wol ein ſchöner Spruch,“ ſagte unverſehens eine jugendliche Frauenſtimme dicht hinter Johannes. Raſch kehrte er ſich um und ſtand einem ſechszehnjährigen Fräulein gegenüber von einer ganz ſeltenen und eigenthümlichen Schönheit und überaus ſchlanker Geſtalt. Die Anmuth ihrer Geſichtszüge war faſt etwas verdüſtert durch einen tiefen Ernſt und doch durch denſelben wieder beſeelt. Es war Fides, die bisher ſich von der Geſellſchaft entfernt gehalten.

Johannes hatte alle die Jahre her das Mädchen nie wieder erblickt, obſchon er nach Jugendart daſſelbe im Gedächtniß bewahrt und heute ſofort der Mein-

ung gewesen war, er werde das ehemalige Kind ohne Zweifel endlich finden. Allein eben weil sie nicht mehr ein Kind, sondern eine ganz andere Person und Gestalt war, und dann von der glänzenden Versammlung überrascht und durch das Singen beschäftigt, hatte er sie nicht gesehen und waren seine Gedanken sogar ganz von ihr abgekommen.

Wie sie seine Ueberraschung bemerkte, betrachtete sie ihn genauer und schien sich zu besinnen, wo sie ihn wol schon gesehen habe, bis ihr einfiel, daß der hier stehende Schüler des seligen Cantors ja kein anderer als jener Knabe sei, der sie einst durch den Bach getragen und sie dann eine Strecke weit den Berg hinunter verfolgt hatte. Sie nickte ihm mit flüchtigem Lächeln ein weniges zu und ging dann wieder mit ihren Gespielinnen auf und nieder, zuletzt aber aus dem Saal.

„Unser junger Spielmann hat nun aber auch einen Trunk verdient," sagte jetzt die Hausfrau, setzet Euch ein Weilchen nieder und erquickt Euch; denn gewiß habt Ihr Euch die Kehle trocken gesungen!"

Sie wies Johannes einen der ledigen Sitze an, auf welchem er sich still und schüchtern verhielt.

Herr Rüdiger aber trat plötzlich, nachdem er inzwischen nachdenklich einigemal auf und nieder gegangen war, hinter den Bischof Heinrich und legte

ihm die Hand auf die Schulter, so daß die übrigen Anwesenden ihre Gespräche unterbrachen.

„Weißt Du, trauter alter Freund! welch' ein Gedanke mir eben gekommen ist, als ich mich dort mit dem Bücherwesen unterhielt? Seit mehr als hundert Jahren, so dachte ich, wird in deutschen Landen die Minne gesungen und sonst so mancher weise und tapfere Spruch ersonnen; von Hand zu Hand gehen die Lieder und noch vermehren sie sich täglich, aber Niemand weiß und kennt sie alle, und je mehr der Jahre fliehen, je mehr der Lieder gehen mit den sterbenden Menschen zu Grabe! Wie mancher edle Sänger liegt seit sechzig, siebzig Jahren wol in seiner Ruhe, noch haben wir seine Lieder, aber schon nur noch wenige seiner Weisen; in abermals siebzig Jahren, was wird noch vorhanden sein von seinen Tönen und von seinem Namen? Vielleicht ein Märchen, wie vom Orpheus, wenn's gut geht!"

„Ich verstehe Dich, lieber Herr und Freund!" erwiderte der Bischof, seine Hand erfassend, „Du willst die Lieder gründlich sammeln und retten, was zu retten ist, und ich muß solchen Vorsatz nur loben, so viel ich loben kann! Einen guten Anfang habt Ihr ja schon gemacht, Du und Dein würdiger Sohn, von dem ich wiederholt erfahren und vernommen, wie er in allen Burgen und Klöstern nach Geschrie-

benem bohrt! Aber wir müſſen nun in's Breite und Weite gehen und eine gewiſſe Ordnung in die Sache bringen!"

„Verſteh' mich recht!" verſetzte der Maneſſe, „ich meine ein einziges groſſes Buch zu ſtiften, in welchem Alles geordnet beiſammen iſt, was Jeder an ſeinem Orte ſingt. Ja, ſoeben ſchaue ich," fuhr er in edler Erregung fort, „ſchon ſehe ich das Buch in ſchönſter Geſtalt vor mir, groß, köſtlich und geſchmückt, wie, ohne Blasphemia zu reden, das Meßbuch des Papſtes!"

„Ebenſo mein' ich es auch," antwortete der Klingenberger, „und weißt Du warum? Weil ich bereits einen Anlauf und Vorgang ſolchen Unternehmens kenne. In der Bücherei unſers Domſitzes zu Conſtanz gibt's ein Buch, worin an die fünfundzwanzig Singer ſchon beieinander ſtehen, wenige davon vielleicht vollſtändig, aber kundig geordnet und begleitet von ihren Bildniſſen. Das Alles kannſt Du gröſſer, ſchöner, reicher anlegen, vorzüglich aber müſſen wir die Namen vervollſtändigen. Nach meinem Dafürhalten werden wir ſtatt fünfundzwanzig an die hundert Namen bekommen."

„Es wird gegen die hundertundfünfzig gehen," rief Johann Maneß, der Chorherr, „wie viele haben wir nur in unſeren Gauen zu ſuchen vom Bodenſee bis in's Uechtland und in die Berge des Oberlandes; dann

denkt an die Donau, an Baiern, Franken, Sachſen, den Rhein, Niederland und die Nord- und Oſtmarken!"

„Um ſo eher müſſen wir beginnen," ſprach wieder Herr Rüdiger, „daher fragen wir Euch, den Herrn Fürſten und Biſchof zu Conſtanz, hiermit förmlich an, ob wir bemeldeten Liederſchatz lehensweiſe benützen dürfen zur Vergleichung und Umſchau?"

„Mit Freuden wird Euch das Werk zur Verfügung geſtellt," antwortete der Biſchof mit ſcherzhaftem Ernſte, „wofern unſere hochgelobte gnädigſte Fürſtin, die große Frau zu St. Felix und Regula in Zürich, für die unbeſchwerte Rückkehr des Schatzes gute Bürgſchaft leiſten will!"

„Sie will es," ſagte Kunigunde, die Aebtiſſin, lächelnd, „inſofern der Erſatz für ſo leichte Waare, wie jene Lieder ſind, falls ſie verloren gehen oder veruntreut werden, in ebenſo leichtem Werthe geleiſtet werden kann, etwa in einem Korb Roſen oder Feldblumen, ſo alljährlich an Kaiſer Heinrich's Tag, welches der Namenstag des Herrn Fürſten, meines Oberherrn, iſt, nach Conſtanz zu ſchicken wäre, wohlgemerkt unter Gegenverpflichtung, den Boten und ſein Roß gehörig zu pflegen und der Tributpflichtigen jedesmal ein Paar neue Handſchuhe zurückzuſenden!"

„Eine ächt weibliche Großmuth, die wir in Demuth über uns ergehen laſſen!" rief der Biſchof.

Herr Jakob von Wart aber erhob ſich und zugleich ſeine Trinkſchaale und rief: „Herren! laßt uns der ſchönen Frauen nicht ſpotten, zu deren Preis und Hochhaltung das Werk hauptſächlich dienen ſoll! Denn wird es nicht, recht durchgeführt, vor Allem aus ein Denkmal und Zeugniß werden von der Ehre, welche wir den guten Engeln erwieſen haben und erweiſen, wie noch nie vordem in der Welt erhört worden iſt, aber wie es bleiben ſoll, ſo lange die Herzen ritterlicher Männer ſchlagen?“

„Recht ſo,“ fiel Maneſſe ein, „ſolche Worte ſind glückverheißend für unſer Unternehmen und glückverheißend iſt die Anweſenheit des Herrn, der ſie ſprach, eines ächten Ritters und Minneſingers. Laſſen wir die Becherlein füllen, bitten wir die edlen Frauen, ſie uns zu credenzen, und trinken wir dann auf das unvergängliche Heil der blühenden Weibesſeele, auf das Heil unſers Freundes Wart, der heut hier ſein eigenes Lied geſungen hat, und auf das Gelingen unſers Vorſatzes?“

Alle ſtanden von ihren Sitzen auf, die Frauen hielten der Reihe nach alle Becher an ihre Lippen und boten ſie den Herren, welche ſie wohlgemuth leerten.

Maneß umarmte und küßte den Herrn von Wart, welcher freudig bewegt, in der Weiſe älterer Leute, ſich dieſe Nachblüthe ſeiner Kunſt gefallen ließ und

nicht ahnte, daß in weniger als zwanzig Jahren seine Burgen zerstört und sein Geschlecht von der Erde hinweggetilgt sein würden.

Als sich Frauen und Männer wieder niedergelassen hatten, ergriff der Bischof abermals das Wort.

„Wir wollen nun," sagte er, „nicht länger säumen, sondern so bald als möglich Ernst machen. Mir scheint am besten, wenn wir gleich eine junge Kraft für unser Vorhaben, das weit aussehend ist und Ausdauer heischt, heranziehen und unseren weißblauen Knaben dort zum Herold und Mareschalk des Feldzuges ernennen. In drei Tagen werde ich wieder auf meinem Hirtensitze sein; dann mag er sein zierliches Kleid ausziehen und sich in ein Reiterröcklein begeben, so es Euch recht ist, Freund Rüdiger, um das Liederbuch in Constanz zu holen. Ich sage das, weil ich dieses sowohl als andere Sachen, die ich hervorsuchen will, ihm selbst übergeben und alle diese Dinge mit einiger Unterweisung begleiten möchte. Denn seit den Lebenstagen des Königs und in dem Trubel der letzten zwei Jahre überhaupt habe ich meine Mappen und Truhen, die noch Manches bergen, nicht mehr geöffnet und gemustert. Habe ich dem Knaben dann meine Gedanken über dies und jenes mitgetheilt und hat er sie, wie ich hoffe und glaube, richtig erfaßt, so wird er Euch und Eurem Sohne,

dem Custos, Alles zur weiteren Erwägung und Entscheidung vortragen, oder wie dünkt Euch?"

„Ganz vortrefflich scheint mir Alles, was Ihr sagt," erwiderte Rüdiger; „ist der junge Mann vom Berge und nicht minder sein Vater, mit welchem ich selber sprechen werde, damit einverstanden, daß er uns in dieser Sache diene oder vielmehr behülflich sei, so wollen wir gleich daran gehen. Am besten wird sein, wenn er das Buch gleich selber schreibt, so haben wir die Aussicht, daß es ganz aus der gleichen Hand entstehen wird, auch wenn wir selbst darüber wegsterben sollten!"

Johannes befand sich wie in einem Traume, so wunderbar ging ihm alles durch den Kopf; er vermochte blos freudig und verwirrt sich zu verneigen, als ihn der Custos Johannes fragend ansah, und ging dann, als dieser ihm leise andeutete, daß es jetzt schicklich für ihn sei, sich zu entfernen, sich gegen Alle abermals neigend, seine Fiedel unter dem Arme, schleunig davon.

So verwirrt und befangen er war, hatte er doch Geistesgegenwart genug, sich auf Flur, Treppen und Hof umzusehen, so gut es mit seinen raschen Schritten sich vertrug; allein er sah oder hörte nicht ein Stäublein und nicht einen Laut von der jungen Dame Fides, die sich in das entlegenste Gemach der weitläufigen Ritterbehausung zurückgezogen zu haben schien.

In etwa acht Tagen ritt er in der That nach Conſtanz und zwar auf einem Klepper, welcher zum Gebrauche der Chorherren diente und insbeſondere von dem Cuſtos benutzt wurde, der unruhiger Natur war und immer ſeine Ausritte zu machen hatte. Der Biſchof empfing Johannes mit unverminderter Leutſeligkeit und ließ ihn ſogleich gut verpflegen. Nachdem er ſeine Regierungsgeſchäfte abgethan, nahm er den Jüngling in ſein Cabinet und zeigte ihm das Liederbuch (daſſelbe iſt jetzt in Stuttgart und führt den Namen der Weingartner Handſchrift, weil es ſich eine Zeitlang im Beſitze des Kloſters Weingarten befunden hat); er zeigte ihm die Einrichtung, und da er bemerkte, daß Johannes den Bau der verſchiedenen Sprüche, Lieder, Leiche u. ſ. w. bereits kenne, machte er ihn nur aufmerkſam auf die Nothwendigkeit, die einzelnen Stücke wohl auseinander zu halten und ſie darauf hin näher zu prüfen. Zugleich brachte er ein Paket kleinerer Handſchriften herbei, welche theils ſolche Lieder enthielten, die von den Dichtern des größeren Buches herrührten, aber dort fehlten, zum andern Theil aber Sänger aufwieſen, die in dem Buche gar nicht ſtanden. Alle dieſe Sachen mit ihm durchgehend, zeigte er ihm an einer Anzahl Stellen, wo der Text durch die Schreiber verdorben worden und auf welche Weiſe die Fehler nach den Geſetzen der Kunſt und

der Sprache zu verbessern seien. In denjenigen Schriften, die sein Privateigenthum waren, fanden sich eine Menge solcher Stellen von seiner Hand schon verbessert. Johannes bewunderte im Stillen ehrerbietig das Wissen und die Kunstfertigkeit des großen Herrn und suchte womöglich kein Wort seiner lehrreichen Unterweisung zu verlieren. Endlich gab ihm der Bischof noch ein Verzeichniß von Dichtern, welche sich weder in den vorliegenden Pergamenten, noch, so viel er sich entsann, in denjenigen zu Zürich befanden, von denen er aber wußte, daß sie gelebt und gesungen hatten. Bei einigen Namen war angemerkt, wo ihre Lieder ziemlich sicher noch zu finden sein dürften, bei anderen angedeutet, wo allenfalls auf die Spur zu kommen wäre.

„Dies Alles," sagte er, „werden die Herren in Zürich vermehren und abklären. Sei nur fleißig und beginne bald mit der Abschrift. Nimm schönes großes Pergament, ohne Makel und Bortfehler; schneide eine große Zahl gleichförmiger Blätter gleich anfangs zu und lege für jeden Singer, den wir bereits haben, ein hinlänglich starkes Convolut an, liniire es sauber, so kannst Du auf allen Punkten zugleich beginnen und bei jedem Namen den nöthigen Raum leer lassen für die künftigen Einträge! Natürlich mußt Du den vorräthigen Raum nach Umständen bemessen. Von

Kaiſer Heinrich z. B. werden wir ſchwerlich jemals mehr als die acht Lieder erhalten, die hier ſind; da brauchſt Du alſo nur ein Blatt dafür herzurichten!"

Der Biſchof warf bei dieſen Worten einen Blick über die acht Lieder, wie ſie auch in der Maneſſeſchen Handſchrift nun ſtehen, und blieb am letzten haften, das er laut vor ſich hin las:

„Wohl Dir, der Männer Blüthe,
Daß ich je bei Dir laz,
Du wohnſt mir im Gemüthe
Die Nacht und auch den Tag,
Du zierеſt meine Sinne
Und biſt mir dazu hold,
Nun merkt, wie ich es meine:
Wie edeles Geſteine
Thut, ſo man faßt in Gold!

„Wie ſchön läßt er eine Frau ihr Selbſtbewußtſein ausdrücken; der geliebte Mann liegt ihr im Sinn und im Gemüthe, ja in den Armen, wie der Edelſtein im Golde!"

Der Biſchof verſank nach dieſen Worten einige Augenblicke in Gedanken, wie wenn er vergangener Tage gedächte; dann zog er einen goldenen Ring vom Finger, ſteckte ihn dem Johannes an die Hand und ſagte, ihm durch das Haar ſtreichend: „Nimm das zum Zeichen, daß Du der jugendliche Canzler unſerer guten Compagnie ſeieſt. Nun geh und nimm mir auch dieſe Briefe mit, die ſo eben in meiner

Canzlei gefertigt wurden. Du erſparſt uns einen Reiter. Und dieſer hier iſt für Frau Kunigunde, die Aebtiſſin; es iſt mir lieb, wenn Du ihn ihr ſelber bringſt, denn er betrifft keine Geſchäftsſachen!“

Den letzten Brief hatte er von ſeinem eigenen Schreibtiſche genommen und er verſchloß ihn ſelbſt.

Ein vertrauter Verkehr zwiſchen ihm und der Aebtiſſin fand nur noch durch Briefe ſtatt; perſönlich trafen ſie ſich immer am dritten Orte und nie ohne mehr oder weniger zahlreiche Zeugen, ſei es in öffentlichen oder in geſellſchaftlichen Angelegenheiten. Auch in der Abtei empfing ihn Frau Kunigunde zuweilen, aber auch da nur in den öffentlichen Gemächern, wo meiſtens Viele verſammelt waren. Wenn ſie bei ſolchen Anläſſen ſich einen unbefangen heiteren Ton erlaubten und wohl gar eine ſcherzhaft ſcheinende zärtliche Vertraulichkeit zur Schau ſtellten, ſo war das ein ſchwacher Erſatz für die Entſagung, die ſie ſich unverbrüchlich auferlegt, indem ſie ſtreng jedes Alleinſein vermieden, die ſtärkſte Prüfung für Liebende, welche kein fremder Wille hindern könnte, ſich zu ſehen.

Das war nun nicht gerade Reue über das Vergangene; ſie bereuten keineswegs, weil ſie ſich liebten; aber es war die Art, wie ihr Kind das Wiſſen von ſeiner Geburt und Stellung in der Welt aufgenommen

hatte, welche sie zu jenem strengen Verhalten gegen sich selbst führte.

Die Geburt der Hildes war ein öffentliches Geheimniß gewesen, welches dem Kinde nicht mehr verschwiegen werden konnte, sobald es herangewachsen war. Die erste Ahnung hatte man ihm werden lassen, als die Wirkung noch keine tiefe sein konnte, damit die Kenntniß ihrer Lage sich gewissermaßen von selbst ausbilde. Als aber die Jungfrau zum vollen Bewußtsein gekommen, nahm sie die Sache keineswegs so leicht, wie zu wünschen gewesen wäre. Aus einem raschen und leidenschaftlichen Kinde war ein tief und stolz fühlendes und nicht minder klar sehendes und verständiges Wesen geworden, dessen Neigungen vorzüglich nach Recht und Ehre gingen und das nicht zum wenigsten durch das tägliche Beispiel ihres Pflegevaters, des alten Herren Rüdiger.

Von dem Augenblick an, wo sie ihrer Stellung in der Welt klar bewußt war, klagte und fragte sie nicht mit einem Worte; aber ihre Heiterkeit war dahin, und keine Ehre, die man ihr erwies, keine vornehmen Sitten, welcher man sie theilhaftig machte, waren im Stande, das Verlorene zurückzurufen.

Sie liebte und ehrte ihre Eltern, aber sie sprach sich nie gegen dieselben aus und schien nichts von ihnen zu hoffen. Nur einmal, ganz im Anfang, hatte

sie gewünscht, sogleich zur Mutter in's Kloster zu gehen und dort lebenslang zu bleiben. Das war nun nicht thunlich gewesen; zudem wollten weder Kunigunde noch Heinrich, daß die Tochter eine Nonne würde, weil sie die Hoffnung nicht aufgaben, ihr Glück in der Welt zu gründen.

Das Wesen des Kindes wirkte aber auf sie selbst zurück, so daß sie nicht nur wegen ihrer hohen Aemter, sondern auch des Kindes wegen sich jene entsagende Lebensführung auferlegten, die sonst durch die Sitten der Zeit und der Vornehmen nicht unumgänglich geboten war.

Die Briefe, welche Johannes nach Zürich brachte, bezogen sich auf die Erwerbung der Stadt Kaiserstuhl und der Burg Röteln, die gegenüber auf dem rechten Rheinufer lag, von dem sinkenden Hause der Regensberger. Da diese Besitzthümer mit dem Wasserburgischen Erbe in gewissen Lehensverhältnissen verwickelt waren, so gewann der Bischof als theilweiser Lehensherr Einfluß auf dieselben und er setzte sich in den Stand, Fides die Erbfolge zu sichern, indem er sie von den Standeshindernissen, die wegen ihrer unregelmäßigen Geburt erhoben werden konnten, dispensirte. Ihren Besitz dann zu vermehren und ihr so eine gedeihliche Stellung in der Welt zu schaffen, dazu dachte er die Gelegenheit später zu nehmen.

Nach seiner Rückkehr besorgte Johannes Hadlaub die verschiedenen Verrichtungen und begab sich auch in das Frauenkloster, wo er in die abgesonderte Wohnung der Aebtissin gewiesen wurde. In einem reichen Gemach, inmitten einiger Frauen, fand er die „große Frau von Zürich"; sie saßen im Halbkreise und stickten an einem großen Tapetenstücke, das ihnen gemeinschaftlich unter den Händen lag; zu ihren Füßen standen die Körbchen mit bunter Wolle und Seide. Mit ähnlichen Teppichwerken waren die Wände des Zimmers bis zu einer gewissen Höhe behangen; dieselben zeigten einen grünen Wald, in welchem die Legende von der Gründung des Klosters vor sich ging, wie die Töchter Ludwigs des Deutschen dem Hirsch nachgehen, wie der König ihnen von dem Bergschlosse Baldern aus zusieht, dann das Münster baut und wie die Gebeine der heiligen Märtyrer Felix und Regula nach diesem Münster getragen werden von Bischöfen und Königen. Im Hintergrunde unter den Bäumen aber bewegten sich noch viele Leute und Thiere, Diana und ihre Nymphen jagten nach Hirschen, Adonis nach dem Eber, Venus beweinte den todten Adonis, Siegfried lief nach dem Bären und Hagen warf den Spieß nach jenem, es war gewissermaßen die Unruhe der Welt, von welcher sich die friedlichen Scenen des Vordergrundes abhoben. Ueber den Ta-

peten war die Mauer bemalt mit knieenden Aebtiſſinnen, deren jede ihren Wappenſchild mit Helm und Helmzierde zur Seite hatte. Die Decke des Zimmers ſammt den ſie unterſtützenden Balken war von bunten Blumenranken auf weißem Grunde bedeckt und die Fenſter beſtanden aus Glasplatten, dick und ungefüge, in verſchiedenen Farben zuſammengeſetzt. Noch höherer Farbenglanz leuchtete durch die offene Thüre eines Nebengelaſſes, in welchem Betſtuhl und Hausaltar der Aebtiſſin ſtanden, letzterer mit Kleinodien aus karolingiſcher Zeit.

Von aller dieſer Pracht überraſcht wußte Johannes kaum, wo die Augen hinwenden, und gerieth nur mit einiger Mühe dazu, der aufſchauenden Frau Kunigunde den Gruß des Biſchofs auszurichten und ihr ſeinen Brief zu übergeben; daß Fides unter den Frauen ſaß, bemerkte er wiederum nicht, obgleich er längſt eine unſchuldige kleine Anbetung für ſie eingerichtet hatte in ſeinem Herzen.

Während er vor den Frauen ſtand und ſeine Blicke an den Wänden herumgehen ließ, ging die Aebtiſſin mit dem Briefe auf die Seite, um ihn zu leſen; ſie ſchien aber über den Inhalt einigermaßen betroffen und ſchüttelte unmerklich den Kopf. Biſchof Heinrich ſchrieb ihr nämlich ſeine Bedenken über das trübſinnige Weſen ihres Kindes Fides und theilte ihr

zur reiferen Erwägung einen Gedanken mit, welcher in ihm entſtanden ſei: ob man dem Kinde nicht in allen Züchten und mit aller Vorſicht den gutartigen und unſchuldigen Knaben Johannes zum Geſpielen geben könnte, um ſein dunkles Sinnen aufzuheitern und dem Leben zuzuwenden. Ein ſo lieblicher und unſchädlicher Verkehr würde das Mägdlein aus ſeinen Träumen wecken, daß es die Menſchenſcheu verlöre und ſeine Tage beſſer verbrächte, bis die Zeit gekommen, es mit Glück und Vortheil zu vermählen.

Den Brief verwahrend ging ſie faſt unwillig auf und nieder und ſagte bei ſich ſelbſt: „O Heinrich, königlicher Canzler, gelehrter Biſchof, wie thöricht biſt Du!“

Die übrigen Frauen hatten inzwiſchen den Boten wohlgefällig in's Auge gefaßt und die eine oder andere ihn neckiſch über ſeine Herkunft und Sendung verhört, bis eine rief: „Ei, und einen goldenen Ring trägt er am Finger, ein ſo junger Knabe! Was für ein Glück bedeutet das?“

Johannes verkündigte mit einigem Selbſtvertrauen, daß der Herr zu Conſtanz ihm den Ring verehrt habe. Plötzlich ſchaute jetzt Fides von ihrer Arbeit auf, und als er feierlich erklärte, daß er nämlich jetzt der Erzcanzler des ganzen Minneſanges und der Ring das Zeichen ſeines Amtes ſei, ließ ſie ein

kurzes helles Gelächter ertönen, wendete jedoch sofort erröthend die Augen wieder zu ihrer Arbeit. Sie konnte jedoch nicht umhin, noch einmal aufzublicken, gerade als der junge Minnecanzler sprachlos nach ihr hinsah, die er erst jetzt gewahrte in seiner selbstgefälligen Würde oder demüthigen Befangenheit. Wie nun die sämmtlichen Frauen das angeschlagene Gelächter aufnahmen und fortsetzten über den von einem Bischof creirten zierlichen Minnecanzler, beugte sich Fides wiederum tiefer, wie niedergedrückt von der Last neuen Erröthens und dem dunklen Leid ihres Lebens. Eine Thräne entfiel ihren Augen, stille Verlegenheit verbreitete sich im Gemach und die Aebtissin Kunigunde beeilte sich, selbst mit Roth begossen, den Jüngling zu entlassen, als sie zu spät der seltsamen Verhandlung inne geworden.

Für Johannes war Fides immer nur das Fröwelin von Wasserstelz gewesen, wie sie genannt wurde, ohne daß er über ihren Stand weiter etwas wußte oder dachte. Er begriff daher von dem Vorgange nichts, als etwa, daß er selbst die Ursache desselben sei und die Betrübniß des Fräuleins am Ende durch seine Nichtbeachtung hervorgerufen habe, was ihm bei seiner wichtigen Stellung nicht unmöglich schien.

Das Unternehmen der Liederſammlung wurde nun eifrigſt in den Gang geſetzt, das Verzeichniß der Minneſinger täglich vervollſtändigt durch die Herren Maneſſe, den Vater und den Sohn, welche ſich keine Mühe gereuen ließen und nach allen Seiten in mündlichen und brieflichen Verkehr traten, wo es die Gelegenheit mit ſich brachte. Gleichzeitig wurde an das Herbeiſchaffen der fehlenden Lieder geſchritten und Johannes Hadlaub häufig in Städte, Klöſter und Burghäuſer geſendet, um Abſchriften zu nehmen, wenn die dort aufbewahrten Pergamente nicht erhältlich waren.

Ebenſo wurde für jeden ſchon vorhandenen Dichter ein Buch eingerichtet und mit dem Einſchreiben der Lieder begonnen, in der Weiſe, daß alle die einzelnen Bücher nachher zuſammengelegt und zu einem Geſammtbande vereinigt werden konnten.

Johann zeigte nun ebenſoviel Fleiß als Begabung; er ſchrieb dem Herrn Rüdiger den Schwabenſpiegel ab und verglich den Text während des Schreibens mit den anderen Handſchriften, die jener zuſammengebracht, und ſorgfältig theilte er ihm alle aufgefundenen Abweichungen und Zuſätze zur Entſcheidung mit; für den Regensberger Herrn Leuthold ſchrieb er Briefe und neben und vor allem beſorgte er die Liederſammlung.

Bei dieſer letztern Arbeit verweilte er am liebſten und wendete ihr jede mögliche Stunde zu. Der jugendliche Nachahmungstrieb, der ihn anfänglich bewegt, wandelte ſich unvermerkt in ein bewußtes Thun; er lernte die Natur, Erde und Luft, die Jahreszeiten und die Menſchen darin wirklich ſchauen und empfinden, und gleichzeitig verwandelten ſich die nachahmenden Anfänge der Frauenverehrung in die angehende Leidenſchaft.

Im Elternhauſe hatte er über die Abkunft und Lebensſtellung der Fides endlich Kunde erhalten, als man zufällig von dieſen Dingen ſprach, und mit Einem Schlage erſchien ihm das ſtille, ſtolze Fröwelin von Waſſerſtelz wie von einem goldenen Lichte umfloſſen, da ſie nicht glücklich zu ſein ſchien. Ihre ungewöhnliche, faſt geheimnißvolle Schönheit wurde in ſeinen Augen durch das ungewöhnliche Schickſal noch erhöht, ſie wurde in einem Augenblicke das Einzige für ihn, was ihn erfüllte und zugleich ſehr ſchnell ſein Herz beſchwerte mit einem gelinden Kummer, der ſeinem Alter ſonſt auch in Liebesſachen nicht eigen war.

So oft er jetzt auch im Hofe des Herrn Rüdiger verkehren mußte, erblickte er das Fräulein doch nur äußerſt ſelten, und wenn es je einmal geſchah, ſah ſie ihn kaum an und grüßte ihn fremd und traurig.

Aus den Gedichten, die er täglich und ſtündlich

durchlas und abschrieb, glaubte er aber alles das zu kennen und in der Ordnung zu finden, obgleich es ihm wahrscheinlich nicht so kurzweilig zu Muth dabei war, wie allen jenen fahrenden Rittern und Sängern. Als nun der Herbst kam, wurde seine junge Leidenschaft so stark, daß sie sich selbst einen Ausweg schaffte und Johannes eines Tages, als er in der milden Sonne des Berges sich erging, unversehens sein erstes Minnelied ersann, welches beginnt:

Ich wär' so gerne froh,
Nun kann's nicht schlimmer sein,
Ich minne gar zu hoch
Und sie begehrt nicht mein u. s. w.

Alsogleich war aber die einzige Sorge, seine vermeintliche Schuldigkeit gegen sie zu thun und ihr sein Herzens- und Kunsterzeugniß ganz im Geheimen zukommen zu lassen. Nach langem Sinnen fand er endlich den Weg dazu, als er vernommen, daß Fides jeden Morgen nach dem Frauenmünster in die Frühmette ging, wo sie im Chore neben ihrer Mutter saß. In dieser Jahreszeit war es aber um die Stunde der Frühmette noch dunkel.

Johannes schrieb also das Lied so zierlich als möglich auf ein feines Blatt, faltete dieses wie einen Brief und befestigte eine Fischangel daran. Dann erhob er sich zeitig genug von seinem Nachtlager auf

dem Berge, nahm einen uralten Pilgermantel, Hut und Stab, die seit undenklicher Zeit hinter der Thüre hingen, an sich und machte sich eilig auf den Weg den Berg hinunter, gleich einem der Pilger, welche nicht selten zu den Ueberresten der heiligen Märtyrer wallfahrteten.

Die Mettenglöcklein tönten um die Wette von allen sieben oder acht Klosterkirchen der Stadt durch den dichten Herbstnebel, der über ihr lag und vom niedergehenden Vollmonde beschienen war wie eine wogende See, aus welcher bald nur noch einzelne Bäume emporragten. Am Himmel standen noch die Sterne. Mit heftig schlagendem Herzen tauchte Johannes in die Tiefe; denn er glaubte mit seiner Liebeserklärung nichts minderes als einen solchen offenen Sternenhimmel bei sich zu tragen und einem Ereignisse entgegen zu gehen, das in seiner Art einzig in der Welt dastehe.

Als eine Glocke nach der andern verklang, sputete er sich, was er vermochte, durch das offene Thor und langte athemlos im Münster an, wo die Messe schon begonnen hatte und in der schwach erleuchteten Kirche außer den Chorfrauen und den Capitularen der Abtei nur wenige Leute den Gottesdienst begingen. Johannes erspähte mit scharfem Auge die Gestalt der Fides neben dem Stuhle der Prälatin; er

begab sich, als die Handlung zu Ende ging, geschwind hinaus und setzte sich neben die östliche Kirchenthür, wo Fides heraustreten mußte.

Nach dem Gedichte, in welchem Hadlaub später das Abenteuer beschrieben, und auch nach dem Bilde, das er für die Sammlung dazu gemalt, war Fides allein und trug als einzige Hut blos ein kleines Wachtelhündchen unter dem mit Grauwerk gefütterten Capuzenmantel und dem schwarzen Schleier, welche ihr Haupt und Gestalt dicht umhüllten. Und so schritt die edle Gestalt wirklich mit raschem Gange über die Brücke durch das Zwielicht des dicken Herbstnebels und der röthlich durchscheinenden Mondscheibe, die gerade im Westen unterging.

Der dunkle Pilgrim eilte ihr behutsam auf dem Fuße nach und streckte die Hand aus, um den Brief mit der Angel an ihren Mantel zu heften. Sie merkte wohl, daß ihr Jemand folgte, allein sie beschleunigte blos ihre Schritte, ohne sich umzusehen. Aber das wachsame Hündlein bellte heftig, als Einer da leise am Mantel zu zupfen schien; das Fräulein war genöthigt, zurückzuschauen, und blickte dem Verfolger fest in's Gesicht, der augenblicklich still stand und sich bescheidentlich hinwegschlich; denn freilich war er überzeugt, daß seine Botschaft am Mantel der Schönen hing.

Fides ging, ohne ein Wort zu sprechen, weiter und verlor sich in den noch nächtlichen Gassen, wo indessen überall die Handwerker schon bei Licht fleißig schafften. Johannes dagegen lief wieder den Berg hinauf, auf dessen Höhe man eben die Sonne im Osten aufgehen sah und der Vater Ruoff vom Hadlaub mit den Knechten die Ochsen zum Pflügen rüstete.

„Es ist doch gut," sagte er zu seiner Frau Richenza, als er den Sohn in seinem Pilgeraufzug daher kommen sah, „daß er ein Schreiber oder Pfaffe wird; denn mit seinen absonderlichen Sitten und Schwärmereien hätte er mir nicht auf den Hof getaugt!"

Seinerseits getraute sich Johannes kaum wieder in die Stadt hinunter an jenem Morgen, und doch glaubte er gehen und sich allen freudigen oder schreckhaften Entwickelungen seiner That darbieten und hinstellen zu müssen.

Es ging nun freilich dieser denkwürdige Tag vorüber, ohne daß etwas Weiteres erfolgte. Allein auch am nächsten und am dritten Tage geschah nichts und viele Tage, Wochen und Monate verflossen, ohne daß Johannes erfuhr, ob Fides den Brief auch nur gefunden und gelesen, geschweige denn, wie sie ihn aufgenommen habe und darüber denke. Sie hielt

ſich ſo ſorgfältig abgeſchloſſen, wenn er in den Manneſſenthurm kam, daß ſein Auge ſie den ganzen Winter hindurch nie erblickte. Es war ihm ſo wunderlich zu Muth, wie Einem, der kein Echo hat, dem der Wald nicht widertönt, was er hineinruft.

Die kalte düſtere Jahreszeit dauerte über die Maßen lang, und Johannes gewöhnte ſich ſozuſagen an dieſen Zuſtand eines Menſchen, der nicht weiß, ob er etwas Gutes oder Uebles angerichtet hat. Er dichtete vor der Hand kein zweites Lied mehr; da aber endlich der Frühling kam und die Sonne die Herrſchaft gewann, thaute ſein Gemüth ein weniges auf und es gelüſtete ihn plötzlich, jenes erſte Lied, das er noch gar nie geſungen, einmal laut zu ſpielen und zu ſingen. Nur ein einziges Mal, dachte er ſich, und wo es Niemand hören kann!

Er nahm alſo an einem ſchönen Maientage ſeine Fiedel, in einem Säcklein wohl verborgen, und ging vor die Stadt hinaus, einen einſamen Ort zu ſuchen. Er wanderte durch das obere Thor und das Gut Stadelhofen, bis er an den Bach gelangte, der von den Hirslander Höhen her nach dem See hinunter fließt. Dieſem Bach entlang führte hinter dem Burgholzbühel hinauf ein ſtiller Fußpfad, wie zum Theil jetzt noch, beſchattet von Bäumen, an Mühlen und kleinen Schmiedewerken vorüber, bis in eine von

ſteilen Halden begrenzte grüne Wildniß hinein. Dort floß das Waſſer um eine kleine Au, die von Buchenbäumen dicht beſetzt war, wie Kryſtall ſo klar herum, und alle Blumen, die je in einem Minnelied gemeint werden können, blühten unter den Bäumen und am Waſſer.

Da aber das Laub noch zu jung und undicht war, ſchien es dem Sänger nicht genügenden Schutz zu gewähren, und er ſuchte eine noch verborgenere Stelle im Dickicht des Abhanges. Eine Buche, welche ſich gleich über dem Boden in drei Stämme theilte und zwiſchen denſelben einen traulichen Sitz darbot, der mit Moos wohl gepolſtert war, ſchien ihm endlich für ſein Vorhaben geeignet. Er ſetzte ſich zwiſchen die glatten Stämme, zog die Geige hervor und begann neugierig die Weiſe zu ſpielen, die er für ſein Lied erfunden aber noch nicht gehört hatte, „ich wär' ſo gerne froh, nun kann's nicht ſchlimmer ſein, ich minne gar zu hoch und ſie begehrt nicht mein, davon ich Herzensſchwere beſtändig haben muß; mir ward ihr' keine Märe, als fremd und kalt ein Gruß!"

Dieſen erſten Vers wiederholte er etwas zuverſichtlicher und ſang dann allmälig auch die übrigen Strophen mit deutlicher, wiewol nicht zu lauter Stimme und mit verſchiedenen Pauſen. Hierauf ſang er ein paar alte Lieder, die ihm geläufig waren,

und kehrte dann plötzlich mit frischem Einsatz zu seinem eigenen Werklein zurück und sang es in einem Zuge keck zu Ende, wie er die Geliebte bittet, sein Uebel nicht zu gering anzuschlagen, da es den Tod mit sich bringen könne, sondern aufmerksam zu prüfen, ob sie nicht durch Gewährung ihrer süßen und reinen Huld das Schlimmste von ihm abwenden und ihn zum Heile bringen möge.

Das Ding dünkte ihm wohlgethan und er erwog, die Fiedel nachdenklich auf die Kniee legend, wie es wol wirkte, wenn er der Schönen das Lied lebendig vorsingen dürfte? Als er so sann, hörte er weibliche Stimmen über sich laut werden, wie wenn Jemand seinem Gesange zugehört hätte, und überrascht emporblickend, sah er in der Höhe durch die Baumwipfel einen sonnebeglänzten Thurm ragen. Erst jetzt entdeckte er, daß er am Fuße der Biberlinsburg saß, des Ursitzes jenes auch in der Stadt verbürgerten angesehenen Geschlechtes.

An der Mitte des Thurmes befand sich ein kleiner Balkon mit Steingeländer, auf welchem Frauen standen, von der Nachmittagssonne beschienen, die aber anderen Frauen zuriefen, welche unten im Garten und noch tiefer im Laubholz der Burghalde gehen mußten. Gelächter und Gesang ertönte; die Gestalten am Thurm oben verschwanden und zuletzt erschienen

Alle unten auf der bachumflossenen blumigen Halbinsel. Sie schienen den Sänger zu suchen, der sich vorhin hatte hören lassen; da sie aber, weil Johannes still geworden und sich verborgen hielt, nichts mehr hörten oder sahen, fingen sie unter den schlanken Bäumen an zu spielen und gewährten dem durch die Büsche lauschenden Jüngling ein liebliches Schauspiel.

Indem sie einen Reigen sangen und in die Hände klatschten, versuchten sie einen Tanz, zu fünfen oder sechsen. Als es aber nicht recht gehen wollte, mischte sich Johannes mit seiner Fiedel sachte in den Handel, erhob sich zugleich und näherte sich langsam den Frauen, immer spielend, bis er unerwartet bei ihnen stand und die Schönen schreiend auseinanderflohen, so daß in weniger als einem Augenblicke er keine einzige mehr um sich sah.

Erst jetzt glaubte er zu seinem Schrecken zu gewahren, daß auch Fides unter den Frauen gewesen und wie ein Schatten verschwunden war. Er hielt es jedoch für eine Täuschung, als Alles still blieb, ein leises Kichern und verhohlenes Auflachen ausgenommen, das rings aus dem Grünen tönte. Hätte er muthiger ausgehalten, so würde er erfahren haben, wie es von allen Seiten sich wieder näherte. Allein es dünkte ihn nicht mehr geheuer; in der Meinung, er habe eine Unschicklichkeit begangen, nahm er das

Fiedelzeug wieder unter den Arm und machte ſich ſeinerſeits auch aus dem Staube, oder vielmehr aus den Blumen.

Nun war Fides allerdings bei den Frauen geweſen, und da ſie ihn geſehen, am weiteſten fortgelaufen und zwar gerade auf dem Pfade, welchen Johannes gehen mußte, um nach der Stadt zurück zu gelangen. Nach einer guten Weile erſt bemerkte ſie, daß ſie ſich von der Burg, wo ſie auf Beſuch war, entfernte, und kehrte daher um, langſamen Schrittes einherwandelnd, als eben Johannes ihr entgegen kam.

Der Pfad war hier neben dem Bache ſo ſchmal, daß nicht Zwei aneinander vorbeigehen konnten. Johannes ging aber immer zu in ſeinem Schrecken und ſchaute unverwandt auf die Erſcheinung. Er ſah trotz aller Verwirrung deutlich ihre Geſtalt, ihr Geſicht und ihre Kleidung, indem er immer darauf zuging. Ueber dem purpurnen langen Aermelkleid trug ſie ein himmelblaues, zart mit Gold geſäumtes, ſeidenes Obergewand, faſt ebenſo lang und mit weiten Armſchlitzen, alles ohne Gürtel oder andere Zuthaten, weit in wallenden Falten. Unter der kronenartigen flachen Mütze von weißem Tuch, die mit breiter weicher Binde um das Kinn feſtgebunden war, floß das dunkle Haar wellig aber offen und lang über

Rücken und Schultern. Für ihr Alter schon hochgewachsen, schritt sie doch bescheiden und stolz zugleich daher, die Augen vor sich auf den Boden gerichtet, nachdem sie einen kurzen Blick auf Johannes geworfen. Alles sah dieser genau, aber in bewußtlosem Zustande; denn die Jungfrau kam immer näher, umspielt von dem goldenen Abendlichte, das durch die grüne Dämmerung des Waldpfades webte, und begleitet von dem fast betäubenden Gesang und Gezwitscher unzähliger Vögel, die im Laube ringsumher saßen, ohne daß Johannes Anstalt machte, sich zu fassen und die junge Schöne auf schickliche Weise irgendwie zu begrüßen. Schon ganz nahe bei ihr, vermochte er kaum noch schnell zur Seite zu treten, um sie vorbei zu lassen. Todtenbleich schlug er in diesem feierlichen Moment die Augen nieder, die Knie wankten dem zagen Jüngling, er vermochte nicht ein Wort hervorzubringen, und sie ging an ihm vorüber ohne ihn zu grüßen, wie er es in einem Liede nachher kläglich beschrieben hat.

Er konnte freilich nicht sehen, wie ein fast fröhliches Erröthen ihre ernsten Züge ein weniges belebte und der geschlossene Mund mit einem leisen Lächeln halb sich öffnete, als sie vorbei war und mit unwillkürlich beschleunigten Schritten die Gespielinnen aufsuchte. Beschämt und als ob er dem Teufel entronnen

wäre, ſetzte auch er nun ſeinen Weg mit der größten Eile fort, noch immer an allen Gliedern zitternd.

Immerhin war, nach wiedererlangter Ruhe, das Abenteuer für ihn ein wichtiges Ereigniß und ganz dazu angethan, ſeine Minnethaten neu in Fluß zu bringen. Auch die grußloſe Begegnung mit der Geliebten auf einſamen Wegen war ein Erlebniß, ein Markſtein auf der Lebensreiſe, abgeſehen von den übrigen zierlichen Begebenheiten, den ſpielenden Frauen und der blühenden Wildniß, und Johannes verlor keine Zeit, ſondern nützte ſie, das Abenteuer in ein kunſtgerechtes Lied zu verwandeln. Dieſen folgten andere und dieſen wieder andere, je nach der Gunſt des Augenblicks und dem mehr oder weniger ſichtbaren Segen Gottes gefühlvoll und originell oder ein wenig jugendlich langweilig oder unbedacht nachahmeriſch, leidenſchaftlich oder pedantiſch. Jene Gedichte, welche ihm am gelungenſten ſchienen, oder die in unmittelbarer Aufwallung ſeiner Neigung entſtanden, wußte er dem Fräulein auf verſchiedene, immer geheime Weiſe in die Hände zu ſpielen, obgleich er einen wiſſenden Boten nicht zu brauchen wagte.

Das fortwährende Stillſchweigen der Dame beirrte ihn nicht mehr, die Sache war ja im Lauf; er fang an eine hartherzige oder ſpröde Schöne um

Erhörung, und daß diese so lange als möglich ausblieb, mußte er eben gewärtigen und ertragen wie jeder Singer. Es genügte ihm sogar, daß keine Anzeige oder Untersagung seines Vorgehens erfolgte, und er warf gerade auf diesen Grund kühnlich den Anker seiner Hoffnung.

Allein hierin täuschte er sich. Fides las allerdings alle die „Briefe" und bewahrte sie sorgfältig auf; eine Neigung zu dem traulichen Jünglinge machte ihr immer deutlicher zu schaffen, es begann eine zärtliche Wärme ihr Herz zu beschleichen, wenn wieder eines der Lieder in ihre Hand gelangte. Aber so wenig sie gestimmt war, mit dergleichen das übliche geistreiche Spiel zu treiben, ebensowenig war sie gesinnt, ihre ernsten Vorsätze zu brechen und sich einer Verlockung hinzugeben, die ihr verboten war, wie sie wähnte. Sie hielt sich hiezu um so eher für verpflichtet, als sie wohl fühlte, daß auch Johannes trotz aller Schulfüchserei, die an seinem Gebahren haftete, nicht spielte, sondern ihr ernstlich zugethan war. Solche Gesinnung zeugte nicht minder für einen früh gereiften, verständigen Ernst der jungen Person, als für das wirkliche Wohlwollen, das sie nun zu dem frischen Jünglinge hegte.

Wie sie jetzt bedachte, auf welche Art sie am füglichsten der Sache ein Ende machen könnte, verfiel

ſie nicht darauf, ſich der Mutter anzuvertrauen oder der Pflegemutter, ſondern ſie ging zum alten Ritter Maneſſe; als er allein war, übergab ſie ihm das Bündelchen Lieder und bat ihn kurz und gut, aber mit tiefem Ernſte, für das Aufhören ſolcher Zuſendungen zu ſorgen und den thörichten jungen Menſchen auf den geziemenden Weg zu weiſen.

Allein hiermit hatte ſich Fides getäuſcht und war nicht vor die rechte Schmiede gekommen.

Anſtatt die Stirne zu runzeln und Zeichen des Mißfallens von ſich zu geben, zeigte Herr Rüdiger immer größere Heiterkeit, je länger er die Blätter auseinander wickelte und durchlas.

Er durchging die einzelnen Lieder zum zweiten Male und verſicherte ſich, daß er nicht Abſchriften, ſondern neue Erzeugniſſe vor ſich habe. Der Dämon aller Sammler und Amateurs kam über ihn.

„Das iſt kein thörichter Menſch, das iſt ein neuer Minneſänger, den Du uns erweckt haſt, meine Tochter!“ ſagte er fröhlich zur Fides, die noch daſtand und auf eine Aeußerung wartete; „dieſe Nachtigall wollen wir nicht verſcheuchen aus unſerem Garten! Ei, was denkſt Du? Sei nur ruhig, das hat Nichts auf ſich als Gutes und Erfreuliches! Dieſes Schifflein wollen wir ſchon ungefährlich durch die Fluth ſteuern!“

Der Ritter begann nun die Fides zu unterrichten,

wie sie gelassen bleiben und die Huldigungen des gutartigen Jungen dulden solle, ohne sich selbst gefangen zu geben. Das sei eben liebliche Sitte und schade keinem Theile; nur solle sie nie sich ihrer Hut entziehen und nichts unternehmen, wovon ihre Freunde und Beschützer nichts wüßten. Vor Allem aber solle sie keine von den Liederbotschaften, die sie erhielte, verlieren oder verderben, sondern Alles ihm, dem Herrn Manesse, getreulich einhändigen, daß er es aufbewahre.

Fides fühlte sich keineswegs zufrieden gestellt; doch war das junge Wesen dem alten, würdigen Ritter und Rathsmann gegenüber unsicher und ging besorgter hinweg, als sie gekommen war.

Daher fand sie sich noch selbigen Tages bewogen, sich doch an weiblichen Rath zu wenden, und eröffnete sich ihrer Pflegemutter, der wackeren Ehewirthin des Ritters, die ja an der Spitze ihrer Hut stand und den Handel schon bedenklicher, ja äußerst ernsthaft aufnahm.

Bei allem ehelichen Frieden war die gestrenge Frau doch über viele Umstände des äußerlichen Lebens anderer Meinung, als ihr Eheherr, und sie führte einen steten geheimen Krieg mit ihm, der wegen der guten Lebensart niemals Geräusch machte. Sie war ohne Zweifel ein Urtypus jener Züricherinnen, die Einer um das Jahr 1784 im Schweizerischen Museo also geschildert

hat: „Noch gegen End vorgehenden Seculi war unser Frauenzimmer vom Schrot und Korn früherer Jahrhunderte. Sie konnten unsere Aelterväter bereden, Eingezogenheit und haushälterisches Wesen überwäge bei demselben (dem Frauenzimmer) manche andere, glänzendere Eigenschaft; diese Einbildung war allgemein und beherrschte unsere Frauen so stark, daß sie sich auf kein anderes als die Hausgeschäfte legten, die sie mit der genauesten Aufsicht besorgten und ihr scharfes Regiment und Sparsamkeit bisweilen wirklich so weit ausdehnten, daß man es dem Eheherrn und den Kindern an den dünnen Lenden und schmalen Backen wol ansehen möchte. Eine solche Frau war in ihrem Haus immer die Erste aus dem Bett und die Letzte darin; keine Kleinigkeit entging ihrem wachsamen Aug; aller Orten trat sie den Mägden auf die Eisen; in Kleidern, Speis und Trank wurden Mann und Kinder geschmeidig gehalten."

Von solcher Gesinnung war die Frau, die in Rede steht, und sie erstreckte dieselbe auf alle häuslichen und gesellschaftlichen Angelegenheiten, während der Mann, sonst klug, edel und gerecht, gerade in allen jenen Dingen auf eine ihr widerstrebende Weise sich liberal bezeigte. Er war leutselig, gastfrei und glänzend und wußte den heimlichen Krieg ärgerlicher Weise bald durch listige Ueberraschung, bald durch freundliche Ruhe mit wenigen Worten und Blicken

ſtets ſo zu führen, daß er faſt immer mit einer Niederlage der leiſe fechtenden Frau endigte, oft ehe ſie nur das Gefecht in Gang gebracht. Hatte aber das Schickſal des Tages oder der Stunde ſich entſchieden, ſo nahm Alles den beſten Verlauf, da die Beſiegte für dieſen Fall trefflich erzogen und unterrichtet war. So kam es, daß nirgends ſo ſtattlich und anmuthig gelebt wurde, wie auf dem Maneſſe'ſchen Hof, wenn der Herr zu Hauſe war und Gäſte lud.

Auch in der vorliegenden Sache ſtellte ſie ſich ſofort der Meinung ihres Gemahls entgegen, welche Fides ihr vertraut hatte, und ſie rief: „Das fehlte uns, daß wir dergleichen Mummenſchanz in unſerem Hauſe aufführen! Wir leben hier an der Stadt bei Handel und Wandel und nicht auf Hofburgen und in Zaubergärten. Alte Mären leſen wir in den Büchern, aber wir ſpielen ſie nicht ſelbſt wieder ab; denn wir Bürgerinnen müſſen für Kraut und Gemüſe ſorgen und an Haber und Hirſe denken für das Geſinde!"

Sie belobte die Pflegetochter wegen ihres Verhaltens und ermahnte ſie, den vorlauten Reimſchmied nur recht ſtreng abzuweiſen und fern zu halten. Auch verſprach ſie ihr, die Briefe und Büchlein deſſelben abzufangen, wo ſie könne, und gab ihr den Rath, ihr immer anzuzeigen, wann und auf welche Weiſe ihr ſolche in die Hände kämen.

An dem gleichen Tage jedoch erſchien auch der Biſchof in Zürich, der eben ſeine Diöceſe beritt und im Hauſe der Maneſſen vorſprach, um das Kind zu ſehen. Er erkundigte ſich zugleich nach dem Fortgang der Liederſammlung und erfuhr von Herrn Rüdiger im Geheimen, was für ein Sänger ſich in Johann Hadlaub aufgethan habe und welches der Gegenſtand ſeiner Minne ſei.

Mit großem Vergnügen hörte das Biſchof Heinrich; es ſchien ihm gerade ſein Umſtand zu ſein, nach dem er begehrte, und ſchon ſah er im Geiſte die ſchöne Fides, durch fragliches Abenteuer aufgeheitert und an die Welt und ihre Freuden gewöhnt, als gewandte, lebensfrohe Frau vor ſich ſtehen und gehen, die nicht verfehlen werde, dereinſt einen anſehnlichen Herrn zu gewinnen, wenn ſie nur erſt durch den fleißigen Johannes zurechtgeſungen und glänzend hervorgehoben ſei. Denn er hielt es mit dem klugen Rüdiger für ſelbſtverſtändlich, daß der junge Mann die Sache nur als eine Sache der „hohen Minne" betreibe, d. h. die Dame ſeiner Lieder als weit über ihm ſtehend und im Ernſte als unerreichbar betrachte. Hierüber ängſtliche Zweifel zu hegen, ſchien ihm unnöthig, nachdem ſo viele adelige, kleine und große Herren ſeit hundert Jahren in ihren Liedern ſo viel Unerreichbares, ja Unnennbares geſungen.

Er nahm daher Gelegenheit, die Tochter Fides ebenfalls bei Seite zu nehmen und sie vertraulich aufzumuntern, daß sie den Frauendienst sich nur unbedenklich gefallen lassen und keineswegs die Büchlein und Briefe des guten Knaben zurückweisen oder etwa gar vernichten solle. So hatte Fides nun verschiedene Rathschläge erhalten; um deren nicht noch mehr zu bekommen, schwieg sie und beschloß, von dem Einen das und von dem Andern jenes zu befolgen. Sie behielt ihre Strenge gegen Johannes bei, sprach nie mit ihm und erwiderte niemals seine Botschaften. Dagegen nahm sie die letzteren an sich, wenn sie ihr auf immer neue Weise zukamen, so daß die Manessen-Frau vergeblich darnach spähte und sich wunderte, nichts aufzufangen. Wiederum händigte Fides ab und zu dem Ritter das Reimgut ein, der es behaglich sammelte und besonders aufbewahrte.

Es war nun ganz gegen die Sitte und sollte wol darthun, daß Alles ein Spiel sei, wenn nicht nur Hadlaub's Minnewerben offenkundig gemacht, sondern auch der Name der sogenannten Herrin nicht verschwiegen wurde und das artige Spiel so zum Gemeingut und Vergnügen eines weiteren Kreises sich gestaltete. Jeder, der herzukam, nahm daran Theil, spornte den naiven Sänger zur Ausdauer an, versprach ihm süßen Lohn und legte bei der Schönen

ein gutes Wort für ihn ein. Sie wurde bald von diesem, bald von jenem Hochstehenden geplagt, bis sie einen widerwilligen Gruß an ihren Diener auftrug oder gestattete, ihm zu hinterbringen, daß sie sogar nach ihm gefragt habe. Selbst die Aebtissin, ihre Mutter, forderte sie zuweilen scherzend auf, freundlicher gegen den Gesellen zu sein, und als man diesen endlich in's Haus lockte, um ihn unversehens vor ihre Augen zu bringen, mußte sie sich trotzig einschließen, da sie weder sich, noch ihn solchem Spiele preisgeben wollte. Und doch wurde dieses Spiel durchaus ohne Spott und Lachen, vielmehr mit einer gewissen feierlichen und feinen Freundlichkeit geübt.

Trotz Allem schien Fides sich an das seltsame Verhältniß zu gewöhnen und allmälig heiterer zu werden, obgleich ihr Benehmen gegen Johannes immer das gleiche blieb. So verging ein und das andere Jahr; zu dem reichen blonden Lockenhaar des jungen Mannes gesellte sich bereits ein ebenso blonder Bart um Wangen und Kinn, wenn wir seinem eigenen Conterfei aus jener Zeit glauben dürfen; Fides aber war schon eine der schönsten und stolzesten Frauengestalten geworden, welche weit und breit zu finden waren, und Johannes wurde nicht müde, sie mit allen Jahreszeiten, mit Frühling, Sommer, Herbst und Winter gleichzeitig zu besingen. Alle

Reize der wechselnden Natur vereinten sich in seinen Liedern mit Sehnsucht, Klage und Hingebung der Liebe und dem Preise der geliebten Frau. Er war jetzt seiner Töne sicher und Herr Rüdiger bereits im Besitze einer ansehnlichen Sammlung seiner Lieder.

Aber auch die große Sammlung der Minnesänger war jetzt so weit vorgeschritten, daß schon an hundert derselben, meistens vollständig, beisammen lagen und jeder sein eigenes Heft schöner Pergamentblätter hatte, zu einem großen Theile mit Bild und Wappen versehen. Ein florentinischer Gesell, an beiden Münstern in seiner Kunst thätig, war dem Schreibemeister behülflich, woher manche der Gemälde ihre ausdrucksvolle Einfachheit und edle Gewandung erhielten. Für Ausmittlung der Wappen aller der singbaren Herren aber war sowol der Manesse als insbesondere auch Bischof Heinrich besorgt, der schon, als er Probst in Zürich gewesen zu Zeiten des Conrad von Mure, und später als königlicher Kanzler in dieser Materie große Erfahrung gewonnen hatte, wie er denn überhaupt in allen Sätteln gerecht war.

Deutscher König war jetzt der verwachsene, herrschsüchtige und gewaltthätige Albrecht, Sohn Rudolf's, und es war bei Anlaß eines Aufenthaltes desselben in Zürich, als eine größere Zahl geistlicher und weltlicher Herren dort zusammen trafen, von denen nach

der Weiterreiſe des Kaiſers manche noch in der befreundeten Stadt blieben, wo faſt Alle verbürgert waren und fröhlicher wurden, wenn der ſtachlichte Kronenträger, der es mit Niemandem freundlich meinte, wieder verſchwand. Eine Reihe von Staatsgeſchäften hatte er in Zürich behandelt, unter andern auch mit dem Rathe der Stadt, bei welcher Gelegenheit Johannes Hadlaub mit einer Kleinigkeit, ohne es zu wiſſen, ein günſtiges Aufſehen machte. Er war vom Ritter Rüdiger mitgenommen worden, um ihm als Schreiber und Actenbewahrer zur Hand zu ſein. Als nun der Kaiſer in böſer Laune einſt durch das zahlreiche Gefolge hineilte, das in der Wohnung des Reichsvogtes verſammelt war, und plötzlich eine unerwartete Richtung einſchlug, gerieth ihm Johannes unverſchuldeter Weiſe in den Weg, alſo daß jener mit ihm zuſammen prallte; Albrecht fuhr ihn ärgerlich an: Wer biſt Du? „Ein Stein des Anſtoßes!“ erwiderte Johannes lachend, ohne irgendwie roth oder blaß zu werden. „Du biſt ein kecker Burſche, fort mit Dir!“ rief der Andere und wandte ihm den Rücken.

Dieſe Unerſchrockenheit des Johannes hatten die Umſtehenden, von denen Wenige den König liebten, wohlgefällig bemerkt, und man erzählte nachher von dem unbekümmerten, muthigen Weſen des jungen

Mannes, und lächelnd klopfte ihm mehr als ein Gewichtiger auf die Schulter, welcher dergleichen nicht vermocht hätte.

Als, wie gesagt, der König fort war, gedachten die Zurückgebliebenen sich noch etwas zu belustigen. Die Fürstäbtin Kunigunde und Walther, der Freiherr von Eschenbach, der westlich und südlich von Zürich viele Herrlichkeit besaß, luden eine große Gesellschaft zur Jagd in ihren Forsten, welche angränzend am Albisberg und im Sihlthal ihnen gehörten und die heutzutage Eigenthum der Stadt Zürich sind. Herr Manesse lud auf den gleichen Tag die Jäger zum Mahle auf die Burg Manegg, wo er zur Verschönerung des Festes die Liedersammmlung, soweit sie gediehen, vorzuweisen und damit dem Johannes einen Ehrentag als Belohnung seines Fleißes zu bereiten gedachte.

Auf den ganzen Plan war seine wackere Frau Manesse nicht gut zu sprechen; abgesehen von der großen Bewirthung, ärgerte sie der Handel mit dem Minnewesen, insbesondere das Hadlaubische Lustspiel, dem sie gar nicht traute. Bei aller Aufmerksamkeit war ihr beim Fahnden auf Hadlaub's Manifeste ein einziges seiner Lieder unmittelbar in die Hände gefallen und zwar gerade dasjenige, in welchem er in hergebrachter Weise seinen Unwillen gegen die Merker

Bayerische Staatsbibliothek München

und die Hut Worte gab: „Daß ſie verflucht ſeien mit ihren langen Zungen und mit ihrem verborgenen Schleichen! Sie ſchielen umher, wie die Katze nach der Maus, der Teufel ſoll ihr aller Pfleger ſein und ihnen die Augen ausbrechen!“ hieß es am Schluſſe dieſes Hymnus.

Obgleich es nicht ſo böſe gemeint war, fühlte ſich die Frau Obermerkerin doch nicht geſchmeichelt von ſolchem Geſange und ſie ſuchte daher die Abſicht ihres Eheherrn zu vereiteln. Allein ihre Mühe war fruchtlos und auch die Bewirthung auf der Manegg wurde in jedem Stücke um ſo reichlicher vorbereitet, je einfacher es die Frau ausführen wollte. Es war, als ob der Ritter die Augen überall hätte und in der Küche eben ſo gut Beſcheid wüßte, wie in der öffentlichen Verwaltung, den Rechtsſachen, dem Minneſang und der Wappenkunde.

An einem ſonnigen Morgen zu Anfang Septembers ritt die Geſellſchaft nach den Albisforſten ab in großer Fröhlichkeit. Es waren dabei der Biſchof Heinrich von Klingenberg, die Aebtiſſin mit mehreren Frauen, worunter die Fides, die Aebte von Einſiedeln und Petershauſen, Graf Friedrich von Toggenburg, Lüthold von Regensberg, Herr Jakob von Wart und deſſen jugendlicher Sohn Rudolf, die Edlen von Landenberg und Tellikon und der von Troßberg. Herr

Walther von Eschenbach ritt mit den Knechten und den Hunden dem Zuge voraus und Herr Manesse mit seinem Sohne, dem Custos, und mit Johannes Hadlaub schloß denselben. Noch andere Herren, Pfaffen und Frauen, die für die Jagd zu bequem waren, wollten sich später auf Manegg einfinden, wo die Manessin inzwischen ihre verzauberte Mahlzeit richtete, die sich ihr, wie gewohnt, unter den Händen aus einem Käse- und Wurstimbiß in eine Hoftafel umgewandelt hatte; gewiß zum letzten Male! nahm sie sich mit unzerstörlichem Vertrauen auf die Zukunft vor, den tröstlichen Leitstern alles Menschenthumes.

Welche Schwäche! würde jetzt manche Frau ausrufen; aber wie liebenswürdig war dagegen jene stets für ihren Geiz kämpfende und unterliegende Wirthin, die wegen der Salz- und Pfefferfrage nicht den Hausfrieden brach und es nicht biegen oder brechen ließ, sondern dachte, morgen ist auch wieder ein Tag und die mildere Zeit, die seldenbäre, wird auch mir noch aufgehen! Und wie Schad' ist es, daß wir ihren vollen Namen nicht mehr wissen, der von seltenem Wohllaute hätte sein müssen.

Die Jagd förderte sich rasch durch die Waldungen hinauf, es wurde ein einziger Hirsch verfolgt, mehr

um in bewegter, freudiger Art auf die oberſte Bergeshöhe zu gelangen, als der Beute wegen. In der Schnabelburg, weit über alles Land hinwegſehend, begrüßte Walther von Eſchenbach als Hausherr die Gäſte, als Nachfolger jener uralten ausgeſtorbenen Freien von Senableborc; denn ſchon vor ſechshundert Jahren hat es für jene Menſchen ſchon alte unvordenkliche Zeiten gegeben. Von hier aus überſah man dies- und jenſeits des Berges bis über den Reußfluß weg die Burgen und Dörfer des Eſchenbacher Freiherrn, und der blühende junge Mann fühlte ſich ſo recht im Glücke, als die Herren und Frauen aus allen Fenſtern ſeines Saales in die Lande ſchauten und ſeinen Beſitz lobten. Die Seen von Zürich und Zug ſchienen nur als Spiegel dieſes Glückes aus den großen Thälern herüber zu ſchimmern, und die damals verſchloſſene Gebirgswelt in ihrem ſilbernen Schweigen, von den Hörnern des nachmaligen Bernerlandes bis zum Säntis, ſchien nur als Zeuge einer ewig ſeligen Gegenwart herum zu ſtehen.

Nach kurzem Aufenthalte ſtieg alles wieder zu Pferde, um auf dem Rücken des langgeſtreckten Berges davon zu fliegen. Es wurden jetzt Falken gebracht, da in ſolcher Höhe die Lüfte frei waren, und in heller Freude ließen die „ſeldenvollen“ Frauen die Federſpiele ſteigen. Insbeſondere die junge Gattin

des Eichenbacher's, ihm nicht lange vermählt, die sich dem Zuge angeschlossen, that sich in Freude hervor, und mit ihr wetteiferte die Braut des jungen Wart, die auf der Schnabelburg zu Gast war, Gertrud von Balm, eine holde Nachbarin aus der Gegend der Lenzburg her. Wie Zwillinge der Freude, in lieblichem Uebermuth, sprengten sie, die Neuvermählte und die Verlobte, mit wallenden Schleiern Allen voran und warfen ihre Falken in die Luft, jauchzend, als sie sahen, wie beide Vögel auf denselben Reiher stießen, der sich vom Türlersee erhoben hatte und ostwärts nach dem Glatthal hinüber steuerte. Vor der Compagnie, die in der Richtung nach Norden zog, breitete sich in's Blaue hinaus über Zürich-Thur- und Aargau hin bis zu den schwäbischen Höhen und den Gebirgen des Jura, das Land, und von allen Punkten schimmerten die Thürme der herrschenden Geschlechter oder die Gotteshäuser und Kirchen. Einem Zuge von Göttern gleich eilten sie auf dem Berggrate dahin, Lust und Stolz auf allen Gesichtern, von den hohen Spitzhüten der Herren flatterten die Bindeschnüre, an den Enden zierlich verknüpft, modisch in der Luft und verkündeten den von jedem Drucke freien Sinn des Augenblickes. Einzig die schöne Fides ritt mit ernstem Gesicht, auf welchem Trauer und hoher Muth, Gefühl der Heimatlosigkeit und

niedergehaltene Lebensluſt ſich miſchten, geheimnißvoll wie die Dämmerungen der Tiefe, in welcher unſichtbares Volk waltete, dem die Zukunft gehörte.

Endlich tauchte der Jagdzug wieder in den Wald hinab, um auf die Burg Manegg zu gelangen, über welcher man angekommen war und wo die Maneſſin mit ihren Mägden ſoeben alle verhaßten Zurüſtungen tadellos vollendet hatte und in Mitten der bereits anweſenden Gäſte die Jäger freundlich und höflich empfing. Selbſt der Hadlaubiſche Johannes, der beſcheiden zuletzt eintrat, erhielt keinen ungnädigen Blick von ihr, da ſie dachte, das Spiel mit ihm werde jetzt wol ſein Ende nehmen, nachdem man ihm die Lieder entlockt.

Allerdings hatte er heute noch eine nicht geringe Vorſtellung zu thun; denn als man zu Tiſche ſaß, frug Biſchof Heinrich nach dem Minnekanzler und ruhte nicht, bis er ihn unter den Gäſten ſitzen ſah. Fides erröthete und blickte mit unruhigem, ja unwilligem Weſen um ſich; Johannes erröthete noch viel mehr und wagte nicht aufzuſehen. Nichts deſtoweniger wurde er mit Wohlwollen betrachtet und auch ohne Stolz, da er als freier Abkömmling vom Berge zu dem bürgerlichen Gemeinweſen gehörte, deſſen Schutz und guten Willen bereits mancher Herr wol brauchen konnte.

Nach eingenommenem Mahle aber führte der Hausherr die ganze Gesellschaft in einen Lustsaal, den er auf der Burg neu gebaut hatte. Längs Fenstern und Wänden waren Sitze bereitet, auf welchen man Platz nahm; in der Mitte des Saales stand ein Tisch und auf diesem lagen aufgeschichtet die Bücher der Minnesinger, welche Johannes geschrieben, jedes vorläufig zwischen zwei dünne Holzdeckel gelegt, die mit Seidenzeug bezogen waren, und wo schon Gemälde vorhanden, diese besonders mit einem Vorhange von rother, blauer oder anderer Seide geschützt. Diese Bücher wurden nun in der Art vorgewiesen, daß Johannes eines um das andere herumbieten mußte, nachdem er den Namen des Sängers ausgerufen. Herr Manesse selbst nahm ihm die Bücher ab und gab sie den Frauen, Prälaten und Rittern in die Hände, so daß die schönen weißen Pergamentblätter bald rings im Saale glänzten und die Bilder in Gold und Farben von allen Seiten schimmerten und durch ihren Inhalt rührten oder fröhlich machten.

Nach Kaiser Heinrich VI. im vollen Ornat, nach einem älteren Vorbilde überlieferungsweise gemacht, kam das letzte Stausenkind Conradin der Junge, auf der Falkenjagd, ein feiner Knabe mit goldener Krone, langem grünem Rock und weißen Jagdhandschuhen,

auf einem Grauſchimmel anſprengend, in den frohen Tagen gedacht, bevor er nach dem Throne der Väter zog und das junge Leben verlor. In den wenigen Liedern, die dieſem Bilde folgten, zwitſcherte das halbe Kind:

Weiß kaum, was Frau'n und Minnen ſind,
Mich läßt die Liebe ſtark entgelten,
Daß ich an Jahren noch ein Kind.

Eine Erfindung Johannes' war auch das Bild zu den Liedern König Wenzel's von Böhmen. Der ſaß ebenfalls in allem Pomp, umgeben von ſeinen Hofämtern, auf dem Throne, zu ſeinen Füßen zwei Spielleute, ein Fiedler dabei, in welchem Hadlaub ſich ſelbſt dargeſtellt. Ein Pfalzgraf gab einem knieenden Ritter den Schwertgurt, und dieſer Pfalzgraf, von jugendlicher Geſtalt, zeigte ein ſo zartes und adeliges Geſicht, daß es faſt überanmuthig ſchien für einen Mann, bis man entdeckte, daß es eigentlich nichts Anderes, als das Geſicht der Dame Fides ſei. Dieſe Entdeckung fand jedoch nicht ſogleich ſtatt, ſondern erſt, als einige weitere Bilder die gleiche Erſcheinung zeigten und man zu unterſuchen begann, warum die edlen Geſtalten Einem denn ſo bekannt vorkämen. Denn gleich der nächſte Sänger, Herzog Heinrich von Breslau, der umgeben von ſeinem Turniergefolge gewaffnet zu Pferde ſaß und von den

Frauen den Kranz empfing, zeigte wieder das nämliche anmuthsvolle Gesicht, ebenso Markgraf Heinrich von Meißen, der mit vier Falken jagt, und so weiter andere Ritter mehr, während nirgends eine der vielen Frauengestalten die Gesichtszüge der Fides zeigte.

Der fehnliche Schreiber und Maler erzielte durch diesen Kunstgriff wol zwei Vortheile: einmal konnte er das geliebte Gesicht zum öftern anbringen, ohne die Inhaberin desselben bloß zu stellen, und dann erhielten die betreffenden Helden dadurch einen geheimnißvoll idealen Charakter, der sie über die ebenfalls meistens zarten und jugendlichen Gestalten der vielen Nebenfiguren emporhob. Denn es ist merkwürdig, wie diese ganze Bildwelt, gleich archaistischen Werken des frühern Alterthums, ein ewig heiteres, lächelndes Wesen zeigt und man manchmal die Männer, wo sie nicht in den Eisenhüllen stecken, nur an den kürzeren Haaren von den weiblichen Personen zu unterscheiden vermag, ein Zeugniß, daß das Schöne schöner sein sollte, als das wirkliche Leben.

Ungefüge verworrene Kampfscenen erinnerten jedoch an das eiserne Zeitalter in den Schildereien von den Herzogen von Anhalt und Johann von Brabant; auch waren da die vielen Pferde, die durch einander toben, nicht die starke Seite des fleißigen Malers, und nur an den energisch geschwungenen Schwertarmen

erkennt man einige Kunſtgerechtigkeit, ſowie an der ſtets correcten Zügelhaltung. Friedlicher ging es wiederum zu bei Herrn Otto von Brandenburg mit dem Pfeile, der jetzt noch mit ſeiner Dame am Schachbrett ſitzt bei der Muſik von vier Spielleuten, zwei Poſaunenbläſern, einem Sumberſchläger und einem Sackpfeifer.

Auf ſolche Fürſtlichkeiten folgten indeſſen bald die fingerlichen Grafen, Ritter und bürgerlichen Meiſter, und vorzüglich die Sänger des Landes waren zuerſt mit Bildern bedacht. Graf Kraft von Toggenburg ſteigt in hochrothem, ſchönfaltigem Gewand auf einer Leiter zum Söller der Geliebten empor; der Kopf zeigt prächtiges, edel geordnetes Haar und ſchönſte Geſichtsform. Die Frau reicht ihm einen reichen Blumenkranz, auf einen Goldreif geflochten, entgegen und trägt ſelbſt einen Roſenkranz auf dem Haupte. Als das Buch mit dieſem Bilde dem anweſenden Grafen Friedrich in die Hand kam, gab er es mit überſchattetem Antlitz ſogleich weiter; denn weil die dargeſtellte Liebesſcene an die Zeit erinnerte, wo ein Brudermord das Grafenhaus verſinſtert hatte, vermochte ſie ihn keineswegs zu erheitern, und er liebte nicht, davon zu ſprechen.

Herr Conrad von Altſtetten aus dem Rheinthale lag mit ſeiner Geminnten unter einem weitverzweigten

Rosenbaum, mit dem Haupt in ihrem Schooße, den Falken auf der Hand; sie beugt sich über ihn und legt ihre Wange auf seine Wange, ihn mit beiden Armen umfassend. Diesem Paare folgte Werner von Teufen, der ebenfalls mit der Seinen auf der Falkenjagd ist, aber noch zu Pferde sitzt und im Reiten, während sie den Falken hält, sich zu ihr hinüber neigt und ihr zärtlich den Arm um die Schulter legt; alles gar anmuthvolle Darstellungen.

Nun erschien aber einer der Anwesenden selbst, als Herr Jakob von Wart ausgerufen wurde. Johannes Hadlaub lächelte schalkhaft, als er seinen Namen rief, weil er ihm das schmeichelhafteste Gemälde gewidmet hatte. In einem Baumgarten, auf blumenbewachsener Erde, sitzt der alte Herr und zwar in einer Badekufe und entkleidet, so jedoch, daß das Wasser ganz mit Rosen bedeckt ist. Ueber ihm verbreiten sich Lindenäste, in welchen Vögel singen, und um ihn stehen vier Fräulein, die ihn bedienen. Eine setzt ihm einen Kranz auf das graue, aber blühende und lachende Haupt, eine reicht ihm einen goldenen Becher zum Trinken, und die dritte reibt oder streichelt ihm gar annehmbar Schulter und Arm; diese trägt auf dem Kopfe einen prächtigen Modehut von Netz- und Perlenwerk, die anderen tragen Blumenkränze auf den Locken. Die Vierte aber kniet in weißem Gewande und mit

verhülltem Kopf, alſo wol eine Dienerin, vor einem Feuer, über welchem ein Keſſel hängt, und handhabt eifrig den Blaſebalg, um ſtets warmes Waſſer für das Bad bereit zu halten.

„Hier kommt der Lohn der Tugend und Frömmigkeit!“ rief Herr Maneſſe, als er das Buch dem alten Herrn von Wart übergab, und Alle, die das Bild mitſahen, wünſchten ihm mit heiterem Gelächter Glück und Heil und klatſchten in die Hände.

„Ei, ei! wenn ich Solches doch nur erlebt hätte!“ rief der Alte, gleichmäßig lachend; aber was hilft mir dies gemalte Scheinbild des Glückes? Herr Ulrich von Liechtenſtein will dergleichen zwar genoſſen haben auf ſeinen Minnefahrten, auch in Herrn Wolfram's Parzival leſen wir von ſolcher Sitte, ich aber habe leider nichts davon verſpürt!“

„Ich will Euch gleich das Bad rüſten laſſen, wenn Ihr Euch hinein ſetzen wollt, edler Herr!“ ſagte Frau Maneſſe, die jetzt über die beſtandene Mühe aufgeräumt und fröhlich war.

„Gewiß, thut das,“ rief der Ritter, „ich will mir auch unverweilt die vier Damen auswählen, die mir den Rücken reiben! Wie wohl wird mir das thun!“

Während Alles über die Fröhlichkeit des ältlichen Ritters noch lächelte, hörte man plötzlich ein helleres Lachen, das von Fides herrührte. Sie ſchien endlich

auch zu heiterem Sinn erwacht, und zwar durch ein seltsames Vogelungethüm, das auf einem Bilde dahergeritten kam. Dasselbe sollte Hartmann von Westerspühl, den Dienstmann der reichen oder größern Aue vorstellen, welcher den armen Heinrich, Erec und Iwein gesungen hat. Es mochte eine von den ersten Schildereien Hadlaub's und ohne guten Rath unternommen sein; denn man sah fast nichts als einen großen, unförmlichen Helm auf einem kleinen Rößlein einherreiten, überragt von einem ungeheuerlichen Vogelkopf. Ferner war das unsichtbare Männlein noch gedeckt von dem Schilde mit den drei Hahnenköpfen der Westerspühler und über ihm flatterte das Banner mit den gleichen drei Gockeln; allein die sechs Köpfe sowol wie der große Hahn der Helmzierde waren oder sind noch so übel getroffen, daß Niemand die Natur des Vogels deutlich erkennen kann und Einige denselben für einen Adler halten.

„Was ist das für ein Reitervogel oder Vogelreiter?" rief die Fides; „er sieht aus wie eine Henne mit sechs Küchlein zu Pferde!"

Das Bild ging zur Belustigung der Gesellschaft herum, weil sie vergaß, daß der Urheber sich vielleicht etwas zugute that auf dasselbe; der ältere Wart aber bemerkte, daß der wunderliche Reitersmann wirklich der Großvater seines Nachbars von der Thur, des jüngern

Herrn Hans von Westerpuhl, sei und daß auch dieser sich noch einen Dienstmann der Reichenau nenne. „Der führt aber jetzt die drei Hüfthörner im Schilde statt der Hahnenköpfe," setzte jene hinzu.

Inzwischen hatte Fides schon einen neuen Gegenstand ihrer kritischen Laune gefunden in dem Gemälde vom Sängerkriege, das nun herumging. Auf demselben saßen oben in ihrer Herrlichkeit Landgraf Hermann und die Landgräfin Sophie als Richter, unten aber auf einer Bank dicht in einander gedrängt die sieben Sänger. Klingsohr von Ungerland in der Mitte und links und rechts von ihm Heinrich von Ofterdingen, Walther von der Vogelweide, Heinrich von Rißach, der tugendhafte Schreiber, Biterolf, Reinmar der Alte und Wolfram von Eschenbach. In der That war es höchst drollig anzusehen, wie die sieben Streitbaren, von Leidenschaft bewegt, so eng zusammen gedrückt sich auf dem armseligen Bänklein behelfen mußten, während die Fürsten oben in himmlischer Ruhe sich breit machten.

„Das ist ja," rief Fides, „genau jenes Spiel der Schulkinder, welches man ein Käsdrücken nennt, wo die Aeußersten der Bank nach der Mitte hin pressen, um die dortigen hinauszudrängen, die Mittleren aber sich gewaltsam ausdehnen, um die Aeußersten von der Bank abzusprengen."

Johannes Hadlaub hatte Fides noch nie so viel sprechen gehört und nun geschah es nur, um seine wohlgemeinten Thaten herabzusetzen und lächerlich zu machen, wie es ihm wenigstens schien; denn daß Mancher der Neckerei, die ja nur von erwachendem Frohsinn zeugte, sich eher gefreut hätte, vermochte er nicht zu wissen. Er stand daher trübselig und verdutzt vor der lachenden Gesellschaft auf und rief tonlos den Meister Gottfried von Straßburg aus, gab das Buch hin und wollte eben das nächste, das Regenbog, den Schmied, enthielt, ergreifen, als Herr Rüdiger Manesse herzutrat mit einem neuen Buch und laut von der Spitze desselben herunterlas und ausrief: Meister Johans Hadlaub! Er hatte die Lieder Hadlaub's im Geheimen zusammengestellt und mit dem Vergnügen eines sammlerischen Beschützers eigenhändig abgeschrieben. Alles wurde aufmerksam, als er nun die Erscheinung eines neuen Minnesingers im eigenen Kreise verkündigte und wie die hohen Fürsten, Bischof Heinrich und die Aebtissin, mit Beistimmung des Rathes von Zürich, den werthen Mann in den Stand der Meister zu erheben beschlossen hätten. Die tugendreiche Frau Fides von Wasserfelz aber sei ausersehen, ihm den Kranz aufzusetzen und verdiente Huld zu erweisen.

Gleichzeitig bewegte sich der Bischof, der die Aebtin

Kunigunde führte, gegen die Fides hin, um ihr einen vollen Roſenkranz, auf ſilbernen Reif geflochten, zu übergeben. Fides jedoch erhob ſich haſtig, von Roth übergoſſen, und wollte entfliehen. Aber ſchon ſtanden Eichenbach und der junge Wart, die Gemahlin des erſteren und die Braut des andern, hinter ihrem Stuhle, und die beiden Paare hielten ſie auf dem Seſſel feſt und drückten ihr den Kranz in die Hand. Indeſſen führten Maneſſe und Toggenburg, gefolgt von den Aebten und anderen Herren, den ganz bleich gewordenen und ſchwankenden Johannes vor den Sitz der Fides. Der zaghafte Meiſter, der vor einigen Tagen dem böſen Kaiſer in's Geſicht gelacht, that jetzt, als wenn er zum Tode geführt würde, da er vor ſeiner reinen, ſüßen, ſeldenreichen, minniglichen Frau knieen ſollte, von der bereits in den vorliegenden Liedern zu leſen war, wie er mit ihr ringen und ſie auf ein Bett von Blumen hinwerfen würde, wenn er ſie nur dort hätte!

Es gab nichts Schöneres zu ſehen, als die ſitzende Fides in ihrer Bedrängniß, feſtgehalten von den zwei blühenden jungen Paaren, aber auch nichts Erſchütterndere, wenn Einer die Zukunft hätte ſehen und wiſſen können, wie in einer kurzen Spanne Zeit der jetzt ſo frohe Wart König Albrechts Ermordung wegen auf das Rad geflochten ſein und eben dieſes fröhliche

Bräutlein, alsdann seine Gattin, drei Tage und Nächte hindurch betend auf der Erde unter dem Rade liegen würde, bis er den Geist aufgegeben; wie dieser selbe Eschenbacher Freiherr, landesflüchtig, in der Fremde als Hirtenknecht sein Leben fünfunddreißig Jahre lang fristen sollte, verborgen, verschollen in einer Hütte sterbend; wie die Geschlechter vertilgt, der hundertjährige Besitz genommen und die Burgen zerstört wurden, daß die Flamme zum Himmel und das Blut von der Erde rauchte vor den grimmigen Bluträchern. Diese Wolke schwarzen Schicksals, die über dem sonnigen Lebensbilde hing, barg den Blitz einer unbesonnenen, ungeheuern That, wie sie, erzeugt durch den Druck ungerechter Gewalt, ungeahnt und plötzlich einmal entsteht und den Thäter mit dem Bedrücker vernichtet.

In sorgloser Heiterkeit wurde Meister Hadlaub vor die sitzende Fides gebracht und auf ein Knie niedergelassen, was sich von selbst machte, da er sogar ganz umfallen wollte und rückwärts gesunken wäre, wenn ihn die Herren nicht gehalten und gestützt hätten. Er wendete die Blicke furchtsam zur Seite, als ihm Fides, gedrängt von den Freunden, den Kranz auf den Kopf setzte. Als aber seine Hand genommen und in die ihre gelegt wurde und sie auf allgemeines Zureden endlich halb unwillig, halb lachend zu ihm sagte: Gott grüße meinen Gesellen! da regte er sich, wie ein

Thierlein, das ſich in der Angſt todtgeſtellt hat und nun allmählig wieder bewegt und munter wird. Er ſah zu ihr auf, hielt ihre Hand mit beiden Händen feſt und blickte ihr in's Antlitz, ganz nahe, wie noch nie. Da ſah er nun, was er doch ſchon ſo oft beſchrieben, zum erſtenmal ſo recht deutlich ihren Mund, ihre Wängel roſenfarb, ihre Augen klar, die Kehle weiß, ihre weibliche Zucht und die Hände weißer als Schnee. Ja, Alles war ſo und tauſendmal ſchöner, ein Wunder neben dem andern! In dieſem Geſichte gab es keine unklaren topographiſchen Verhältniſſe, keine unbeſtimmten oder überflüſſigen Räume, Flächen und Linien, alle Züge waren beſtimmt, wenn auch noch ſo zart geprägt, wie in einem wohl vollendeten Metallguß, und alles beſeelt von der eigenſten, ſüßeſten Perſönlichkeit. Die Schönheit war hier von innen heraus ernſthaft, wahr und untrüglich, obgleich ein Zug ehrlicher Schalkhaftigkeit darin ſchlummerte, der des Glückes zu harren ſchien, um zu erwachen.

Alles um ſich her vergeſſend, ſchaute Johannes, dieweil ſeine beiden Arme auf ihrem Schoße lagen, ſie ſo ſelig und ganz verklärt an, daß unwiderſtehlich ein Hauch des Glückes in ihre Seele hinüberzog und ein liebliches Lächeln auf ihre Lippen trat. Hingeriſſen von dem anmuthigen, wahrhaft rührenden Schauſpiele, das die Beiden in dieſem Augenblicke gewährten,

gaben alle Umstehenden ihre Freude und ihren Beifall laut zu erkennen; der Höhepunkt des artigen Spieles war für sie erreicht, und sie genossen dankbar das gelungene Kunstwerklein.

Durch das beifällige Geräusch wurde jedoch Fides aus ihrer Vergessenheit geweckt; sie zuckte zusammen und wollte ihre Hand aus Hadlaub's Händen zurückziehen. Der war aber seinerseits keineswegs erwacht und hielt nur um so fester, bis Fides höchst erregt und mit Thränen in den Augen sich niederbeugte und ihn tüchtig in die Hand biß. Obgleich ihm das nicht im mindesten weh that, wie er später versicherte, kam er doch nun auch wieder zum Bewußtsein; er ließ ihre Hand sänftlich fahren, und sie erhob sich rasch, um aus dem Kreise der Umstehenden hinauszukommen. Da trat ihr aber ihr Herr Vater, der Bischof, entgegen und bat sie, dem so löblichen Gesellen nun auch irgend etwas zu schenken, zum Gedächtniß dieses Tages, als einen kleinen Minnelohn; das sei gute Sitte. Sie suchte in einer Tasche, die ihr zur Seite hing und worin sie die Handschuhe und Anderes stecken hatte, und fand eine Nadelbüchse von Elfenbein, in griechischer Arbeit kunstreich geschnitten, zwei mit einander kämpfende geschuppte Drachen vorstellend; das warf sie hin, um nur endlich frei zu werden.

„Nicht so unfreundlich!" mahnte nun die Mutter

Fürſtäbtin, welche das Nadelbein aufhob und es ihr wiedergab; „in guten Treuen gib es ihm hin, daß er auch Freude daran haben kann!“

Dieſe Ermahnung wurde von allen Anweſenden unterſtützt und wiederholt. Fides gab ihm das Büchslein in die Hand und floh dann aber ſchleunigſt aus dem Saale.

Johannes hielt das Elfenbein ſo feſt in der Fauſt, als ob er ein Knöchlein des heiligen Petrus ſelbſt erwiſcht hätte, und machte ſich damit bei Seite, während die Fürſtin ſagte: „Es nimmt mich Wunder, daß ſie es ihm gegeben hat; denn ein Vorfahr hat es über's Meer gebracht und ſie trägt es von Kindesbeinen auf in der Taſche herum.“

Wenn Johannes ein Schneider hätte werden wollen, ſo wäre er jetzt wenigſtens im Beſitz einer Nadelbüchſe geweſen; ſonſt verſpürte er keinen weiteren Nutzen noch Fortſchritt ſeiner Minneſachen ſeit dem glückſeligen Jagdvergnügen. Es war, als ob Fides aus der Welt verſchwunden wäre oder nie gelebt hätte; er ſah ſie nirgends und hörte ſie nie mehr nennen; ſelbſt als er nun einen großen Leich dichtete, erwähnte nicht einmal Herr Maneſſe derſelben, und zwar aus dem Grunde, weil er ihn nicht einmal zu

sehen bekam und Fides das betreffende Büchlein wie die andern Briefe, die sie von Johannes erhielt, jenem nicht mehr abgab und Niemand mehr wußte, was sie damit machte. Auch als Hadlaub nun in die Fremde zog, erhielt er kein Lebenszeichen und Niemand fragte, ob er nicht Abschied von ihr nehmen möchte; denn es war für gut befunden worden, daß er sich in der Welt umsehe, wozu verschiedene Besorgungen, die man ihm auftrug, Gelegenheit boten. Voraus war es nöthig, an Ort und Stelle, wo man noch fehlende Theile für die Liedersammlung zu finden hoffte, selbst nachzugehen und die vorhandenen Lücken wiesen in dieser Hinsicht nach dem Osten und dem Laufe des Donauflusses hin. Johannes war nun in der Angelegenheit hinlänglich bewandert und dazu angethan, das Werk zu fördern, welches er als seine eigene Sache betrachtete. Ueberdies sollte er bei der königlichen Kanzlei gewissen Geschäften nachgehen, so die Männer von Zürich anhängig hatten, auch die Sachen des Bischofs Heinrich besorgen, welcher als ehemaliger Kanzler des hingeschiedenen Rudolf zuweilen noch den Sohn Albrecht berieth, um die Kinder Rudolf's, soviel an ihm lag, in den glücklicheren Bahnen des klugen und menschenfreundlichen Vaters zu erhalten. Dergleichen Aufträge wußte Johannes mit Geschick und Bescheidenheit auszurichten und, ohne

ſich vorzudrängen, aufzumerken, wo die Dinge jeweilig blieben.

Der Biſchof gab ihm ein Pferd, Herr Maneſſe ſchenkte ihm ein ſchönes Gewand und der Vater verſah ihn mit Reiſegeld, da er nicht wollte, daß Johannes ganz von den Herren abhinge. Er hatte auch gute Geleitsbriefe von Ort zu Ort, daß er überall wohl aufgenommen war, als er jetzt quer durch Schwaben und Bayern ritt und ſchließlich mit ſeinem Rößlein auf einem Donauſchiffe unterſtand, um vollends durch Oeſterreich hinunter zu fahren. Ueberall in Städten, Schlöſſern und Hochſtiften war er eifrig dabei, abzuſchreiben und weitere Kunde zu erwerben, ſo daß er, ehe er nach Wien kam, von dem einzigen Walther von der Vogelweide gegen zweihundert neue Strophen beieinander hatte, die wenigſtens auf deſſen Namen umliefen und noch nicht im Buche zu Zürich ſtanden.

Zu Wien hielt er ſich faſt ein Jahr auf; dort fand er hauptſächlich die breiten Spuren Neithart's von Reuenthal, der etwa ſiebzig Jahre früher am Hofe Friedrich's des Streitbaren ſein Weſen getrieben hatte. Die Sehnſucht, mit welcher ſeine ungeſtillte Minne in der einſamen Ferne ihn erfüllte, wurde in ſeltſamer Weiſe zuweilen gemildert durch den Gegenſatz der ländlichen Dichterei Neithart's, der Poeſie der Törper, der derben Tanzmägde, Dorfſprenzel und

Dorfrüchel. In trotziger Stimmung verfiel er selbst in solchen pastoralen Ton, und in einem ersten Liede, das er zu Wien abfaßte, verglich er die Mühsal der ungetrösteten Minner mit der harten Arbeit der Waldköhler, welche hacken und reuten müssen, der Fuhrleute, die in Regen und Wind sich unaufhörlich abplagen, die versunkenen Karren aus dem Schlamme zu heben, in dem sie fluchend stecken bleiben; das Herz solcher Liebhaber, von der Liebe wie mit Zangen gekneipt, zapple unabläßig in der Brust, wie ein sperriges schreiendes Ferkel in einem Sacke.

Dann trat wol das Heimweh hinzu und er sah das frohe Landleben auf der väterlichen Berghöhe und pries es in den neuen Tönen. In Ernteliedern, die er sang, hieß es nun urplötzlich: Nun bindet eure Zöpfe und setzt Kränzel drauf, feste Dirnen, die Ernte ist da! da gibt es Freuden genug und fröhliche Spiele mit den Knechten auf dem Stroh, dies- und jenseits des Baches, die man kann, ohne sie gelernt zu haben. Käme mir jetzt ein Lieb gelaufen, wahrhaftig, ich machte mich mit ihr in die Scheuer und wäre aller Sorgen los!

Wiederum in neuem Tone sang er das Wohlleben des Herbstes, als ob er der üppigste Fresser wäre: Ho ho! schüret nun das Feuer gut, laßt den Hafen überwallen von Fett, das weiße Brot zu tunken!

Würste, Schinken, süßes Hirn, gut Gekröse, Därme, Bletze, feisten Schweinebraten her, daß in der heißen Stube den Knappen und den stolzen Mägden die glühenden Stirnen glosten! dann neuen Wein genug darauf und wieder Kragen, Magen, Haupt und Füße, siedend brodelnd! Wer trauren will, der bleibe von uns Essern fern, die voll von Freuden und allem Guten sind; wer sich aber mästen will, der komme her, gute Tracht macht das Gesinde fett! Wirth, mach die Stube heißer, sende Gänse und gefüllte Hühner, gesottene Kapaunen, auch lasse Tauben schlagen und Fasanen schießen, daß dem Herbst seine Ehre geschieht! Laß den Hasen wallen, recht Salz hinein, daß wir baß dürsten und die Köpfe glühen, als hätte man sie angezündet!

Freilich schloß er diese Ueppigketten gewöhnlich mit einer zarten Wendung nach der feineren Seite hin, indem er bedauerte, daß der nahende Winter bald den Vöglein wehe thun und die Schönheit der geliebten Frauen verhüllen werde mit warmen Kappen, Pelz und Tüchern, kaum die Nasenspitze noch frei lassend, so daß ihre schmachtenden Liebhaber doppelt sehnsüchtig den Frühling erharren müßten, wo die Holden wieder auf dem Anger sichtbar würden. Allein dergleichen Abgesang schien nur anstandshalber den Schweinebraten, den Schafmägen und Klobwürsten

lose angehängt zu sein und konnte kaum über die Vergröberung des Hadlaub'schen Liedergeistes täuschen.

Um die neue Kunstweise recht akademisch und epigonenhaft zu studiren, ging er sowol in der Stadt, als in den schönen Landschaften von Wien den Vergnügungen des Volkes nach und stand überall hinzu, wo gefiedelt, getanzt und gezecht wurde. Ein uralter Spielmann, der das Land an der Donau durchfuhr und in Wien mit Johannes in der gleichen Herberge wohnte, war dabei sein Führer. Dieser alte Spielmann hatte die sonderbare Eigenschaft, daß er seine Herkunft und seinen Namen gänzlich vergessen, wie er sagte seit einem Sturz, den er vor mehr als fünfzig Jahren gethan, und es haftete in seinem Gedächtnisse auch kein neuer Name, den man ihm gegeben oder um den er gebeten hatte. Einen solchen wiederholte er einige Male, um ihn sich einzuprägen; sobald aber die kleinste Frist vorüber, hatte er ihn verloren und nannte den Namen dessen, der ihn gegeben. Alles war ihm bekannt, nur nicht die Namen seiner Eltern, seiner Heimat und sein eigenes Schicksal vor jenem Fall. Er konnte lesen, aber nicht mehr schreiben, und besaß ein ledernes Ränzchen voll verblichener und abgegriffener Liederbüchlein, die alle vor langen Jahren schon geschrieben sein mußten, sein einziges Eigenthum außer einer kleinen Harfe, deren Holz von urlangem

Gebrauche ſo dünn wie Papier geworden und vielfach geflickt war mittelſt aufgeleimter Leinwandſtreifchen. Sein Gewand war verſchollen und farblos, ſein langer Bart, der ſilberweiß geweſen, fing ſtellenweiſe an gelb zu werden. Der Kopf war vollſtändig kahl, aber von zierlichſter Form und glänzend wie eine kleine Kuppel von Elfenbein, freilich ſelten ſichtbar; denn ſein Haupt war unausgeſetzt von einem breiten, abgeſchabten Pelzhute bedeckt, in deſſen Schatten der Alte wie unter dem Dache des vergeſſenen Vaterhauſes zu wohnen ſchien; die tiefliegenden Aeuglein ſchimmerten wenigſtens ſo wohnlich unter dem dunklen Rande, wie die Fenſterchen unter einem Strohdach. Aus dieſem verwitterten Weſen heraus klangen aber mit hellem Tone eine Menge Lieder, und das kleine baufällige Saitenſpiel begleitete den Geſang mit auffallender Kraft.

Für Johannes Hadlaub ergab ſich indeſſen keine große Ernte; denn die Lieder, welche der Alte ſang, waren faſt alles Volkslieder, die ſchon vor der Zeit des höfiſchen Kunſtgeſanges entſtanden oder während dieſer Zeit in den Niederungen der Geſellſchaft geboren waren und niemals einen Namen trugen. Auch in der Form erſchienen ſie ſo alterthümlich und einfach, daß Johannes ſie für ſeine Zwecke nicht brauchen konnte und es aufgab, den grauen Spielmann für ſeine

Sammlung auszubeuten. Dennoch folgte er ihm gerne, wenn er über Feld zog und ihm mitzukommen winkte; er liebte den seltsamen Alten und dieser war ihm hinwieder zugethan wegen seines gutmüthigen und sittsamen Wesens, das von der Wildheit der Menschen vortheilhaft abstach, bei denen er seinen Erwerb suchte.

Das uralte Singmännlein war nämlich erst sehr spät erwerbslustig geworden, als die lebenslange Armuth endlich an ihm die Kraft verloren und das Spiel aufgegeben hatte. Einst in besonders vertraulicher Laune, zeigte er dem jungen Freunde im größten Geheimniß ein Beutelchen voll Gold und Silber, das er unter seinem Gewande verborgen trug, und bekannte ihm, er sei von der Fortuna, die ihn so lang verfolgt, glücklich vergessen worden und sammle nun, unbeachtet von ihr, nicht faul, was ihm reichlich zufalle, und halte sich ganz still dabei, damit die Vettel nicht doch wieder aufmerksam werde. In der That wurde ihm auch allenthalben, wo er sang und aufspielte, seines Alters wegen reichliche Gabe zu Theil. Fragte Johannes den Alten, für wen er denn so eifrig sammle und spare, so erwiderte er, es könne ihm noch einmal einfallen, wie er heiße, und woher er sei, und dann wolle er heim gehen und habe den Seinigen doch etwas mitzubringen.

Eines Tages gingen sie auf das Tulner Feld hinaus, wo eine große Kirchweih mit Messe und Spectakel aller Art stattfand. Kriegsleute, Bauern, Bürger aus der Stadt, Frauen, Dirnen trieben sich da bunt durcheinander; an allen Ecken war Musik, Spiel und Tanz und dampften die Kessel und Backpfannen. Der Alte bat den Johannes, ihn nun allein zu lassen bis zum Abend, weil er ihm mit seinem schönen Gewande die Freigebigkeit verscheuche; Hadlaub sah daher nur ab und zu nach ihm und wurde im Uebrigen nicht müde, sich unter dem Volke herumzutreiben, was nicht ohne Gefährde blieb. Viele der Bauern wären übermüthig und närrisch herausgeputzt mit bunten Wämsern und Bändern; sie trugen große Schnurrbärte und vorn zu jeder Seite des Gesichtes eine lange, rothhaarige oder pechschwarze Locke, die bis zum Gürtel herunter hing; dazu waren sie mit mächtigen Schwertern, Dolchen und anderen Waffen behangen, um zu prahlen und den Soldaten zu trotzen, wenn diese ihnen die ebenso bunten Dirnen abjagen wollten. Ihre prunkende Grobheit und Händelsucht kehrten sie dann gegen Jeden heraus, der sie nur betrachtete.

Johannes gesellte sich zu einer Truppe lustiger Schüler, welche die guten Weine aufsuchten. Ein Kloster ließ einen solchen ausschenken, der dem jungen

Manne bald in den Kopf stieg. Durch die Aufregung wachte seine alte Liebeskümmerniß auf und zugleich eine verwegene Lebensluſt, die mit jener im Streite lag. Er überbot wo möglich die Schüler in Keckheit und Muthwillen. Singend zogen ſie umher und fanden ihre Luſt vorzüglich darin, den ſchönen Städterinnen, welche nach dortiger Mode eine Art überbreiter Hüte trugen und damit umherſpazierten, unter dieſe Hüte zu gucken, um des Anblicks ihrer Geſichter theilhaftig zu werden, was ſonſt unmöglich war. Bekanntlich hat er in einem Liedchen dieſe öſterreichiſchen Frauenhüte beſungen und gewünſcht, daß ſie alle die Donau hinunter ſchwimmen möchten. Es gab nun manchen freundlichen Scherz und manchen lieblichen Blick bekam Johannes, was dem Ungetreuen höchlich gefiel, ſo daß er immer kecker unter die Hüte ſchaute, um den traulichen Glanz zu ſuchen. Zuletzt aber entſtanden Händel. Junge Handwerker traten den Schülern entgegen, der Lärm und die Kriegsluſt verbreiteten ſich, Soldaten geriethen hinter die Bürger und die Bauern hinter jene, und mit der eintretenden Dunkelheit war die Kirchweih in eine Schlacht verwandelt und das Feld voll Staub, Geſchrei und Blutvergießen.

Johannes hatte ſeine Geſellen längſt verloren. Ganz ernüchtert, aber mit zerriſſenem Rock und blutendem

Geſicht entzog er ſich dem Getümmel, deſſen bavariſche Rauhheit ihm ungewohnt und erſchreckend war. Beſorgt ſuchte er in der nächtlichen Verwirrung den alten Spielmann; er fand ihn an der Straße nach Wien mit blutigem Kopfe bewußtlos liegen; ſeine Kleider waren ihm vom Leibe geriſſen und das hübſche weiße Schädelrund zerſtört, zerſchlagen, wie auch die alte kleine Harfe, mit welcher er ſich gewehrt haben mochte; denn er war beraubt, ſein Schatzbeutel ihm von dem Riemen geſchnitten.

Johannes brachte den armen Alten mit Sorge und Mühe nach der Herberge. Dort kam er nochmals zum Bewußtſein; er ſchien über ſeinen verlorenen Namen nachzugrübeln, ſchüttelte ſeufzend den Kopf, indem er ſtammelte: „Ich bring's nicht mehr heraus!“ und bat Johannes, daß er ſeine Ledertaſche mit den Liedern an ſich nehmen und behalten möchte, worauf er den Geiſt aufgab.

Am anderen Tage unterſuchte Johannes das Häufchen beſchriebenen Pergamentes genauer, das vor ihm lag. Heutzutage würde man für jedes der verblichenen Büchlein und Röllchen, Stück für Stück, hundert rheiniſche Gulden bezahlen; Johannes dagegen wußte nicht viel damit anzufangen, da er ein einziges Heftchen fand, das einen Namen trug. Es war das Dutzend kleiner Lieder des von Kürenberg, die wir

kennen in ihrer alterthümlichen Gestalt, Erzeugnisse eines wirklichen und ganzen Dichters, deren Ursprünglichkeit und Schönheit Hadlaub empfand. Erstaunt ahnte er in diesen kleinen Proben einen von hundert anderen Sängern unterschiedenen Geist, der in unbekannter Einsamkeit waltete, und der todte Spielmann, der diesen Namen allein aufzubewahren für würdig gehalten hatte, erschien ihm erst jetzt in einem geheimnißvoll ehrwürdigen Lichte. Er kehrte zu größerem Ernste zurück, und da seine Zeit überdies vorüber war, so packte er seine Erwerbungen zusammen und wanderte wieder der Heimat zu.

Auf seiner Straße dahin ziehend überdachte er bald freudig, bald traurig, wie es wol um die Fides stehen möchte und wie er sich zu ihr zu verhalten haben werde, in welcher Hinsicht er freilich keine großen Hoffnungen hegte. Allein vor der Hand empfand er die stärkste Sehnsucht, sie nur einmal wieder zu sehen, wie man in dunkler Zeit des Sonnenscheins bedürftig ist, auch wenn man keinen eigenen Weinberg besitzt, der daran reifen soll.

Er fand aber die Dinge nicht mehr vor, wie er sie verlassen hatte, als er endlich in der Heimat anlangte. Das Lehen war jetzt auf Fides übertragen durch die Bemühungen des Bischofs, und sie saß als

Freiin von Waſſerſtelz auf der Burg am Rhein, einſam, wie einſt ihre Mutter. Denn ſobald ſie ihre eigene Herrin geworden, war ſie hingezogen und hielt ſich die meiſte Zeit dort auf, ohne ſich dareinreden zu laſſen. Die Burg war in jenen Tagen größer als jetzt; ſtatt des Schlößchens mit dem achteckigen Oberbau und dem kleinen Garten nahm ſie damals den ganzen Grundfelſen im Fluß ein mit ſtarken Mauern und Thürmen. Außer einigen Dienerinnen, die ſie aus ihrer geringen Herrſchaft im Dorfe zu Fiſibach genommen, hatte Fides noch ein paar feſte Knechte in die Burg gezogen, die ihr nebſt den ſtreitbaren Leuten in der Schloßmühle genugſamen Schutz gewährten. Mit der böſen Muhme Mechthildis auf Weiß-Waſſerſtelz ſtand ſie übrigens in leidlichem Frieden. Nachdem dieſe endlich eingeſehen, daß das Erbe ihrer Schweſter für ſie jedenfalls verloren ſei, beſchränkte ſie ſich darauf, die junge Frau auf Schwarz-Waſſerſtelz das „ſaubere Kräutchen“ und das „ſchöne Unkraut dadrüben“ zu nennen, verſchmähte aber dabei nicht, ihr Korn in der Mühle mahlen zu laſſen und das Mehl ſelbſt zu holen in ihrem Schiffchen, da Fides ſie jedesmal gut bewirthete.

Bald nach Hadlaub's Rückkehr waren im Haus Maneſſe Gäſte geladen, denen der zufriedene Herr Rüdiger die poetiſche Reiſebeute des jungen Meiſters

vorwies. Es wurde über die Beschaffenheit und Aechtheit der einzelnen Theile Rathschlag gehalten und dies oder jenes Stück versuchsweise vorgetragen, um Ton und Weise festzustellen, wobei Johannes selbst Hilfe leisten mußte. Es waren meistens die bekannten Herren da; mitten in der Unterhaltung trat aber eine für Johannes neue Erscheinung auf, die seine höchste Aufmerksamkeit erregte.

Es war der Graf Wernher von Homberg auf Rapperswyl, ein junger Mann von ungefähr zwanzig Jahren, hoher und prächtiger Gestalt, und von Ansehen schon ein vollendeter Ritter, fest und gemessen auftretend, kühn und feurig von Blick, derselbe, der nach Albrecht's Tode noch bei jungen Jahren unter König Heinrich von Lüzelburg Reichsvogt in den drei Ländern der Urschweiz, dann oberster Reichsfeldhauptmann in Italien und Führer des lombardischen Ghibellinenbundes wurde und durch seine Kriegsthaten sich auszeichnete. Wenn er in Waffen erschien, so war er mehr als sieben Fuß hoch, denn über seinem Helme wölbten sich die weißen Hälse des Wandelburger Doppelschwanes empor, die funkelnden Rubinringe in den Schnäbeln und solche Steine in den Augen, während der goldene Schild die Hombergischen Adler von schwarzem Zobel zeigte. Mit gleichen Schilden war der lange, faltige Waffenrock übersäet,

und das Schwert ging ihm nieder auf die Sporen, wie einem jungen Siegfried.

Als dieser glänzende Ritter jetzt mit sicherer Hand in die Unterhaltung eingriff und sich mit wenigen Worten als sangeskundigen Mann erwies, sah ihn Johannes vollends mit großen Augen an, bis man ihm in die Ohren raunte, daß der Graf schon an mehr als eine Frau Lieder gerichtet habe und im Geruche stehe, zur Zeit die schöne Fides von Wasserstelz in Minne zu besingen. Johannes erblaßte; diese Neuigkeit, so natürlich sie sein mußte, war ihm allzu neu, und er stand rathlos vor derselben. Obwol er mit sehr unbestimmten oder gar keinen Hoffnungen liebte, so war er bis jetzt doch nicht gewöhnt gewesen, Rivalen neben sich zu sehen; und obgleich mit dem Erscheinen des ersten noch nicht gesagt war, daß dieser ohne Weiteres die Braut heim hole, so fühlte er doch unverweilt den Ruck, den es in einem Verliebten thut, wenn unerwartet der Fremde, Unbekannte, Widerwärtige vor ihm steht, der nach seiner Meinung der Sache gelassen ein Ende machen könnte.

Daß dieser Graf, gerade weil er ein vornehmer Ritter war, vielleicht gar keine ernsten Absichten, wie man heute sagen würde, mit seinem Minnedienste verband, nach alter Sitte, da man nicht freite, wo man minnte, das konnte ihm nicht möglich scheinen.

Und das war ihm um so eher zu verzeihen, als er in der Folge wohl bemerkte, wie die Freunde, voran die Eltern der Fides, diesmal ein ernstes Spiel und ihr die verhoffte Lebenswendung herbeizuführen wünschten.

Seinerseits hatte auch der junge Dynast von der Person Hadlaub's, dessen Verhältnisse und Minnethaten er bereits kannte, Notiz genommen und betrachtete ihn nicht unfreundlich lachend von oben bis unten. Je mehr er aber sich den hübschen Meister mit den leuchtenden Augen besah, desto ernster und kälter wurden seine Züge, und als dieser ihm unabsichtlich auf einer Treppe nahe kam, machte er beinahe mit der Faust eine jener zornigen Bewegungen, mit welchen er später geharnischte Guelfen im Genick packte und sie auf ihrem Pferde und sammt demselben davon jagend gefangen nahm.

Auch andere von den Rittern, welche früher freundlich gegen Johannes gewesen, änderten ihr Benehmen, und mehr als einer von den Dynasten sah ihn halb drohend an, wenn er sich mit Rede oder Bewegung vorwagte.

Nur Herr Rüdiger Manesse blieb in seiner ruhigen und sichern Gunst gegen ihn beharren, und auch Bischof Heinrich, als Johannes bei ihm zu verkehren hatte, war fast leutseliger, als zuvor, und munterte ihn sogar auf, mit seiner Liederkunst nicht nachzulassen

und ſich in dem edlen Frauendienſt, als der Quelle aller ſchönen Uebung, ja immer mehr auszubilden. Der ſchlaue Staatsmann dachte hiedurch den perſönlichen Werth der Tochter klüglich zu unterſtützen und den zögernden Grafen anzureizen.

Der bekümmerte Johannes, der aus dem Wirrſal von Liebesleidenſchaft und Widerſpruch der Welt keinen andern Ausweg fand, als ſich zunächſt wieder an den Urſprung ſeines Uebels zu wenden, befolgte den Rath des Biſchofs und ſandte der Herrin kurz hintereinander neuerdings einige Boten, d. h. Liebeslieder, was er von der Burg des Regensbergers aus in's Werk ſetzte, wenn er bei dieſem beſchäftigt war. Der Freiherr hielt auch noch zu ihm; er war mehrfach von den Zürichern abhängig und als ein zur Ruhe geſetzter Dynaſtenſproß, deſſen einſt mächtiger Oheim ſchon im Schutz und Weichbilde der Stadt Zürich geſtorben, kannte er die Vergänglichkeit aller Größe; und überdies hielt er dafür, daß der junge Graf Wernher, deſſen vereinigtes väterliches und mütterliches Haus jetzt noch groß und hochſtehend war, während die Güter deſſelben auch ſchon ſchwanden, ſchwerlich auf eine Heirat mit der nur wenig begüterten Fides denken, vielmehr beſtimmt ſein werde, ſeine glänzende Perſon in dieſer Hinſicht ſo vortheilhaft als möglich zu verwerthen.

So gewährte es ihm einiges Vergnügen, dem Grafen Wernher in der Gestalt des bescheidenen Meister Hadlaub einen Rivalen zu unterhalten, so viel an ihm lag. Doch warnte er diesen vor der leicht ausbrechenden Gewaltthätigkeit Wernhers, der eifersüchtig und zum Zorne geneigt sei und, so viel man habe beobachten können, die Umgebungen des Wasserschlosses in neuester Zeit heimsuche und bewachen lasse. Hierin werde er von anderen Herren unterstützt, die es nicht dulden wollen, daß ein bürgerlicher Singmeister und Schreiber offenkundig einer Freiherrin nachstelle.

Der Verdacht der Nachstellung beleidigte fast den harmlosen Johannes; wie er aber auf der Rückkehr von der Veste Regensberg die erhaltenen Winke erwog und die Sache überlegte, erwuchs daraus gerade das Verlangen, dem Verdachte und den Drohungen Trotz zu bieten und um jeden Preis wieder einmal nach dem Anblicke des geliebten Wesens zu trachten, den er nun schon länger als ein langes Jahr entbehrte.

Und wie er mit solchen Gedanken in der Abenddämmerung die Stadt betrat und an den Flußmühlen vorbeiging, näherte sich ihm ein junges Müllerknechtchen, das ihm geheimnißvoll einen Brief in die Hand schob. Er erkannte den Gesellen als einen Angehörigen der Probstei und erinnerte sich, daß derselbe kürzlich

gewandert war. Der Burſche ſagte nichts, als daß er zuletzt in einer Rheinmühle unterhalb Kaiſerſtuhl geweſen ſei und dort von der Müllerin den Brief zur ſicheren Beſtellung erhalten habe.

Johannes eilte mit dem Briefe pochenden Herzens nach Hauſe; er ahnte etwas höchſt Gutes und Merkwürdiges, ohne doch das Rechte zu errathen in ſeiner Beſcheidenheit; denn es war nichts Anderes, als eine Botſchaft der Fides ſelbſt als Antwort auf ſeine letzte Sendung. Der Brief lautete:

„Der Meiſter, ſo das Nadelbein hat und unermüdlich Briefe ſendet, mag ſeine Rede verantworten und, wenn er meint, entſchuldigen vor Der, welche es angeht. In der Nacht vor Kreuzerfindung wartet ſeiner ein Schifflein bei der Fähre zu Rheinsfelden. Aber auch dorthin muß er ungeſehen kommen und dem Schiffsmann die zwei Drachen weiſen, im Uebrigen gewärtig ſein, daß er Leib und Leben verlieren kann.“

Der Tag der Kreuzerfindung iſt bekanntlich der dritte Mai, und da jetzt ſchon der letzte April war, ſo hatte Johannes keine Zeit mehr zu verlieren, wenn er die Fahrt wagen wollte. Was für eine Fahrt und was für ein Wagniß?

Das war nun freilich dunkel, wie der Inhalt der Botſchaft. Ging er einem Verrath entgegen oder dem Glücke, das er ſich trotz ſeiner Meiſterſchaft in allen

möglichen Tage- und Wächterliedern nur als etwas höchst Fragliches und Fabelhaftes vorzustellen vermochte? Gleichviel; mit allen Zweifeln, die sein Herz bestürmten, bereitete er sich wie zu einer langen und gefahrvollen Reise vor; er räumte seine Sachen sorgfältig zusammen und verwahrte jedes an seinem Ort, damit Alles leicht zu finden wäre, wenn er nicht wiederkehrte, als ob er den Orkus beschreiten müßte. Dann suchte und prüfte er Waffen, legte sie aber weg, da ein sonniges Vertrauen die Oberhand gewann und er es für besser erachtete, dem Abenteuer unbewaffnet entgegen zu gehen.

Dafür rüstete er sauberes Gewand und einen Reisemantel und ging an dem bestimmten Tage um die Mittagsstunde ganz still und unbemerkt von dem Hofe seines Vaters hinweg quer durch Gehölze und Feldwege hinüber nach den Höhen des untern Tößthales, wandte sich dort nordwärts und wanderte durch die Wälder, bis er am Abend in dem Rheinwinkel bei den Trößrietern anlangte. Dort warb er einen Fischer, der ihn in seinem Kahne mit einbrechender Nacht den Rhein hinunter fuhr, unter der Brücke von Eglisau hindurch, bis wo die Glatt neben dem Burgstall derer von Rheinsfelden einmündete und ein Fährmann die Leute über den Fluß setzte. Der war aber jetzt im Bette, und auch das Schlößchen war bis auf ein

einziges Fenſterlein dunkel. Johannes belohnte den Fiſcher und ſtellte ſich, als ob er landeinwärts gehen wollte, ſo daß jener arglos ſeinen Kahn wieder rheinaufwärts ſchaltete. Gleich nachher legte ein Schifflein, das von unten her kam, ſich an's Ufer; Johannes trat hinzu und zeigte dem Schiffer, welches der weiße Müller von Schwarz-Waſſerſtelz war, das elfenbeinerne Nadelbüchslein, worauf dieſer ihn eintreten ließ und ihn weiter den Rhein hinunterführte.

Die waldigen Ufer links und rechts waren ſtill wie das Grab. Der Vollmond ſtand am Himmel und verwandelte den Rhein in eine wallende Silberſtraße; das Ruder des Fährmanns troff unaufhörlich von funkelndem Silber; doch fuhr das Schifflein unbehelligt zu Thale, ſelbſt an Kaiſerſtuhl und Röteln vorbei, wo Stadt und Schloß noch bei Lichte und voll Geräuſch waren. Auf der Brücke ſogar ſchienen noch Reiſige zu ſtehen und plaudernd an der Bruſtwehr zu lehnen.

Jetzt hatten ſie noch eine kleine Weile zu fahren und die Burg der ſchönſten Fides ſtieg, vom Monde beſchienen, unmittelbar aus den ziehenden Wellen. Oben ſchienen viele Lichter zu brennen, die Fenſter der Maiennacht geöffnet und Menſchen verſammelt zu ſein. Immer ſtärker ſchlug Hadlaub's Herz, daß ihm beinahe der Athem verging, als der Schiffer jetzt auf

der äußern, dem jenseitigen Ufer zugekehrten Seite anlegte, wo aus einem kleinen Pförtchen eine schmale Steintreppe in's Wasser ging.

Der weißliche Schiffer pochte leise an dem Pförtchen, dasselbe öffnete sich geräuschlos und schloß sich sofort hinter dem eingetretenen Johannes, der im Dunkeln von der Hand einer unsichtbaren Person ergriffen, eine Treppe hinunter geführt und in ein finsteres Verließ hineingestoßen wurde, dessen Thüre man dreifach verschloß und verriegelte.

Der eingesperrte Johannes tappte herum, bis er auf einen hölzernen Schragen stieß, der die für eine Frau unwirthliche Einrichtung einer Gefangenschaft zu verrathen schien. Als er sich aber auf das Gerüste niedersetzte, bemerkte er, daß der Kerker bis jetzt in einem friedlicheren Sinne benutzt worden, da Aepfel ausgebreitet lagen, welche er zur Seite schieben mußte, um Platz zu gewinnen. Durch die Mauer des Gefängnisses hindurch hörte er das Rauschen des Rheinwassers und konnte daraus auf die Tiefe des Loches schließen, in welchem er saß. Wie einst Herr Walther von der Vogelweide schlug er die Beine übereinander, stützte den Ellenbogen darauf und das Kinn auf die Hand; er konnte jedoch nichts herausſinnen, als daß er kürzlich noch in der schönsten Maiennacht auf dem grünen Rheine gefahren sei, voll süßen Ahnens, und

jetzt im Finstern sitze, allerdings in der Nähe der Geliebten. Er fühlte auch keine rechte Beängstigung und begann von den Aepfeln zu essen, da er seit zwölf Stunden nichts mehr genossen.

Oben in den Räumen des Lichtes aber saß der Fürstbischof von Constanz, der im Schlosse Röteln und zu Kaiserstuhl mit seinem Gefolge lagerte und den Herrn Grafen von Homberg und Rapperswyl mitgebracht hatte. Sie waren unerwartet erst am Abend heranspaziert gekommen und blieben bis nach Mitternacht. Der Bischof war besorgt, die ernste Wirthin, die es an nichts fehlen ließ, aufzuheitern und zugänglich zu machen; auch war sie seit etwa einer Stunde in sichtlich zufriedener Laune, was der Fürst der vollkommen ritterlichen Weise zuschrieb, mit welcher der junge Graf sich um sie bethat. Wäre die Frau Fürstäbtissin dabei gewesen, so hätte sie wiederum gedacht: O thörichter Mann! Denn sie würde zu ihrem Mißfallen wohl bemerkt haben, daß Herr Wernher nicht Augen machte, wie Einer, der eine Frau sucht, sondern wie Einer, dem es um einen geheimen, verwegenen und süßen Frauendienst zu thun ist und sich demgemäß mit zarter Vorsicht benimmt.

Endlich brachen die beiden Gäste auf und wurden an's nahe Ufer übergesetzt, wo Diener mit Fackeln bereit standen, ihnen heim zu leuchten.

Als Fides von ihrer Burg aus sah, daß sie weit weg waren, und die Landschaft ganz still geworden, stieg sie mit einer Magd in den Thurm hinunter, in welchem Johannes gefangen lag, und schloß das Steingemach selber auf. Sie trat erröthend hinein, die Ampel in der Hand, und beleuchtete den still Dasitzenden, um zu sehen, ob er's wirklich sei.

„Man hat Euch übel empfangen, Meister Johannes!" sagte sie hierauf mit halb verhehltem Lächeln, „und ich muß Euch sogar noch länger in Gewahrsam halten, bis ich Eure Angelegenheit an Hand nehmen kann; denn es ist eine Gefahr für Euch um den Weg. Aber Ihr sollt wenigstens ein besseres Logement beziehen; wenn Ihr dieser Person hier folgen und mir versprechen wollt, Euch dort so lange still zu halten, als ich es für gut finde!"

Johannes war schon aufgestanden und sagte: „Ich fürchte mich nicht und vermag abzuwarten, was daraus werden soll. So lang ich in Eurer Nähe bin, so lang lebe ich!"

Fides war aber schon wieder fort. Die Magd führte ihn nun im gleichem Thurme viele Treppen hinauf in ein kleines Gemach, das mit einem Bette, Tisch und Stühlen versehen war, holte ihm Speise und Trank, und als er nichts mehr bedurfte, schloß sie die feste Thüre von außen zu und brachte den

Schlüssel ihrer Herrin, die nun auch zu Bette ging und den Schlüssel unter ihr Kopfkissen legte.

Johannes schlug sich die wenigen Stunden bis zum Morgen wol durch hundert Träume hindurch, die sich unablässig jagten und ihn stets an die Schwelle des Erwachens drängten. Wegen der Ermüdung erwachte er aber nicht, bis die ersten Strahlen der Morgensonne in die Kammer schienen. Denn die Burg hieß Schwarz-Wasserfelz, weil sie den ganzen übrigen Tag hindurch im Schatten der hohen Uferhalden stand. Johannes sah nun, daß sein Fensterchen nach Osten den Rhein hinauf ging und jeder Beobachtung entzogen war.

Bald kam wiederum die Magd, um ihm die nöthige Pflege angedeihen zu lassen, deren schweigende Uebung sie nicht hinderte, den Gefangenen prüfend zu betrachten. Auch Hadlaub faßte sie in's Auge, um dem Räthsel seines gegenwärtigen Daseins näher zu kommen. Es schien eine an ruhigen Gehorsam und Ordnung gewöhnte, aber auch wohlgehaltene, nicht unzufriedene Person von guten Sitten zu sein, was nach der Weltkenntniß, die er bereits erworben, nicht auf eine Herrin von bösem Wesen oder auf ein Haus rathen ließ, in welchem grausame und ungeordnete Dinge vorfielen. Den Kopf hielt er deshalb einstweilen für gesichert; desto ungewisser sah es mit dem

Schicksal seines Herzens aus, sonderlich da er zu bemerken glaubte, daß die Magd im Hinausgehen ein gewisses Lachen unterdrückte.

Sie schloß ihn wieder ein und übergab den Schlüssel abermals der Herrin, welche ihn in die Tasche steckte und den Grafen sammt seinem Gefolge empfing, der bei guter Zeit sie nach Kaiserstuhl holte, wo der Bischof dem dortigen Schultheiß und übrigen Edelleuten, so wie dem Vogt zu Röteln und andern Dienstmännern der Umgegend einen Hofhalt gab. Auch die schwärzliche Muhme Mechthildis war zugegen, und als am Nachmittage der Bischof aufbrach, um weiter zu reisen, und die ganze Gesellschaft auseinander ging, benieg Fides schnell mit ihr den Nachen von Weiß-Wasserstelz und entschlüpfte so dem Grafen, der sie durchaus wieder nach Hause geleiten wollte. Denn zu der schwarzen alten Hexe in den Kahn zu steigen, hielt er nicht für sicher, so muthvoll und tapfer er auch auf dem festen Lande war.

Er ritt daher für diesmal auch von hinnen, und Fides fuhr zufrieden den Rhein hinunter und ließ sich an dem gleichen Pförtchen aussetzen, an welchem Johannes gestern gelandet. Sie griff suchend nach dem Schlüssel in ihrer Tasche, indem sie kräftig an der Glocke zog, welche neben dem Pförtchen angebracht war.

Ein ſchönes Kind aus der Mühle hielt ſich den größten Theil des Tages in der Burg auf; das nahm Fides an die Hand, als ſie jetzt in den Thurm hinauf ſtieg, um das Schickſal, das ſie dort eingeſperrt hatte, zu unterſuchen und unter Umſtänden loszulaſſen. Nicht vom Treppenſteigen, ſondern von innerer Bewegung athmete ſie ſtark, als ſie die Kammer aufſchloß. Ein Kind, das eine Spinne in einem Schächtelchen eingeſchloſſen hält und den Deckel ein wenig lüftet, kann nicht ängſtlicher geſpannt ſein, als Fides war. Sie ſetzte ſich auf einen der niedrigen Stühle und hob das Kind auf den Schoß, daſſelbe mit den Armen feſt umfangend; es guckte freundlich und neugierig daraus hervor auf den nicht minder erregten Johannes, der ſich auf ihr Geheiß ihr gegenüber niedergelaſſen hatte, ſo entfernt, als es die Enge des Gemaches erlaubte.

Nachdem ſie einen ernſten Blick auf ihn geworfen und eine Weile nach Worten geſucht hatte, die eine unverfängliche Einleitung bilden ſollten, ſagte ſie nun:

„Ihr habt mich zum Gegenſtande Eueres Minneſingens gemacht und zum Vergnügen der wohlgeborenen Herren, ja meiner eigenen ſchwachen Eltern, ein artiges Spiel mit mir geſpielt, ohne mich zu fragen, ob das mir auch wohl oder wehe thue! Was habt Ihr Euch eigentlich dabei gedacht?“

Johannes, der bislang nur seine Augen auf ihr hatte ruhen lassen, schlug sie jetzt erröthend nieder und suchte seine Gedanken zu sammeln.

„Ei," sagte er endlich, „wenn ich mich darauf besinnen soll, so habe ich immer nur das dabei gedacht, was in den Liedern eben steht, das heißt in denen, die Euch allein angehen, denn wie Ihr wißt, sind es zweierlei; es sind solche, die man selbst empfindet und erlebt und nicht anders machen oder unterlassen kann, und wieder andere, die man sonst so zur guten Uebung hervorbringt, aus Lust am Singen und gewissermaßen zum Vorrath! So wißt Ihr ja selbst, daß ich zum Beispiel keine Ursache zu Tageliedern habe und in meiner Thorheit doch solche singe!"

„Ungefähr weiß ich das!" erwiderte Fides; „das bringt mich nun eben auf die Sache! Wenn es allenfalls zu dulden ist, eine Frau zu besingen, die es nicht hindern kann, so sollte man ihr zu Ehren wenigstens auf einem edleren Tone verharren und nicht die Dirnen auf dem Stroh und die gesottenen Schweinsfüße und den groben Bauerntanz neben jene Frau setzen. Wißt Ihr nicht, wie beleidigend das ist?"

„Ich bitte Euch, mir diese Zuchtwidrigkeiten zu verzeihen," antwortete Johannes mit aufrichtiger Bekümmerniß; „ich habe sie schon bereut, obgleich ich

ſie nur in einem Unmuthe begangen habe, der von meiner verſchmähten Neigung und von Euerer Härte herkam! Ich bin aber ſchon dafür geſtraft worden, als ich in jenen Tagen alte Lieder fand, die mich mit meiner ganzen Singerei genugſam beſchämten!“

„Wie das?“ fragte Fides, und Johannes erzählte getreulich das Erlebniß mit dem alten Spielmann, ſowie den Fund des Kürenbergers.

„Ich will Euch ein einziges kleines Lied ſagen,“ fuhr er fort, das tauſendmal beſſer und ſchöner alle Sehnſucht und alles Weh enthält, die in mir ſind, als alle meine Lieder und Leiche, obſchon es eigentlich eine Frau iſt, die ſpricht!“

Fides forderte ihn lächelnd auf, das Liedchen zu ſagen, das wir jetzt allgemein kennen, damals aber verſchollen war:

Ich zog mir einen Falken
länger als ein Jahr,
Und da ich ihn gezähmet,
wie ich ihn wollte gar,
Und ich ihm ſein Gefieder
mit Golde wohl umwand,
Stieg hoch er in die Lüfte,
flog in ein anderes Land.

Seither ſah ich den Falken
ſo ſchön und herrlich fliegen,
Auf goldrothem Gefieder
ſah ich ihn ſich wiegen.

Er führt' an ſeinem Fuße
ſeid'ne Riemen fein:
Gott ſende ſie zuſammen,
die gerne treu ſich möchten ſein!

Die ſchöne Herrin von Schwarz-Waſſerſtelz hatte gegen das Ende dieſes einfachen Liedchens das Kind, das ſie auf dem Schoße hielt und das ſich ſpielend unruhig bewegte, wieder feſter an ſich gezogen und küßte ihm beide Wänglein, den Mund und den Nacken, um ihre Augen zu bergen, in welche Thränen getreten waren.

In dieſem Augenblicke wurde ſie von einer ihrer dienenden Frauen abgerufen, die ihr vor der Thüre mittheilte, daß der Graf Wernher plötzlich wieder zurückgekommen ſei und, die Ueberfahrt begehrend, mit ſeinen Pferden vor der Mühle ſtehe. Fides gab ſchnell ihrem Gefangenen das Kind zu halten für eine kleine Weile, wie ſie ſagte, zog den Schlüſſel der Kammer wiederum ab, und begab ſich, von zwei Mägden begleitet, unter das der Mühle gegenüber ſtehende Thor ihrer Burg, vor welchem ſchon der Graf im Schiffe angekommen und im Begriffe war, hinauszuſpringen.

Er hatte nämlich den Reiſezug des Biſchofs, der nach Zürich ging, wieder erreicht gehabt gerade in der Nähe des Lägerberges, als der Regensberger Herr Leuthold, der aus genannter Stadt nach Hauſe ritt, des Weges kam und nach ſtattgefundener Begrüßung

beiläufig fragte, ob ſich nicht der junge Hadlaub im Gefolge befinde. Derſelbe ſei ſeit einigen Tagen verſchwunden, und man vermuthe, daß er beim Fürſtbiſchof ſich aufhalte. Sogleich wurde der Graf von Argwohn und Eiferſucht ergriffen und auch der Biſchof davon angeſteckt, der anfing zu beſorgen, der Singmeiſter könnte am Ende ſeine Harmloſigkeit verlieren und ſeine, des Biſchofs, Pläne durchkreuzen. Sie wurden daher räthig, der Graf ſolle ſpornſtreichs zurückreiten und die Fides einladen und in die Abtei zu Zürich bringen unter die Obhut der Frau Mutter.

Geſtreckten Laufes war der Graf mit ſeinen Leuten davon geeilt und ſtand jetzt, wie geſagt, in dem ſchwankenden Nachen, im Begriffe, denſelben zu verlaſſen, Fides jedoch erhob die Hand, in welcher ſie den bewußten Schlüſſel hielt, und winkte ihm, innezuhalten. Sie rief ihm anmuthig lachend zu, er möchte ſein Begehren oder ſeine Verrichtung vom Schiffe aus kund thun, da ſie allein im Hauſe ſei und ohne Verletzung guter Sitte keinen Ritter einlaſſen könne. Etwas unbeſonnen wollte aber der Graf, anſtatt zu ſprechen, dennoch auf die Landungsſtufen ſpringen, als der Müller, der das Ruder führte, auf einen Wink der Fides, das Schiff mit einem kräftigen Ruck drehte und wieder dem Lande zuwendete. Im gleichen Augenblick kam ein anderes Fahrzeug um die Ecke

der Waſſerburg geſchoſſen, in welchem die Muhme Mechthildis ſaß, die kundſchaften wollte, was da noch vorgehe. Denn ſie hatte von ihrem Burgſitz aus gewahrt, daß noch Reiter angekommen ſeien. Ihr Schiff ſtieß nun ſo heftig gegen das eben im Kehren begriffene Schiff des Grafen von Homberg, daß dieſer, der aufrecht ſtand, in den Rhein ſtürzte, zugleich aber auch die ſchreiende Dame über Bord fiel und ſich an den badenden Ritter mit beiden Armen anklammerte. Mit einiger Mühe wurde das Paar von den Müllerknechten und Schiffern aus dem Waſſer gezogen, ohne daß die Hexe von dem Ritter gelaſſen hätte.

Beſchämt ſah er, was für eine ſchöne Nixe er gefangen, ſchüttelte ſich los und beſtieg von Waſſer triefend ſein Pferd, jede Hülfe verſchmähend, indem er rief: „Hole der Teufel das ganze Waſſerneſt mit allen weißen und ſchwarzen Bachſtelzen!“ und ritt in einem Trabe nach Zürich, obgleich der Weg wohl fünf Stunden mißt.

Nie behelligte er mehr die ſchöne Fides; die Muhme aber wurde in der Mühle trocken gemacht, gewärmt und gepflegt, und ſie fuhr noch in der Nacht über den Rhein zurück.

Inzwiſchen war Fides, als ſie das Hausthor wohl verſchloſſen, wieder in den Thurm hinaufgeeilt, wo Johannes mit dem Kinde ſaß. Er hielt es auf den

Knieen und küßte es zärtlich auf beide Wänglein, den Mund und den Nacken, gerade wie Fides gethan hatte; sie kam eben dazu und sah ihn so im Widerscheine einer großen goldenen Abendwolke, die im Osten über'm Rheine stand.

Wie sie ihm das Kind abnehmen wollte, hielt es schalkhaft lächelnd an ihm fest, so daß sie ganz nahe treten mußte, um die Aermchen von seinem Halse loszumachen; das Kind bot ihr muthwillig das Mäulchen hin, daß sie es küssen sollte, und über diesem Spiele fielen sich die zwei großen Leute um den Hals und umfingen sich, das Kind vergessend, so eng, daß dieses stark gedrückt wurde, ängstlich zwischen ihnen hervorstrebte und in eine Ecke floh. Dort öffnete es den Mund und begann laut zu weinen, weil es glaubte, daß die zwei schönen Menschen, durch irgend eine feindliche Macht gezwungen, einander das größte Leid zufügten, sich schädigten und weh thäten.

Das war aber keineswegs der Fall, obwohl sie unter ihren ungleichen, bald kurzen, bald langen Küssen sehr ernsthafte Gesichter machten. Vielmehr erhoben sie sich plötzlich, gingen ein paarmal in dem engen Raume herum und ließen sich gleich wieder auf ein Bänklein in der Mauervertiefung nieder, so daß ihre Häupter auf dem Goldgrunde des Abendhimmels schwebten, freilich so nah beisammen, daß

auf der inneren Seite kaum zwischen den Hälsen etwas von dem Golde durchschien.

Erst jetzt bemerkte Fides endlich die Verzweiflung des Kindes; sie lockte es auf ihren Schoß zurück und trocknete ihm die Augen, ließ es aber bald wieder fahren, um den Johannes zu umhalsen, und das Kind saß jetzt frei auf ihren Knieen und schlug fröhlich die Händchen zusammen.

Dann legte sie eine Hand auf das Herz des Mannes und sagte:

„Hier will ich nun mein wahres Leben aus Gottes Hand empfangen, hier meine sichere Burg und Heimat bauen und in Ehren wohnen!“

„Es ist dein rechtes Eigen und alles schon wohl gegründet und gebaut,“ rief Meister Hadlaub; „aber ich stehe davor wie ein geharnischter Wächter und werde es schützen für dich und mich bis zum Tode!“

Fides lauschte diesen Worten mit begieriger Aufmerksamkeit; denn sie klangen mit volltönender sicherer Stimme, wie aus einer anderen als der bisherigen Brust, wie wenn sie wirklich aus Panzer, Schild und Helm hervorschallte, wie von der Mauerzinne einer festen Stadt herunter.

Indessen hatten sie unbewußt begonnen, das Kind gemeinsam zu liebkosen und zögerten über diesem Spiele nicht länger, ihre Ehe zu beschließen und zu

beſprechen. Fides lehnte ſich dabei in das offene Fenſter zurück; ein Windhauch hob einen Augenblick ihr langes dunkles Haar empor, daß es vom höchſten Thurmgemache wie eine Fahne in die Luft und über den Rhein hinaus flatterte, als ob es Kunde davon geben möchte, daß eine ſchöne Frau hier in ihrer Seligkeit ſitze.

Sie ſandten nun Botſchaften nach allen Seiten, um eine rechte Verlobung zu bewerkſtelligen; das thaten ſie aber ſo, daß die betreffenden Freunde nicht wußten, um was es ſich handelte, hingegen doch glauben mußten, daß es höchſt dringend ſei, nach dem Waſſerſchloß zu reiſen, um eine Gefahr abzuwenden oder eine Hülfe zu leiſten oder einen Rath zu ertheilen.

So kamen ſie am dritten Tage von allen Seiten an. Es kam die Aebtiſſin Kunigunde auf einem ſchwerfälligen Wagen mit Frauen und Caplänen und traf verwundert mit Herrn Biſchof Heinrich zuſammen, der halb verdrießlich den Weg ſchon wieder machte, den er vor kurzer Zeit geritten. Es kam Herr Rüdiger Maneſſe, wie auch Herr Leuthold von Regensberg, dann des Biſchofs Vogt von Röteln und der Schultheiß von Kaiſerſtuhl, Heinrich von Rheinsfelden und der Junker im Thurm zu Eglisau als Nachbarn und Zeugen; ſchließlich kam Johannes' Vater, der alte Hadlaub, mit ſeinem jüngeren Sohne, der

aufgewachsen war wie ein junger Eichbaum, und mit noch zwei Männern vom Zürichberg. Diese trugen Eisenhüte und Waffen. Der Saal auf der Burg war voll Gäste, die alle nicht wußten, zu was sie eigentlich herbeschieden seien, und sich voll Verwunderung begrüßten und befragten; aber Niemand wußte Bescheid zu geben.

So stand alles an den Wänden, nur der Bischof und die Aebtissin saßen auf Stühlen. Da erschien Fides im Saale, ungewöhnlich reich gekleidet, von Johannes Hadlaub an der Hand geführt, und sie verkündete mit bewegter, aber ebenso entschieden als wohlklingender Stimme, daß sie sich mit diesem ehrlichen freien Manne, der seit Jahren ihr in treuer Minne gedient, verlobe, wie es keinem von allen den werthen Freunden, die nächsten nicht ausgenommen, die so freundlich beflissen dazu geholfen, unerwartet oder unlieb sein werde.

Sie hatte den Ehering ihrer Großmutter, den ihr die Mutter einst geschenkt, dem Johannes gegeben und von diesem des Bischofs Ring, den er an der Hand trug, dafür verlangt. Diese Ringe tauschten sie jetzt feierlich aus, und die beiden kirchenfürstlichen Personen sahen sich bestürzt und schmerzlich an. Als aber das Paar ihnen nahte, um ihnen zuerst Ehre zu erweisen und Segen zu erbitten, fuhr Herr Hein-

rich, der Biſchof, in die Höhe, um Einſprache zu thun. Er verſtummte aber einen Augenblick, wohl fühlend, daß er nicht als Vater zu ſprechen das Recht habe, weil Fides nicht ſeinen Namen trug oder tragen durfte; er fuhr daher als Fürſt und Lehenshert fort zu ſprechen, jedoch nur wenige Worte, weil einerſeits die Aebtiſſin ihm beſchwichtigende Laute zuflüſterte, andererſeits Herr Rüdiger Maneſſe vortrat und mit milder Stimme ſagte:

„Beruhige Dich, gnädigſter Herr und Fürſt! Der junge Mann, unſer guter Freund, iſt in dieſem Falle wohl lehensfähig! Da unſer heiteres Spiel dieſe ernſthafte Wendung genommen hat, ſo wollen wir das übrigens auch ſonſt als ein Zeichen der Zeit freundlich hinnehmen und uns freuen, daß in dem unaufhörlichen Wandel aller Dinge treue Minne beſtehen bleibt und obſiegt.“

Deſſen ungeachtet ging eine murrende Bewegung unter den übrigen Herren herum, denen das unverhoffte Abenteuer nicht einleuchten wollte. Jetzt ſtellte ſich aber der alte Ruoff vom Hadelaub mit weitem Schritte hervor und ſeine Freunde traten dicht hinter ihn.

„Auch mir,“ rief er, „hat dieſer Handel nie recht gefallen und er würde mir auch jetzt nicht gefallen, wenn ich das Kind Fides nicht für eine preiswerthe

und vollkommen gewordene Frau erachten würde, die verdient, in allen Ehren zu leben. Ein Lehen braucht mein Sohn von Niemandem; denn ich habe in eben diesen Tagen für ihn den Kauf eines guten steinernen Hauses eingeleitet, das am neuen Markte zu Zürich steht, da er einmal ein Mann von der Stadt sein will. Er wird also im Schirme der Stadt wohnen und auch dort Theil an meinem Eigenthum auf dem Berge haben!"

„Ich rathe," rief jetzt der Regensberger lachend, „daß wir den Männern von Zürich diesen schönen Vogel überlassen, der unser Lied nicht mehr singen will; sonst pfänden sie uns mehr, als er werth ist."

Die Nachbarn, zu denen er hauptsächlich gesprochen hatte, lachten auch und gaben sich zufrieden, und so ging die Verlobung ohne weitere Störung vor sich. Selbst der Bischof wendete den Sinn mit einem Male, da er an den Augen der Fides sah, daß sie in wirklicher Liebe erblühte, und die Aebtissin war froh, daß das Kind und sie selbst damit zur Ruhe kam.

Fides richtete ein musterhaftes Mahl zu, und als die Gäste sich zerstreuten, zog Johannes mit denen von Zürich und seinen Verwandten, aus der Gefangenschaft entlassen, bis zur Hochzeit nach Hause.

Es fügte sich nun, daß ein verloren gewesener

ältlicher waſſerſtelziſcher Vetter aus fernen Landen auftauchte und ſich mit der Dame auf Weiß-Waſſerſtelz vermählte, ſo daß auch dieſe noch zu Ehren kam. In die Hände dieſes Ehepaares wurde durch nützliches Abkommen das ganze Lehen wieder vereinigt, und Fides zog als Bürgersfrau in die aufſtrebende Stadt. Sie war ſtets heiter und gut berathen und machte am liebſten zuweilen einen raſchen Gang auf den nahen Berg, wo die Schwiegerältern noch lange Freude an ihr gewannen.

Die Vollendung des Codex Maneſſe erlebte kein einziger von den Herren mehr, die ſeine Entſtehung geſehen hatten. Lange ſchon ruhte Herr Rüdiger Maneſſe in der Gruft bei den Auguſtinern zu Zürich und lagen die Eltern der Fides unter Grabmälern ihrer Münſterkirchen, getrennt durch Land und Waſſer. Selbſt der Graf von Homberg endete ſein bewegtes Kriegerleben ſchon im Jahre 1320 im Felde vor Genua. Hadlaub ſchrieb noch die wenigen Lieder, die man von ihm beſaß, in das Buch und widmete ihm ein tapferes Schlachtenbild; dann ſchloß er endlich die Sammlung und ſchrieb unter den Index:
Die geſungen hant nu zemale ſint C und XXXVIII.

Der Narr auf Manegg.

Einige Zeit nach dem Spaziergange, den Herr Jacques mit seinem Pathen gemacht, wunderte es diesen, wie es dem jungen Adepten des Orginalwesens ergehe und welche Fortschritte er darin erreicht habe. An einem schönen Septembertage ging er darum in das Haus der Gevattersleute, um seinen Jungpathen heimzusuchen und etwa zu einem Gang vor das Thor einzuladen. Nur mit halbsäuerlicher Höflichkeit wurde er hiefür empfangen: denn man hielt ihn trotz seiner weißen Haare und seines gewaltigen Jabots für einen jener frondirenden Herren, welche, stets kühl gegen die Kirche und kritisch gegen die Staatsbehörden, sich zwar wohl hüten, irgendwo an einer praktischen Thätigkeit wirklichen Antheil zu nehmen, nichts destoweniger aber einer radicalen, wo nicht frivolen Gesinnung bezichtigt werden, einer Gesinnung, vor deren Einfluß besonders die Jugend zu bewahren sei.

Der alte Herr ließ ſich aber nicht abſchrecken, ſeinen Taufſchützling ſelbſt aufzuſuchen, und fand denſelben im oberſten Stockwerke des Hauſes in ſeinem Sommerquartier, einer großen geweißten Kammer, deren hohe Fenſter noch aus unzähligen runden Scheiben zuſammengeſetzt waren. In dieſem Gemache ſtanden die älteſten Schränke des Hauſes, nicht etwa die ſchönen Nußbaumſchränke, welche die Vorſäle der unteren Gemächer zierten, ſondern uralte, baufällige Kaſten von Fichtenholz, mit Blumen und Vögeln bemalt. Von der Decke hingen verſchollene Zierſtücke, große Glaskugeln, die inwendig mit bunten Ausſchnittbildern, Damen in Reifröcken, Jägern, Hirſchen u. dgl., beklebt und mit einem weißen Gipsgrunde ausgegoſſen waren, ſo daß ſie bemaltem Porzellane glichen. Auch prangten an den Wänden einige Familienbildniſſe, welche wegen zu ſchlechter Arbeit aus den Wohnräumen verbannt worden. Ihre Geſichter lächelten alle ohne andere Urſache, als weil die Maler die Mundwinkel mit angewöhntem eiſernem Schnörkel ſo zu formen gezwungen waren. Dieſe grundloſe Heiterkeit der verjährten Geſellſchaft machte faſt einen unheimlichen Eindruck. Die guten Maler und die Vorfahren ſchienen nicht immer gleichzeitig gerathen zu ſein. Dazwiſchen hingen wunderliche Bilder, die mit Harzfarben unmittelbar auf die Rückſeite von

Glastafeln gemalt waren, und vergilbte Kupferstiche, welche Prospecte zürcherischer Staatsceremonien oder militärischer Schauspiele zum Gegenstand hatten. Seltsamer Weise war hier noch ein kleines Rähmlein versteckt mit längst gesprungenem Glase und einem gestochenen Bildnisse Karl's I. dahinter; mit verblichener Tinte war darauf geschrieben:

König Karl von Engelland
Ward der Krone quitt erkannt.
Daß er dürfe keiner Krone,
Machten sie ihn Köpfes ohne.

Der Schreiber dieser Zeilen war aber nicht unter den thöricht lachenden Ahnen, die hier im Exil hingen, zu finden; derselbe weilte vielmehr, von einem guten Künstler gemalt, in einer ganz anderen Stadt in der Gemäldesammlung eines dortigen Liebhabers. Es war ein ernsthafter Mann in der Tracht des siebzehnten Jahrhunderts, dessen eisengraue Augenbrauen und Knebelbart wie Sturmfahnen zu flattern schienen. Nicht nur als eifriger Antipapist lebte er im Gedächtniß, sondern als Ungläubiger und Unbotmäßiger überhaupt, der zu verschiedenen Malen verwarnt und gebüßt worden sei; und da eine geheime Tradition im Hause dahin lautete, daß es besser wäre, wenn nie eine Empörung stattgefunden hätte, nie ein König enthauptet worden und auch keine Kirchentrennung entstanden

wäre, ſo war das Bild von einem Nachkommen für unangenehm befunden und einem fremden Kenner guter Sachen verkauft worden. Noch lieber hätte man längſt das kleine Bildchen mit der frechen Aufſchrift entfernt. Allein es ging die abergläubiſche Sage, daß jedes Mal, ſo oft dies verſucht würde, der alte Empörer nächtlich umgehe und mit entſetzlichen Hammerſchlägen das Rähmlein wieder an der Wand befeſtige; der Schreck habe einſt einen Hausgenoſſen ſo angegriffen, daß er daran geſtorben ſei.

Mitten auf dem röthlichen Kachelboden der Kammer ſtand der Tiſch, an welchem Herr Jacques ſein Weſen trieb, wenn er in der guten Jahreszeit ſich in dieſen unheizbaren Raum zurückzog, in Erwartung eines eigenen Studirzimmers, das ihm nicht mehr lang entgehen konnte. Als der Pathe kam, ſaß er eben vor einem Reißbrett, worauf ein großer Pergamentbogen geſpannt war. Derſelbe zeigte eine kranzartige Schilderei von Landeswappen, Fahnen, Waffen, Muſikinſtrumenten, Büchern, Schriftrollen, Erdglobus, Eulen der Minerva, Lorbeer- und Eichenzweigen u. dgl., hervorgebracht von einer jugendlich unerfahrenen Hand. Beſonders zwei Löwen waren von allzu unſicherer Geſtaltung; ſie ſchienen mitten im Kampf um's Daſein, wie man jetzt ſagen müßte, auf einer untern Entwicklungsſtufe erſtarrt zu ſein und lächelten dabei

unweise, wie die Ahnenbilder an der Wand. Im innern Raume aber entstand so eben in großen Lettern die Aufschrift: „Zürcherischer Ehrenhort", und Herr Jacques war beschäftigt, die vorgezeichneten Buchstaben aus einer Muschel mit Gold zu überziehen. Je dicker er aber das Gold auftrug, desto weniger wollte es glänzen.

„Dick auftragen hilft nicht immer, mein Lieber, sondern gut poliren!" sagte der Pathe, der ihm einen Augenblick zuschaute. Er nahm eine kleine Agatkugel, die mit andern Sachen an seiner Uhrkette hing, und zeigte ihm, wie durch die Handhabung derselben die Schrift bald zu schimmern begann.

„Aber was in aller Welt soll denn diese bunte Projection vorstellen und welchem Zwecke soll sie dienen?" fragte er nun den Herrn Jacques.

Und dieser vertraute ihm, wie er über den Verlust der Handschrift Manesse seit jenem Spaziergange nachgedacht und ausfindig gemacht habe, auf welche Art und Weise der Vaterstadt ein würdiger Ersatz geschafft werden könnte. So sei er auf den Gedanken gerathen, sein Leben daran zu setzen und einen Codex zu stiften und auszuführen, dessengleichen anderswo nicht zu finden wäre, und dies hier sei das Titelblatt, mit dem er begonnen habe. Alles, was der Stadt und Republik Zürich seit ihrem Entstehen zu

Schmuck und Ehren gereiche, wolle er in ſchönen Verſen erzählen und mit ſchönen Bildern illuſtriren, wobei die Entwicklung von den ſchwächern Anfängen bis zur Vollkommenheit des Endes von ſelbſt den gleichen Verlauf nehmen werde, wie der Gegenſtand des Werkes. So gedenke er einen Schatz und Wahrzeichen, einen Ehrenhort zu gründen, der den alten Spruch Otto's von Freiſing beſtätige: Nobile Turegum multarum copia rerum! und wie er des ſchweizeriſchen Athens, des Athens an der Limmat allein würdig ſei!

Bei dem letztern Ausdrucke verzog der Pathe, der erſt gelächelt, das Geſicht, wie wenn er einen Schluck ſauren Bieres erwiſcht hätte.

„Haſt Du dieſe ſchwache Redensart auch ſchon aufgeſchnappt?“ ſagte er verdrießlich; „wenn ich ſie nur nie mehr hören müßte! Fühlt Ihr denn nicht, daß Eitelkeit, die ſich auf Koſten Anderer bläht, in dieſem Fall alſo auf Koſten von Bundesgenoſſen, die jederzeit wohl ſo klug und gebildet geweſen ſind, wie wir, daß eine ſolche Eitelkeit immer das gleiche Laſter bleibt, ob ſie der eigenen Perſon, oder dem Gemeinweſen gelte, dem man angehört? Da wird allerdings eine gewiſſe naßkalte froſtige Beſcheidenheit getrieben; Jeder ſieht dem Andern auf die Finger, ob er ſich nicht zu viel einbilde; dafür wird aber in

der Gesammteinbildung geschwelgt, daß die Mäuler triefen, und kein Gleichniß ist zu stark, um die Vortrefflichkeit Aller zu bestätigen! Darum sieht man auch so manche schwächliche Gesellen herumlaufen, die am Gesammtdünkel fast zu Grunde gehen, eben weil die Persönlichkeit unzulänglich ist, ein so Ungeheures mitzutragen! — Doch das wirst Du alles genugsam erleben und vielleicht mitmachen; jetzt wollen wir uns nicht dabei aufhalten, sondern wieder ein Mal miteinander in's Freie gehen, wenn es Dir beliebt!"

Jakob hatte mit ängstlicher Miene zugehört, weil er die Uebertreibung des alten Krittlers nicht zu bemessen wußte; diese erstmalige Erfahrung, daß auch eine höchststehende Heimatstadt, ja vielleicht ein ganzes Vaterland eine schwache, wol gar lächerliche Seite haben könne, gleich einem einzelnen Menschenkinde, beklemmte sein Herz, und er fühlte sich durch die Einladung des Pathen dankbar erlöst. Sie wurden einig, abermals die Ueberbleibsel der Burg Manegg zu besuchen, und machten sich alsobald auf den Weg.

Nachdem sie im Pachthofe am Fuße der Burg sich durch eine landesübliche Erfrischung gehörig gestärkt hatten, wozu die einfache und mäßige Lebensweise auch der Reichen jederzeit Lust und Fähigkeit verlieh, erstiegen sie vollends den Hügel. Unter den breiten Schirmwipfeln der schlanken Föhren machten

ſie es ſich bequem. Der Pathe ſetzte ſeine Meerſchaumpfeife in Glut und gab dem Herrn Jacques eine Cigarre, um ihm das Rauchen beizubringen. Er war nämlich einſt ein Bewerber um die Hand von deſſen Mutter geweſen und führte, nachdem die Sache ſich zerſchlagen, ſeither ſtets einen kleinen Bosheitskrieg gegen ſie. An der Erziehung und Förderung ihres Söhnchens alle Theilnahme beweiſend, konnte er doch niemals laſſen, der geſtrengen Mama kleine Aergerniſſe zu bereiten nach dem Sprichworte: Alte Liebe roſtet nicht! und ſo gewährte es ihm heute ein beſonderes Vergnügen, den Herrn Jacques als einen angehenden Raucher nach Hauſe zu bringen. Allein er kam bereits zu ſpät. Jakob konnte ſchon rauchen, weil er dieſe Kunſt gleich nach dem Bombenſchießen, wo er die Pfeifen hielt, gelernt hatte. Sie ſpazierten alſo auf dem Burgraume ſchmauchend auf und nieder, wie in einer Studirſtube, und Jacobus ging würdevoll an der Seite des Alten einher. Er frug den Herrn Pathen nach dem weiteren Schickſale des Geſchlechtes der Maneſſen und der Burg Manegg.

„Ihre verſchiedenen Zweige," erzählte Jener, „haben in geiſtlichen und weltlichen Würden und auch in dunkleren Trieben noch über hundert Jahre geblüht. Jedoch iſt nur Ein an Tugend Ebenbürtiger des Liederfreundes aufgetreten, nämlich deſſen Urenkel

Rüdiger, der gegen fünfzig Jahre lang Rathsmann und Staatshaupt in Zürich gewesen ist. Auch dieser war in That und Leben mustergültig, fest und gelassen, ohne sich jedoch als ein Originalmensch zu geberden. Aus Schule und Zunftleben ist Dir bekannt, wie in den dreißiger Jahren des vierzehnten Säculums auch in Zürich der Patrizierstaat der Autochthonen sich in den freien Bürgerstaat, nach damaligen Bedingungen, umgewandelt hat, und wie dieser einige Jahre später dem jungen Bunde der Eidgenossen beigetreten ist, um sich gegen die feindlichen Herrenmächte zu schützen. In diesen Uebergängen stand das Geschlecht der Manessen, das doch seit einem Jahrhundert mitgeherrscht hatte, bürger- und freiheitsfreundlich auf Seite der Stadt und der neuen Zeit.

Am echtesten erwies sich dies gute Blut in jenem jüngeren Rüdiger, der hiedurch in der Stunde der Gefahr sich zur wirklichen und classischen Originalität erhob.

Auch das Ereigniß von Dätwil zu Weihnachten 1351 ist Dir geläufig. Der erste Bürgermeister der neuen Ordnung, Rudolf Brun, ist mit der züricherischen Kriegerschaar, ohne weitere Hülfe, ausgezogen, die habsburg-österreichische Macht aufzusuchen, welche die Stadt wiederholt bedroht. Er trifft sie nicht an

erwarteter Stelle, ſieht ſich aber, zur Seite ziehend, erſt gegen Abend plötzlich in einem Thalkeſſel von ihrer Ueberzahl, die alle Höhen beſetzt hat, umringt. Da verläßt den Haupturheber der neuen Zuſtände, den klugen, liſtigen und energiſchen Führer des Volkes, der alle Ehre und Macht in deſſen Namen an ſich gezogen hat und ausübt, der das große Wort führt, jählings jeder Muth, und er flieht ſofort vom Schlachtfelde, ſich zu bergen. Schon einmal hat er in entſcheidender Stunde, als die Gefahr unmittelbar an ihn trat, das Lebensopfer eines Getreuen durch Verwechslung des Mantels angenommen, als die Verſchwörung der Vertriebenen die nächtliche Stadt durchtobte. Das war als glückhaft und nützlich angeſehen worden. Jetzt zeigt er aber wiederholt, daß er, der fremdes Blut zu vergießen wol verſteht, ſein eigenes hinzugeben nie gewillt iſt. Der ſinkende Tag findet das kleine Heer rathlos und vom Untergang bedroht; allein jetzt tritt Maneſſe, Brun's Statthalter, ruhig hervor, als ob nichts geſchehen wäre. Die Flucht des Führers ſtellt er als ſelbſtverſtändlich und nothwendig, als eine Maßregel der Vorſorge dar und faßt ſodann laut und volltönig, mit begeiſtertem Zuruf, die Bürger zum Nothkampfe zuſammen. Feſt und unerſchüttert ſteht er im Geſchrei und Getöſe der beginnenden Schlacht, die tief in Nacht und Dunkel-

heit hinein dauert, und zieht im Scheine der Morgenröthe, die Leichname der gefallenen Brüder mit sich führend, mit Fahnen und Beute als Sieger heimwärts. Als nun die Volksgunst dem flüchtigen Staatshaupte sich schnell wieder zuwendet und dasselbe feierlich mit dem Stadtbanner aus seinem Schlupfwinkel als vorsorglicher Vater heimgeholt wird, reitet Manesse, ohne ein Gesicht zu verziehen, neben dem Stolzen einher, und amtet still und verschwiegen unter ihm weiter; denn er hat erwogen, daß es gut ist, wenn ein Gründer der Freiheit bei Ehren bleibt, wenigstens so lang er sonst tauglich ist.

Dieser Manesse starb hochbetagt, wenn ich nicht irre, um das Jahr 1380; mit ihm sank aber der Stern jener Linie; seine Söhne lebten sternlos dahin, wie Alles ein Ende nimmt, und namentlich Ital, der jüngste, ist es, der die Burg hier verloren hat.

Gleich seinen Vorfahren war Ital Manesse ein anmuthender und begabter Mann; allein es mangelten ihm Geduld und Vertrauen; es war, als ob er den Niedergang und das Aussterben des Geschlechtes hätte ahnen und befördern müssen. Bei keiner Verrichtung und Thätigkeit konnte er ausharren, von jedem Geschäfte trieb ihn die Unruhe, abzuspringen, und er schlüpfte Allen, die ihm wohlwollten, ängstlich aus

den Händen, wenn sie ihn festzuhalten glaubten. So gingen seine Umstände stets rückwärts. Ein Besitzthum, Hof und Landgut nach dem andern mußte er dahin geben und gerieth immer tiefer in Schulden, und weil er dabei ruhelos lebte, so nannte man ihn allgemein den „Ritter Ital, der nie zu Haus ist."

Als im Jahre 1392 in Schaffhausen ein großes Turnier abgehalten wurde, bei welchem sich Hunderte von Fürsten, Grafen und Edelleuten einfanden, nahm auch Ital Theil daran, da es eine gute Gelegenheit bot, sein unruhiges Herz von Hause weg zu tragen. Seines alten Stammes und rühmlichen Namens wegen gerieth er in gute Gesellschaft und gewann die Neigung einer reichen, thurgauischen Erbin, deren Hand ihn wol von aller Sorge befreien konnte. Seiner übeln Umstände bewußt, verhielt er sich schüchtern und zurückhaltend gegen die freundliche Schönheit der ganz unabhängigen Freiin, die ihm dafür, damit er Zeit und Besinnung gewänne, in dem Festgeräusche mit holder Geistesgegenwart kund zu thun wußte, daß sie ehestens eine Base heimsuchen würde, die in der Abtei zu Zürich lebe. Von Hoffnung und Freude, aber auch von neuer Unruhe erfüllt, ritt er mit seinem Knechte vom Turniere hinweg und durchstreifte wochenlang die Landschaften von Ort zu Ort, um bei Freunden die Zeit in Zerstreuungen zu verbringen. Als

er endlich heimkehrte und der Erscheinung der Schönen gewärtig war, sah und vernahm er nichts von ihr, als daß sie sieben Tage in Zürich zugebracht habe, dann aber wieder abgereist sei.

Freudelos lebte er nun dahin und sah sein Wohl mehr und mehr schwinden. Als etwa ein Jahr vergangen und der Sommer wieder da war, schritt er eines Tages von der Manegg, wo er einsam hauste, herunter und in die Stadt hinüber. In der Nähe derselben begegnete er lustwandelnden Frauen, unter welchen er mit jäher Ueberraschung die thurgauische Dame erblickte. Sie gab keiner kalten Förmlichkeit Raum, sondern kam seinem Gruße mit offenbarer Huld entgegen, da sie keine Zeit auf gefährliche Weise verlieren mochte. Ital Manesse lag ihr einmal im Sinn, und sie war nur seinetwegen wieder nach Zürich gekommen, während sie andern Bewerbungen von bester Hand aus dem Wege ging. Die Freundinnen, die mit ihr waren, ahnten wol ihre Gesinnung, und um ihr zu helfen, zwangen sie den flüchtigen Menschen, eine Stunde bei ihnen zu bleiben und mit ihnen zu gehen. Dann suchten sie auf geschickte Art Weiteres zu verabreden und ihn zu künftigem Besuche zu verpflichten. Die eilige Schöne unterbrach jedoch diese Unterhandlungen und erklärte, sie gedenke, in den kommenden Tagen den Herrn auf seinem Burg-

ſitze ſelbſt aufzuſuchen, den zu ſehen es ſie gelüſte, und ſie vertraue, daß er ihr für eine Viertelſtunde Einlaß bewilligen werde. Natürlich erfüllte er gerne die Pflicht, ſie bei ſolch' günſtiger Verheißung zu behaften, verabſchiedete ſich alsbald von den Frauen und eilte hocherfreut vollends in die Stadt, um zierliches Geſchirr, Teppiche und anderes Geräthe, was dort von den Vätern her noch im Hauſe lag, nach der Manegg zu ſchaffen.

Den nächſten Tag verwendete er, den Burgſitz ſo gut als möglich zu ſchmücken, wobei ihm der bejahrte Diener behülflich war, der ihm einzig übrig geblieben und ſein Marſchalk, Mundſchenk und Küchenmeiſter zugleich war. Derſelbe hielt auch den nöthigen Vorrath bereit, um den anmuthigen Beſuch anſtändig bewirthen zu können, und rüſtete ſich, im rechten Augenblicke ſchnell friſche Kuchen zu backen, was er wohl verſtand.

Am dritten Tage war Alles bereit und die ſchönſte Sonne am Himmel; der Alte ging noch auf den Meierhof hinunter, der am Fuße der Burg lag, um ſich zu verſichern, daß dort junge Tauben vorräthig ſeien oder ein paar junge Hähne, auch um anzuordnen, daß auf den erſten Wink eine oder zwei Weibsperſonen in gutem Gewande auf die Burg kämen, ihm zu helfen. Unverſehens kam der Alte in großer

Hast und mit dem Berichte zurückgelaufen, es sei aus den großen Forsten ein Stück Schwarzwild auf die Ackergüter des Meierhofes gebrochen. Sogleich nahm Herr Ital Jagdzeug und Hunde und begab sich mit dem Diener hinunter, das Wild zu suchen und zu erlegen. Unter dem Thor besann er sich, eh' er den Fuß hinaus stellte, noch einen Augenblick, ob es nicht besser gethan wäre, da zu bleiben, weil die schöne Heimsuchung gerade heute eintreffen könnte. Allein es schien ihm doch nicht wahrscheinlich, daß sie es für schicklich befinden würde, so bald zu kommen, als ob sie große Eile hätte, und so schritt er ohne Weiteres vorwärts; die eifrigen Jäger schlossen das Burgthor sorgfältig zu, nahmen den Schlüssel mit und jagten das Wild weit in die Forste hinauf, bis die Abendschatten sanken, wo sie dann mit ziemlicher Beute heimkehrten, also daß sie zu den übrigen Vorräthen noch schöne Bratenstücke gewonnen hatten.

Leider war alles dies nicht mehr nöthig, weil das edle Fräulein an eben diesem Tage dagewesen war. Von nur einer Ehrendienerin und einem Klosterknechtlein begleitet, hatte sie vor der verschlossenen Pforte gestanden und keinen Einlaß gefunden. Nachdem sie vergeblich das Knechtlein hatte klopfen und rufen lassen und über eine halbe Stunde ausruhend auf einem Steine gesessen und gewartet, hielt sie sich für genarrt und verschmäht

und machte ſich beſchämt und ſchweigend, aber entſchloſſen und unaufhaltſam auf den Rückweg. Sie blickte, bald von tiefem Roth übergoſſen, bald erbleichend, nicht vom Boden weg, auf dem ſie wandelte, und bereitete ſich, kaum in der Stadt angekommen, zur Abreiſe, die ſie noch am gleichen Tage antrat. So war ſie für Ital, der nie zu Hauſe war, ſchon verloren, als er endlich vor ſeiner Hausthüre anlangte und nicht ahnte, daß Jene vergeblich vor der ſtummen Pforte gewartet habe.

Ebenſo vergeblich harrte er noch mehrere Tage und hielt ſich ſeinerſeits für gefoppt, als Niemand ſich zeigte. Traurig ließ er alles Zubereitete wegräumen und den Dingen ihren Lauf.

Auf ſeinen unruhigen Streifzügen ſtieß er zwar noch auf eine magere Adelstochter aus dem Aargau und ehelichte dieſelbe in aller Haſt. Allein es ging um ſo ſchneller mit ihm berghinunter, und er ſah ſich bald genöthigt, ſeine Wohnung in der Stadt und das Gut mit der Manegg an einen Juden zu veräußern, deſſen Wittwe ſpäter das letztere den Ciſtercienſerfrauen in der Seldenau oder Selnau, wie wir jetzt ſagen, verkaufte. Im Beſitze jener Nonnen iſt um das Jahr 1409 die Burg durch Schuld eines Narren abgebrannt, der über dem Laſter, immer et-

was Anderes vorstellen und sein zu wollen, als man ist, verrückt geworden war.

Dieser Unglückliche galt auch für eine Art Abkömmling der manessischen Herren; einer der Söhne des liedersammelnden Ritters Rüdiger, der ebenfalls ein geistlicher Stiftsherr in Zürich gewesen, hatte von drei Nachtfrauen, wie die alten Schriften sich ausdrücken, vier uneheliche Töchter hinterlassen. Was es mit solchen Nachtfrauen für eine Bewandtniß hatte, kann nicht näher beschrieben werden, da nichts Schönes dabei herauskäme; genug, einer jener unehelichen Töchter entsproß wiederum ein Sohn, welchem sie durch Gunst die Pfründe an der St. Egidien-Capelle hier dicht unter der Manegg zu verschaffen wußte, eine Pfründe, welche von den Manessen gestiftet worden ist. Dieser kleine Pfaffe in der Einöde that sich nicht minder mit nächtlichem Volk zusammen und zeugte an dem wilden Geschlechte weiter, welches so durch ein volles Jahrhundert an der Sonne herum briet und immer wieder an der Berghalde dort hängen blieb. Sie hatten von dem Blut, das zu einem Theile in ihnen floß, verworrene Kunde und kehrten daher stets dahin zurück, wo ihre dunklen Ahnfrauen geweilt hatten.

Ein letzter Sprößling der Sippschaft war also der Narr auf Manegg oder der Falätscher, wie er

genannt wurde, Buz Falätſcher, weil er in einer alten Lehmhütte unten an der Falätſche hauſte, der tiefen Kluft, die einſt ein Bergrutſch zurückgelaſſen hat, wie wir ſie da mit ihrem unheimlichen kahlen Weſen vor uns ſehen. Da bisweilen jetzt noch Gerölle, Steine und Sandmaſſen die ſteile Wand herunterkommen, ſo würde jene Hütte ein unſicherer Aufenthalt geweſen ſein, wenn nicht ein ſtruppiges Buſchwerk hinter ihr geſtanden hätte, welches mit der Hütte zuſammen eine kleine Inſel in dem Schuttwerke bildete.

Der Buz Falätſcher ſah nicht weniger einöd aus, als ſeine Behauſung. Eine dürre Geſtalt, trug er Gewand, das von ihm ſelbſt aus lauter Fiſchotterfellen zuſammengenäht war; dazu trug er im Sommer ein von Binſen geflochtenes Hütchen, im Winter eine Kapuzenkappe aus der Haut eines abgeſtandenen Wolfshundes. Aus ſeinem Geſicht konnte man nicht klug werden, ob er alt oder jung ſei; doch gab es viele kleine Flächen darin, die immerwährend zitterten, wie ein von der Luft bewegter Waſſertümpel, und unabläſſig ſchienen Unverſchämtheit und Bekümmerniß ſich darin zu bekämpfen, während die Augen mit lauerndem Funkeln auf dem Zuſchauer hafteten, auf den Erfolg begierig, welchen er bei ihm hervorbrachte. Denn, ob es Tag oder Nacht, ob er

satt oder hungrig war, sobald er auf ein menschliches Wesen stieß, redete er auf dasselbe ein und wollte ihm etwas aufbinden, es zu einem Glauben zwingen und ihm einen Beifall abnöthigen.

Er hatte seiner Zeit geschult werden sollen, aber nothdürftig etwas Weniges lesen und schreiben und einige lateinische Worte gelernt, da es ihm, bei aller Zungenfertigkeit an wirklichem Verstande gebrach. Als ein unwissender Frühmesser oder Caplan hausirte er im Lande herum und plagte die Bauern mit der unaufhörlichen Vorstellung, daß er gleich seinen Vorfahren als Stiftsherr an ein großes Münster gehöre, wol gar zu einem Prälaten bestimmt sei, bis er plötzlich den Vorsatz faßte, ein Feldhauptmann zu werden. Er verwandelte sich demgemäß in einen Soldaten und lief bei allen Händeln hinzu, wo ein kleinerer oder größerer Haufen auszog, sei es in den inneren Fehden damaliger Zeit oder gegen Savoien oder im ersten Mailänder Kriege u. s. w. Hierbei fühlte er einen unbezwinglichen Drang, sich auszuzeichnen und überall die Gefahr aufzusuchen und im vordersten Gliede zu stehen; wie aber die Gefahr dicht vor ihm stand, schloff er ebenso unwillkürlich jedesmal unten durch, um nachher mit grimmigen Blicken seinen bewiesenen Muth zu rühmen, was er wol durfte, da er den Muth wirklich empfunden hatte. Das belustigte die

wackeren Kriegsgeſellen, die ſonſt keine Feigheit duldeten, dermaßen, daß ſie den Buz als eine Art Narren gern mit ſich führten und redlich verpflegten. Nur mußte er ſich, wenn der Tag ernſtlich wurde, allmälig mehr im Hintertreffen aufhalten, trotz ſeines Sträubens; er entnahm hieraus, daß ſie ihn für die größte Gefahr und Noth ſichtbarlich aufſparen wollten.

Einſt litt es ihn aber nicht mehr in der Unthätigkeit. Er lag mit einer eidgenöſſiſchen Schaar im lombardiſchen Feld, unweit eines Heerhaufens von wälſchen Söldnern. Da eben Verhandlungen zwiſchen den Herren Visconti und den Schweizern obſchwebten, ſo ruhte der Streit eine Weile, und dieſen Augenblick benutzte Buz, ſich endlich hervorzuthun. Er ging hin und forderte den Hauptmann des wälſchen Trupps zum beſondern Zweikampfe heraus, mit ſo kühnen Worten, daß jener die Herausforderung annahm. Weil aber der Wälſche ſeinerſeits ein dicker großer Prahler war, ſo ließen die Schweizer, um ihn zu foppen, das Abenteuer vor ſich gehen. Beide Parteien lagerten ſich einander gegenüber. Der feindliche Führer, ein gerüſteter Goliath, trat mit ſeinem Spieße hervor und ſtellte ſich furchtbar auf. Mit mannlichen Schritten ging auch Buz ihm entgegen, von ſeinen Geſellen gewappnet, wie ein Vorgeſetzter, mit Helm, Schild, Schwert und

Lanze beladen; schnaufend und aufgeregt, aber ohne Zögern, stampfte er unter seinen klirrenden Waffen vorwärts, bis er zwei Schritte vor dem dräuenden Löwen stand und das Weiße in dessen Augen sah. Martialisch setzte er die Beine in Positur und senkte den Speer, dem Gegner ängstlich in's Gesicht starrend; sowie der aber seinen Spieß ebenfalls hob, drehte Buz sich im Kreuz seines Rückens so glatt wie eine Thür in der Angel, und lief mit der Schnelligkeit einer Spinne über das Feld weg, in weitem Bogen, bis er hinter der Wand seiner Landsleute geborgen war.

Das sah sich so possierlich an, ein brausendes Lachen rollte durch beide Lager und die wälschen Heerknechte, welche den Auftritt als einen ihnen zum Besten gegebenen Spaß betrachteten, schickten den Schweizern ein Faß Wein, worauf diese ein fettes Schwein zurücksandten.

Aus der Lustbarkeit, die hierauf folgte, wurde dem Buz Falätscher endlich klar, welche Meinung es mit seinem Kriegerstand hatte; er entlief stracks dem kleinen Wehrkörper und machte sich über die Berge heimwärts.

Als er das Reußthal hinunter wanderte, waren die Felswände mit Wolken behangen und es regnete so verdrießlich, daß ihm das Wasser oben in den

Nacken und unten aus den Schuhen lief. Da weinte er bitterlich über die Verkennung und schlechte Behandlung, die ihm überall zu Theil wurde; je stärker es regnete, desto heftiger greinte und schluchzte der mißliche Kriegsmann, bis er von einem Weiblein eingeholt wurde, das in rothen Strümpfen rüstig daher wanderte, eine zerknitterte weiße Haube am Arme und ein Bündel Habseligkeiten schwebend auf dem Kopfe trug, gar geschickt, ohne es mit der Hand zu stützen. Dieses Weiblein oder Dirnlein, als es einige Schritte an ihm vorübergegangen war, wendete sich um und fragte ihn, wer er sei und warum er denn so greine, da er doch einen so langen Spieß habe, die Unbill abzuwehren? Und er antwortete, er sei ein Mensch, mit dem es Niemand gut meine und welchem Keiner glauben wolle, was er sage.

Da sagte das Weiblein voll Mitleid, es würde es schon gut mit ihm meinen und ihm Alles glauben, was ihn freue; denn es war ein thörichtes Mensch, das, wie Jener nach Anerkennung dürstete, sich nach einem Mann sehnte und nach einem solchen umher pilgerte. Buz aber, dem das Weib keineswegs häßlich schien, ließ seine Thränen trocknen, soweit es in der feuchten Luft möglich war, und kehrte das Gesicht und seine Gedanken der neuen Sachlage zu. Sofort leuchtete ihm ein, daß wer nur erst das Haupt einer

Familie sei, auch das Haupt von Mehrerem werden könne. Wie Mancher, dachte er, ist durch den Rath einer klugen Frau ein Mann bei der Chorpflege, wol gar Bürgermeister geworden, und obschon ich immerhin klüger bin, als jegliches Weib, so ist diese hier gewiß sehr gescheidt, sonst hätte sie nicht auf den ersten Blick erkannt, wer ich bin!

Sie zogen also einträchtig miteinander dahin, und Buz brachte statt des Hauptmannstitels eine für ihn ganz artige Frau nach Hause, das heißt in die erwähnte Lehmhütte, welche halb verfallen war. „Ist das nicht ein schöner Hof?“ fragte er die Frau mit ernster Stimme, und sie versicherte, es sei ein so herrliches Heimwesen, wie sie es nur wünschen könne. Ungesäumt begann sie, die Wände und das Strohdach auszubessern und das Häuschen wohnlich zu machen; denn sie war geschickt und rüstig in mancherlei Arbeit und ernährte ihren Mann Jahre lang damit. Der that nämlich gar nichts, als herumstreichen, sich in Alles einmischen und die Leute hintereinander hetzen, um sich wichtig zu machen, bis er weggejagt wurde. Dann ging er heim, verlangte sein Essen und das Lob seiner Verrichtungen, die er unaufhörlich schilderte und pries, und wenn das Weiblein nicht Alles glaubte und rühmte, so schlug er dasselbe und behandelte es auf das Uebelste. Für jedes verweigerte Lob erhielt

die arme Frau Beulen und blaue Flecke, so daß sie, wenn sie ihn nur von Weitem kommen sah, vor die Hütte lief und voll Furcht die Hände erhob und seine Thaten besang, ehe sie dieselben kannte.

So erging es der guten Frau nicht zum Besten, bis das Glück, einen Mann zu besitzen, durch das Mißvergnügen, das er ihr bereitete, überwogen wurde, und da sie keine Kinder von ihm bekam, welche ihr die Zeit vertrieben und das Herz erfreut hätten, verlor sie die Geduld und wurde zuweilen störrisch in den Lobpreisungen.

Als Buz eines Abends heimkehrte und die Erzählung seiner Tagesarbeit mit der Versicherung abschloß, daß er nicht ruhen werde, bis er in den Stand seiner Ahnen eingesetzt und zum Ritter geschlagen sei, sagte sie unbedacht:

Stiefel an, Stiefel aus,
Wird nie nichts draus!

„Was soll das heißen?“ fragte der Falätischer verwundert und sah sie groß an.

„Ei,“ erwiderte sie, „es fiel mir ein Mann in meiner Heimat ein, den man den Stiefelschlieser nannte; der hatte gelobt, nach Jerusalem zu reiten, und zog jeden Morgen ein paar große Stiefel an und am Abend wieder aus, ohne jemals vom Hause weg zu kommen, und damit die Stiefel sich nicht ein-

seitig abnutzten und nicht krumm getreten würden, wechselte er sie alle Tage. Aber sie gingen doch zu Grunde, und auch das Pferd starb, ohne daß er nach Jerusalem geritten wäre."

Da merkte der Mann, daß seine eigene Frau ihm nicht mehr glaubte und seiner spottete. Er fiel über sie her und würgte sie so stark am Halse, daß sie blau im Gesichte wurde und eine Weile für todt am Boden lag. Als aber der Mann schlief, regte sie sich wieder, zog sich reisefertig an, packte ihre Habseligkeiten zusammen und verließ die Hütte, nachdem sie ihm noch ein Frühstück zurecht gestellt hatte. Also wanderte das Weiblein in dunkler Nacht von dannen und verschwand für immer aus der Gegend.

Verwundert fand Buz sich am nächsten Morgen allein in seiner Behausung. Er aß, was an Speise vorhanden war, und harrte mehrere Tage auf die Wiederkehr des Weibleins, das sein guter Geist gewesen. Als sie nicht mehr kam, ward er bekümmert und ganz verstört; jedoch trieb ihn der Hunger, sich Nahrung zu verschaffen, welche er instinctiv im Wasser und am Boden herum suchte. Er spürte Dächse aus, fing fette Hamster in den Wiesen und Fischottern in den Wassern, auch allerlei Vögel im Unterholz, und erwarb eine große Geschicklichkeit, allen diesen Thieren nachzustellen, nicht wie ein gelernter Jäger,

ſondern wie ein Raubthier, und aus den Fellen machte er ſich ſeine Bekleidung.

Darüber gewann ſeine Narrheit einen geregelten Beſtand, und als er eines Tages entdeckte, daß die Burg Manegg, die nun den Kloſterfrauen gehörte, gänzlich unbewohnt war, richtete er ſich in den verlaſſenen Räumen derſelben ein und nannte ſich einen Ritter Maneſſe von Manegg. Niemand ſtörte ihn in dieſem Treiben; vielmehr wurde ihm aus Mitleiden mancherlei Beiſteuer zugewendet, die er herablaſſend entgegennahm. Bald verſtieg er ſich ſo weit, indem er ein oder das andere roſtige Waffenſtück über ſeine Otterfelle hing und eine Hahnenfeder auf das Binſenhütlein ſteckte, in die Stadt zu gehen und ſich dort als Ritter aufzuthun. Wegen der närriſchen Reden, die er führte, und beſonders der ſeltſamen Geſichter, die er ſchnitt, wurde er auf den Trinkſtuben der derben Bürger ein beliebter Zeitvertreib, gut bewirthet und oft ſcharf geneckt, was er aber Alles mit der bekannten Narrenſchlauheit über ſich ergehen ließ. Wenn ſie nur ſeine Ritterſchaft anerkannten, war er zufrieden und hütete ſich mit geheimer Vorſicht, über die Aufrichtigkeit dieſer Anerkennung zu grübeln.

Selbſt die Edelleute auf ihrer Stube zum Rüden verſchmähten es nicht, die wunderliche Geſtalt einzu-

laſſen, und die wirklichen Ritter gewöhnten ſich ſogar mit tieferem Humor daran, den Mann im Ottergewande als ein Sinnbild und Wahrzeichen der Richtigkeit aller Dinge zu ihren Gelagen zu ziehen.

Bei einer ſolchen Gelegenheit, es war an einem Herbſtgebote, hatte Herr Ital Maneſſe, der nie zu Hauſe war, von ſeiner geſchmolzenen Habe das große Liederbuch mitgebracht, von welchem jüngſt nach langer Vergeſſenheit die Rede geweſen. Das Buch war jetzt, wenigſtens in ſeinen Anfängen, ſchon über hundert Jahre alt. Das Betrachten der ſchönen Handſchrift, welche freilich nur den erfahrungsreicheren Herren noch ganz geläufig war, und beſonders der Bilder gewährte verſchiedenen Gruppen der Junkergeſellſchaft Vergnügen, wie denn namentlich manche auswärtige Gäſte mit Verwunderung und Antheil ihre Wappenſchilde und die Bildniſſe ihrer ſangesbefliſſenen Vorfahren in den friſch glänzenden Gemälden entdeckten. Ein junger Freiherr von Sax fand ſogar zwei ſeiner Ahnen, den Bruder Eberhard und den Herrn Heinrich von Sax, und gerührt las er deren Gedichte, welche in ſeinem Hauſe längſt verſchwunden und verſchollen waren.

Auch heute war der Narr von Manegg anweſend und diente, als die Stunden vorrückten, mit ſeinen Reden den Herren zur Luſtbarkeit. Mochte es aber

die Mahnung der Vergangenheit oder ein Hauch der Milde sein, der aus dem Buche sich verbreitet hatte: die Scherze, die sie mit dem Narren vornahmen, waren dieses Mal sanfter und zierlicher als sonst. Nur Ital Manesse fühlte begreiflicher Weise den Wechsel irdischen Looses tiefer, als alle Andern, und gefiel sich darin, den Narren, der sein Nachfolger auf der Burg war, mit einiger Heftigkeit zum Trinken anzuhalten und sich selbst nicht zu schonen. Jenen aber schien der Wein nicht im mindesten närrischer zu machen, während Ital spät in der Nacht in halber Betrunkenheit den Schlaf suchte.

Am Morgen ging er zeitig nach dem Zunfthause, das Buch, das er außer Acht gelassen hatte, zu holen; allein es war nicht zu finden und blieb, allem Nachsuchen zum Trotz, verschwunden.

Es wurde allgemein großes Bedauern über den Vorfall geäußert, welchen Ital selbst am tiefsten empfand als einen neuen Schlag seines trüben Schicksals. Auf Buz Falätscher, der das Buch entwendet und nach der Manegg geschleppt hatte, fiel am wenigsten ein Verdacht, weil man den Narren für zu einfältig hielt, als daß er nach dem geistigen Schatze hätte trachten sollen. Eher war man zu der Vermuthung geneigt, daß einer der übrigen Gäste der Aneignung nicht habe widerstehen können, da es schon dazumal sch-

lende Bücherfreunde gab. Man beschränkte sich demnach auf gelegentliche Nachforschungen.

Unterdessen brütete Buz auf der öden Burgfeste tagelang über dem Buche, das er nur höchst unvollkommen lesen konnte; er gewann eine schwache Ahnung, um was es sich darin handle, und beschloß sofort, ein alter Minnesänger zu sein. Ohne Verstand und Zusammenhang schrieb er mit elender Hand verschiedene Seiten aus und ergänzte sie mit Verszeilen eigener Erfindung, Verse von jenem schauerlichen Klang, der nur in der Geistesnacht ertönt und nicht nachgeahmt werden kann. Solche Anfertigungen trug er bei sich, wenn er umherstreifte, und wenn er auf den Waldpfaden oder auf einsamer Straße arglosen Leuten begegnete, drängte er sich auf unheimliche Weise dicht an sie und ging so lange neben ihnen her, bis sie seine Gedichte anhörten und erklärten, daß er ein guter und gelehrter Singmeister sei. Zögerte Einer, das zu thun, oder lachte er gar, so machte der Narr böse Augen und griff nach dem langen Messer, mit welchem er die unter dem Wasser laufenden Fischottern zu tödten pflegte, wenn er sie jagte.

Sogar einem wohlbewaffneten Jäger, den er im dunkeln Forste traf, wurde er auf diese Weise gefährlich; denn er schien seine Natur geändert zu haben und vor keiner Bedrohung mehr zurückzuschrecken.

Andere wußte er in ſein Malepartus zu locken und ſo in Bedrängniß zu bringen, daß ſie mit Noth den Mauern und der Gefahr entrannen. Dabei hielt er das geraubte Buch ſorgfältig verborgen und ließ ſich in der Stadt einſtweilen nicht mehr ſehen.

Am Aſchermittwoch, der nach jenem Herbſtgelage folgte, waren auf allen Zunfthäuſern die Bürger beim Schmauſe verſammelt, um die Faſtnachtsfreuden abzuſchließen. So ſaßen auch die Junker auf dem Rüden mit allen Genoſſen, ausgenommen den Narren, deſſen Abweſenheit ihnen auffiel. Da nun auch ſeine neueſten Thorheiten und Gewaltſamkeiten zur Sprache kamen und kund wurden, fiel es den Herren wie Schuppen von den Augen, und ſie überzeugten ſich, daß das verſchwundene Liederbuch nirgends anders als auf der Manegg liegen könne.

Sogleich wurden die jüngeren Geſellen, aufgeregt und vom Weine begeiſtert, einig, aufzubrechen und dem Narren eine luſtige Fehde zu bereiten durch Belagerung und Erſtürmung des Schloſſes und Einholung des Buches. Gegen zwanzig Jünglinge verſahen ſich mit Fackeln und zogen unter Trommel- und Pfeifenklang aus der Stadt, ſcheinbar zu einem fröhlichen Umzuge. Auf dem Wege geſellten ſich junge Männer von anderen Züften zu ihnen, ſo daß ein Haufe von vierzig bis fünfzig raſchen Geſellen, zum

Theil noch in allerhand Mummerei gehüllt, mit Fackelglanz durch die Nacht marschirte, nicht ohne ein Faß Wein auf einem Karren mit sich zu führen und mit Kannen und Bechern hinreichend versehen zu sein.

Mitternacht war schon vorüber, als die muthwillige Schaar bei der Manegg anlangte. Trommelschlag, Lärm und Gesang weckten den Narren auf, der den Wald rings von Fackeln erhellt sah. Wie der Blitz fuhr er mit einem Lichtlein in der Burg umher, was man an den flüchtig erhellten Fenstern bemerkte; bald war er hier, bald dort in den Sälen und zuletzt zu oberst im Thurm, als eine Zahl Männer auf der Schloßbrücke stand und donnernd an das Thor pochte. Wieder fuhr er herunter und erschien in einer Mauerritze über dem Thor. Der aber klopfte, war ein großer Mann in einer Bärenhaut, das heißt ein als Bär Verkleideter, den die Metzger alljährlich an diesem Tage herumzuführen pflegten. Entsetzt floh der Narr wieder zurück, denn er glaubte, die ganze Hölle sei vor der Thüre. Nachdem er vergeblich aufgefordert worden, die Festung zu übergeben und das Thor zu öffnen, wurde dasselbe mit einer alten Geländerstange von der Brücke eingestoßen, und der Bär drang mit einigen bunten Schellenkappen hinein, den belagerten Schalk aufzuspüren und zu fangen.

Zu gleicher Zeit aber ſchleuderte auf einer andern Seite der Burg ein Unbeſonnener ſeine Fackel in weitem Bogen über den Graben und in ein Fenſter, mehr um ſeine Kraft zu erproben, als um Schaden anzurichten. Allein unglücklicher Weiſe reichte die Kraft gerade aus, daß die Fackel in das Innere des Gemaches fiel und das warme Heulager des Narren entzündete. Da der erwachende Frühling mit einem ſtarken Föhnwind darein blies, ſo ſtand die alte, morſche Burg bald in Flammen, und der arme Narr irrte mit erbärmlichem Geſchrei zwiſchen dem Feuer und dem Bären umher. Jetzt drang jedoch der von Sax, der den Zug hauptſächlich des Buches wegen mitmachte, in das Innere, um das Kleinod zu retten. Ungeachtet der Gefahr verfolgte er den Narren, als der Bär mit ſeinen Geſellen und mit angeſengtem Pelze ſchon zurückwich, bis er jenen faſſen konnte und fand, daß er glücklicherweiſe das Buch bewußtlos mit ſich ſchleppte und krampfhaft umklammerte. Mit großer Mühe brachte der muthige und gewandte junge Mann den Narren ſammt dem Buche aus der brennenden Burg, erſteren freilich von Schreck oder Schwäche entſeelt.

Man legte den Todten auf grünes Moos unter den Bäumen; friedlich und beruhigt lag er da, erlöſt von der Qual, ſein zu wollen, was man nicht iſt,

und es ſchlummerte mit ihm ein unechtes Leben, das über hundert Jahre im Verborgenen gewuchert hatte, endlich ein.

Stiller geworden, tranken die Geſellen, in weitem Ringe ſitzend, ihren Wein, obſchon nicht ſehr zerknirſcht, und betrachteten den Untergang der Burg, die jetzt in vollen Flammen zum Himmel lohte und in das Morgenroth hinein, das im Oſten heraufſtieg. Einige alte Bäume, Zeugen ihrer beſſeren Tage, brannten mit und legten der verglühenden Nachbarin die brennenden Kronen zu Füßen.

Der von Sax aber eilte mit dem Buche, das er in ſeinen Mantel einſchlug, der Schaar voraus und traf den Ital Maneſſe noch auf der Rüdenſtube, wo er als der letzte Gaſt hinter dem letzten Becher ſaß, blaß und kalt, wie der Morgen, der in den Saal trat.

„Hier haſt Du das Buch!“ rief Jener voll Freuden. Ital blätterte einige Augenblicke darin; es war wohl erhalten. Dann ſchloß er es und gab es dem Freunde.

„Nimm es,“ ſagte er gelaſſen, „und verwahre es auf deiner ſtarken Veſte Forſteck; es wird dort beſſer aufgehoben ſein, als in meinen Händen!“

So kam das Buch in die Hände der Herren von Sax und blieb zweihundert Jahre auf Forſteck. Als aber 1615 die Züricher die Herrſchaft Sax ankauften, war es wieder verſchwunden. Von dem Felſen, auf dem

die Forſteck im Rheinthale geſtanden, ging die Sage, daß derſelbe im Hochſommer und bei heller Witterung, wenn Reiſende vorbeizögen, ein liebliches Tönen und Klingen hören laſſe, als von vielen ſilbernen Glöcklein und Saitenſpielen. Das Volk hielt es für Muſik der kleinen Bergmännchen, der Naturforſcher Scheuchzer dagegen für eine Folge der Tropfſteinbildung im Innern des Berges. Wir aber wiſſen, daß es die guten Geiſter des Liederbuches waren, welche dort tönten und klangen, wie aus Dankbarkeit dafür, daß die letzte Frau von Hohenſax ſich von dem pfälziſchen Churfürſten und ſeinen Gelehrten das Buch nur ungern und nach langem Zögern hatte abdrängen laſſen.

Als die Erzählung vom Untergange der Manegg ihr Ende erreicht hatte, war auch die Sonne hinter die nahe Bergwand hinabgestiegen, und obgleich die entfernteren Landschaften von derselben noch erhellt waren, begaben sich der alte und der junge Züricher auf den Rückweg. Herr Jacques war aber höchst einsilbig und nachdenklich und begehrte keinerlei nähere Aufschlüsse und Erläuterungen, wie er das frühere Mal gethan hatte, als ihm der Herr Pathe die Geschichte von Hadlaub vorgetragen. Die nachdrückliche Art, wie der Alte die Krankheit, sein zu wollen, was man nicht ist, betont hatte, war ihm aufgefallen, sowie er auch noch ein Haar wegen des schweizerischen Athens auf der Zunge fühlte. Sein Gönner bemerkte die gedankliche Verlegenheit wol, hütete sich aber, ihn darin zu stören.

Im väterlichen Hause angelangt, stieg Jakob unverweilt in die Kammer der Merkwürdigkeiten hinauf, wo er im Zwielicht der Abenddämmerung das Titelblatt des zürcherischen Ehrenhortes betrachtete. Er

bedachte seufzend, ob er auch der Mann dazu sei, das große Werk einem guten Ende entgegen zu führen, und da ihm [illegible] immer zweifelhafter schien und der unglückliche Narr von Manegg vor seinen Augen schwebte wie ein Nachtgespenst, ergriff er ein Zänglein und löste, jedoch sorgfältig, das große Pergament vom Reißbrett. Hiemit gab er den weitausschauenden Plan verloren und beschränkte sich darauf, die Eingangspforte desselben in einen alten Rahmen zu fassen und neben den übrigen Schildereien an die Kammerwand zu hängen.

Diese Entsagung vermerkte der Pathe, als er im Laufe der Zeit wieder nach dem Freunde sah, mit Wohlgefallen. Um ihn dafür zu belohnen, schenkte er ihm eine Mappe mit großen Kupferstichen nach den gewaltigen Bildern in der sixtinischen Capelle und in den Stanzen des Vatikans zu Rom. Er sollte sein Auge an die wahre Größe gewöhnen und das Erhabene sehen lernen, ohne dabei gleich an sich selbst zu denken. Da Jener aber wahrnahm, daß der Adolescent allerdings auf keine außerordentlichen Unternehmungen mehr sann, welche seiner Person nicht entsprachen, jedoch immer noch von dem Originalitätsübel beunruhigt wurde, so übergab er ihm eines Tages ein von ihm selbst erstelltes Manuscriptum.

„Meiſter Jakobus," ſagte er ihm, „Ihr habt einſt den Untergang jener Menſchen beklagt, welche man originelle Käuze zu nennen pflegt! Dieſe Klage hat inſofern doch eine gewiſſe Berechtigung, als ſolche Menſchen, die wir im täglichen Leben Originale nennen, immerhin ſelten und es von jeher geweſen ſind. Iſt mit ihrem beſonderen Weſen allgemeine Tüchtigkeit, Liebenswürdigkeit und ein mit dem Herzſchlag gehender innerlicher Witz verbunden, ſo üben ſie auf ihre zeitliche Umgebung und oft über den nächſten Kreis hinaus eine erhellende und erwärmende Wirkung, die manchen eigentlichen Geniemenſchen verſagt iſt, und ihre Erlebniſſe geſtalten ſich gerne zu kräftigen oder anmuthigen Abenteuern. Eine Erſcheinung dieſer Art im ſchönſten Sinne war unſer Salomon Landolt, der nun auch ſeit mehr als zehn Jahren in die Ewigkeit gegangen iſt. Einer unſerer geiſtreichen Dilettanten hat ſein Leben und Treiben in einem guten Büchlein beſchrieben, in welchem er aber über den unverehelichten Stand des Verewigten nur mit einigen dürftigen Andeutungen hinweggeht. Das hat mich gereizt, eine ergänzende Erzählung abzufaſſen, um den merkwürdigen Mann auch nach dieſer Seite hin vor uns aufleben zu ſehen. Hier iſt nun meine diesfällige Arbeit," leider ein ſo unleſerliches Schriftſtück, daß ich wünſchen muß, es von einer ſaubern

Hand in's Reine gebracht zu wiſſen. Nimm es mit, Jakobus, und mache mir in deinen Nebenſtunden eine hübſche Abſchrift davon!"

Herr Jacques nahm das Manuſcript ſeines Herrn Pathen mit und fertigte in der That mit großer Sorgfalt und Reinlichkeit eine herrliche Copie davon an, wie ſie im Nachſtehenden nicht minder getreu im Druck erſcheint.

Der Landvogt von Greifensee.

Am 13. Heumonat 1783, als an Kaiser Heinrich's Tag, wie er noch heute roth im Züricher Kalender steht, spazierte ein zahlreiches Publicum aus Stadt und Landschaft nach dem Dorfe Kloten an der Schaffhauser Straße, zu Wagen, zu Pferde und zu Fuß. Denn auf den gelinden Anhöhen jener Gegend wollte der Obrist Salomon Landolt, damals Landvogt der Herrschaft Greifensee, das von ihm gegründete Corps der zürcherischen Scharfschützen mustern, üben und den Herren des Kriegsrathes vorführen. Den Heinrichstag aber hatte er gewählt, weil ja doch, wie er sagte, die Hälfte der Milizpflichtigen des löblichen Standes Zürich stets Heinrich heiße und das populäre Namensfest mit Zechen und Nichtsthun zu feiern pflege, also durch eine Musterung nicht viel Schaden angerichtet werde.

Die Zuschauer erfreuten sich des ungewohnten Anblickes der neuen, bisher unbekannten Truppe, welche

aus freiwilligen blühenden Jünglingen in schlichter grüner Tracht bestand, ihrer raschen Bewegung in aufgelöster Ordnung, des selbständigen Vorgehens des einzelnen Mannes mit seiner gezogenen, sicher treffenden Büchse, und vor Allem des väterlichen Verhältnisses, in welchem der Erfinder und Leiter des ganzen Wesens zu den fröhlichen Gesellen stand.

Bald sah man sie weit zerstreut am Rande der Gehölze verschwinden, bald auf seinen Ruf, während er auf roth glänzender Fuchsstute über die Höhen flog, in dunkler Colonne an entferntem Orte erscheinen, bald in unmittelbarer Nähe mit lustigem Gesange vorüberziehen, um alsbald wieder an einem Tannenhügel aufzutauchen, von dessen Farbe sie nicht mehr zu unterscheiden waren. Alles ging so rasch und freudig von Statten, daß der Unkundige keine Vorstellung besaß von der Arbeit und Mühe, welche der treffliche Mann sich hatte kosten lassen, als er seinem Vaterlande diese seine eigenste Gabe vorbereitete.

Wie er nun schließlich, beim Klange der Waldhörner, die Jägerschaar, die fünfhundert Mann betragen mochte, schnellen Schrittes dicht heranführte und blitzrasch zur Erholung und Heimkehr auseinandergehen ließ, indem er sich selbst vom Pferde schwang, eben so wenig Ermüdung zeigend, als die Jünglinge, da war jeder Mund seines Lobes voll.

Anwesende Officiere der in Frankreich und den Niederlanden stehenden Schweizerregimenter besprachen die wichtige Zukunft der neuen Waffe und freuten sich, daß die Heimat dergleichen selbständig und für sich hervorbringe; auch erinnerte man sich mit Wohlgefallen, wie sogar Friedrich der Große, als Landolt einst den Manövern bei Potsdam beigewohnt, den einsam und unermüdlich sich herumbewegenden Mann in's Auge gefaßt und zu sich beschieden, auch in wiederholten Unterhandlungen versucht habe, denselben für seine Armee zu gewinnen. Besitze ja Landolt jetzt noch einen eigenhändigen Brief des großen Mannes, den er sorgfältiger als einen Liebesbrief aufbewahre.

Wohlgefällig hingen Aller Augen an dem Landvogt, als er nun zu seinen Herren und Mitbürgern trat und allen Freunden cordial die Hand schüttelte. Er trug ein dunkelgrünes Kleid ohne alles Tressenwerk, helle Reithandschuhe und in den hohen Stiefeln weiße Stiefelmanschetten. Ein starker Degen bekleidete die Seite, der Hut war nach Art der Officiershüte aufgeschlagen. Im Uebrigen beschreibt ihn der gedachte Biograph folgendermaßen: „Wer ihn nur einmal gesehen hatte, konnte ihn nie wieder vergessen. Seine offene, heitere Stirn war hochgewölbt; die Adlernase trat sanft gebogen aus dem Gesicht hervor; seine schmalen Lippen bildeten feine, anmuthige Linien

und in den Mundwinkeln lag treffende, aber nie vorſätzlich verwundende Satire hinter kaum bemerkbarem launigem Lächeln verborgen. Die hellen braunen Augen blickten frei, feſt und den inwohnenden Geiſt verkündend umher, ruhten mit unbeſchreiblicher Freundlichkeit auf erfreulichen Gegenſtänden und blitzten, wenn Unwille die ſtarken Brauen zuſammenzog, durchdringend auf Alles, was das zarte Gefühl des rechtſchaffenen Mannes beleidigen konnte. Von mittlerer Statur, war ſein Körper kräftig und regelmäßig gebaut, ſein Anſtand militäriſch."

Fügen wir dieſer Beſchreibung hinzu, daß er im Nacken einen nicht eben ſchmächtigen Zopf trug und an jenem Tage Kaiſer Heinrich's in ſeinem zweiundvierzigſten Jahre ging.

Unverſehens erhielten die braunen Augen Gelegenheit, mit jener unbeſchreiblichen Freundlichkeit auf einem erfreulichen Gegenſtande zu ruhen, als er an eine roſenrothe Staatskutſche herantrat, um deren Inſaſſen zu grüßen, die ihm die Hände entgegenſtreckten; denn unvermutheter Weiſe war da auch ein allerſchönſtes Frauenzimmer, das er einſt wohl gekannt, aber ſeit Jahren nicht geſehen hatte. Sie mochte ungefähr fünfunddreißig Jahre zählen, hatte lachende braune Augen, einen rothen Mund, dunkelbraune Locken fielen auf den Spitzenbeſatz, der den

halb offenen Hals einfaßte, und bauten ſich reichlich über das ſchöne Haupt empor, von einem nach vorn geneigten feinen Strohhute bedeckt. Sie trug ein weiß und grün geſtreiftes Sommerkleid und in der Hand einen Sonnenſchirm, den man jetzt für chineſiſch oder japaniſch halten würde. Um übrigens unbegründete Vorausſagen abzuſchneiden, muß gleich bemerkt werden, daß ſie längſt verheirathet war und mehrere Kinder hatte, daß es ſich mithin höchſtens um vergangene Dinge handeln konnte zwiſchen ihr und dem Jägerofficier. Kurz geſagt, war es das erſte Mädchen geweſen, dem er einſt ſein Herz entgegengebracht und ein zierliches Körbchen abgenommen hatte. Ihr Name muß verſchwiegen bleiben, weil noch alle ihre Kinder in Ehren und Würden herumlaufen, und wir müſſen uns begnügen, ſie mit demjenigen Namen zu bezeichnen, mit welchem Landolt ſie in ſeinem Gedächtniſſe behielt. Er nannte ſie nämlich den Diſtelfink, wenn er an ſie dachte.

Beide Perſonen errötheten leicht, da ſie ſich die Hand reichten, und bei der Einnahme von Erfriſchungen im Löwen zu Kloten, wohin ſich viele begaben, als Landolt neben die Frau zu ſitzen kam, that ſie ſo freundlich und angelegentlich, wie wenn ſie einſt der verliebte Theil geweſen wäre. Es wurde ihm angenehm zu Muth, wie er ſeit Jahren nicht gefühlt,

und er unterhielt ſich auf das beſte mit dem ſogenannten Diſtelfink, der immer gleich jung zu ſein ſchien.

Endlich aber begann der lange Sommertag ſich zu neigen, und Landolt mußte auf den Rückweg denken, da er bis nach Greifenſee, deſſen Herrſchafts-bezirk er ſeit zwei Jahren als Landvogt regierte, gegen drei Wegſtunden zurückzulegen hatte. Beim Abſchied von der Geſellſchaft entwickelte ſich wie von ſelbſt eine Einladung und Verabredung, daß die alte Freundin ihn einmal, Gemahl und Kinder mitbringend, auf dem Schloſſe zu Greifenſee überraſchen ſolle.

Nachdenklich ritt er, nur von einem Diener be-gleitet, über Dietlikon langſam nach Hauſe. Auf den Torfmooren webte ſchon die Dämmerung; zur Rechten begann die Abendröthe über den Waldrücken zu verglühen, und zur Linken ſtieg der abnehmende Mond hinter den Gebirgszügen des zürcheriſchen Oberlandes herauf — eine Stimmung und Lage, in welcher der Landvogt erſt recht aufzuleben, ganz Auge zu werden und nur dem ſtillen Walten der Natur zu lauſchen pflegte. Heute aber ſtimmten ihn die glänzenden Himmelslichter und das leiſe Walten nah und fern noch feierlicher als gewöhnlich und beinahe etwas weich, und als er den Empfang be-dachte, den er jener artigen Korbſpenderin entgegen-bringen wolle, befiel ihn plötzlich der Wunſch, nicht

nur dieſe, ſondern auch noch drei oder vier weitere Stück ſchöne Weſen bei ſich zu verſammeln, zu denen er einſt in ähnlichen Beziehungen geſtanden; genug, es erwachte, je weiter er ritt, eine eigentliche Sehnſucht in ihm, alle die guten Liebenswerthen, die er einſt gern gehabt, auf einmal bei einander zu ſehen und einen Tag mit ihnen zu verleben. Denn leider muß berichtet werden, daß der nun verhärtete Hageſtolz nicht immer ſo unzugänglich war und den Lockungen einſt nur allzuwenig widerſtanden hatte. Da gab es auf ſeinem Regiſter der Koſenamen noch Eine, die hieß der Hanswurſtel, eine andere, die hieß die Grasmücke, eine der Capitän, und eine vierte die Amſel, was mit dem Diſtelfink zuſammen fünf ausmachte. Die Einen waren vermählt, die Andern noch nicht, aber alle waren wol herbeizubringen, da er gegen keine ſich einer Schuld bewußt war, und hätte er nicht Zügel und Gerte geführt, ſo würde er bereits vor leiſem Vergnügen die Hände gerieben haben, als er begann, ſich vorzuſtellen, wie er die Schönen untereinander in's Benehmen ſetzen wolle, wie ſie ſich aufführen und vertragen würden, und welch' zierlicher Scherz ihm winke, die reizende Familie zu bewirthen.

Die Schwierigkeit war nun freilich, ſeine Wirthſchafterin, die Frau Marianne, in's Vertrauen zu

ziehen und ihre Einwilligung und Beihülfe zu gewinnen; denn wenn dieſe in ſo zarter Angelegenheit nicht gutgeſinnt und einverſtanden war, ſo fiel der liebliche Plan dahin.

Die Frau Marianne aber war die ſeltſamſte Käuzin von der Welt, wie man um ein Königreich keine zweite aufgetrieben hätte. Sie war die Tochter des Stadtzimmermeiſters Kleißner von Hall in Tirol und mit einer Schaar Geſchwiſter unter der Botmäßigkeit einer böſen Stiefmutter geweſen. Dieſe ſteckte ſie als Novize in ein Kloſter; ſie hatte eine ſchöne Singſtimme und ſchien ſich gut anzulaſſen; wie ſie aber Profeß thun ſollte, erhob ſie einen ſo wilden und furchtbaren Widerſtand, daß ſie mit Schrecken entlaſſen wurde. Hierauf ſchlug ſich Marianne allein in die Welt und fand als Köchin ein Unterkommen in einem Gaſthofe zu Freiburg im Breisgau. Wegen ihrer wohlgebildeten Leibesgeſtalt hatte ſie die Nachſtellungen und Bewerbungen der öſterreichiſchen Officiere und der Studenten zu erdulden, welche in dem Hauſe verkehrten; jedoch wies ſie Alle energiſch zurück bis auf einen hübſchen Studenten aus Donaueſchingen, von guter Familie, dem ſie ihre Neigung ſchenkte. Ein eiferſüchtiger Officier verfolgte ſie deswegen mit übler Nachrede, die ihr zu Ohren kam. Mit einem ſcharfen Küchenmeſſer bewaffnet, ſchritt

sie in den Gastsaal, in dem die Officiere saßen, stellte den Betreffenden als einen Verläumder zur Rede, und als derselbe die resolute Person hinausschaffen wollte, drang sie so heftig auf ihn ein, daß er den Degen ziehen mußte, um sich ihrer zu erwehren. Allein sie entwaffnete den Mann und warf ihm den Degen zerbrochen vor die Füße, in Folge dessen er aus dem Regiment gestoßen wurde. Die tapfere Tirolerin aber heirathete nun den schönen Studenten und zwar gegen den Willen der Seinigen, indem sie mit einander entflohen. Er trat in Königsberg in ein preußisches Reiterregiment, dem sie sich als Marketenderin anschloß und in verschiedenen Feldzügen folgte. Hier zeigte sie sich so unermüdlich thätig und geschickt, im Felde sowol wie in den Garnisonen, als Köchin und Kuchenbäckerin, daß sie genug Geld verdiente, um ihrem Manne ein bequemes Leben zu bereiten und auch etwas beiseite zu legen. Sie bekamen nach und nach neun Kinder, die sie über Alles liebte und mit der ganzen Leidenschaftlichkeit, die ihr eigen war; aber alle starben hinweg, was ihr jedesmal fast das Herz brach, das jedoch stärker war, als alle Schicksale. Da aber endlich Jugend und Schönheit entflohen waren, erinnerte sich der Husar, ihr Mann, seiner besseren Geburt und fing an, seine Frau zu verachten; denn es war ihm zu wohl geworden in ihrer

Pflege. Da nahm ſie das erſparte Geld, erkaufte ihm den Abſchied vom Regimente und ließ ihn ziehen, wohin es ihm gefiel, ſein Glück zu ſuchen; ſie ſelbſt wanderte einſam wieder dem Süden zu, von woher ſie gekommen war, um ein Unterkommen zu finden.

In St. Blaſien im Schwarzwald fügte es ſich, daß ſie dem Landvogt von Greifenſee, der eine Wirthſchafterin ſuchte, empfohlen wurde, und ſo diente ſie ihm ſchon ſeit zwei Jahren. Sie war mindeſtens fünfundvierzig Jahre alt und glich eher einem alten Huſaren, als einer Wirthſchaftsdame. Sie fluchte wie ein preußiſcher Wachtmeiſter, und wenn ihr Mißfallen erregt wurde, ſo gab es ein ſo gewaltiges Gewitter, daß Alles auseinander floh und nur der lachende Landvogt Stand hielt und ſich an dem Spectakel ergötzte. Allein ſie beſorgte ſeinen Haushalt auf das vortrefflichſte; ſie beherrſchte das Geſinde und die Ackerknechte mit unnachſichtlicher Strenge, führte ſeine Kaſſe treu und zuverläſſig, feilſchte und ſparte, wo es immer möglich war und die Großmuth des Herrn nicht dazwiſchen trat, und unterſtützte wiederum ſeine Gaſtfreundſchaft mit guter Küche ſo willfährig und wohlbewandert, daß er ihr bald die Führung ſeines geſammten Hausweſens ohne Rückhalt überlaſſen konnte.

Durch alle Rauhheit leuchtete dann wieder ihr tiefes Gemüth hervor, wenn ſie dem Landvogt, der

ihr aufmerksam zuhörte, mit ungebrochener Altstimme eine alte Ballade, ein noch älteres Liebes- oder Jägerlied vorsang, und sie war nicht wenig stolz, wenn der waldhornkundige Herr die schwermüthige Melodie bald erlernte und aus dem Schloßfenster über den mondhellen See hinblies.

Als einst das zehnjährige Söhnlein eines Nachbars in unheilbarem Siechthum darniederlag und weder das Zureden des Pfarrers, noch dasjenige der Eltern das Kind in seinen Schmerzen und seiner Furcht vor dem Tode zu trösten vermochte, da es so gerne gelebt hätte, so setzte sich Landolt, ruhig seine Pfeife rauchend, an das Bett und sprach zu ihm in so einfachen und treffenden Worten von der Hoffnungslosigkeit seiner Lage, von der Nothwendigkeit, sich zu fassen und eine kleine Zeit zu leiden, aber auch von der sanften Erlösung durch den Tod und der seligen, wechsellosen Ruhe, die ihm als einem geduldigen und frommen Knäblein beschieden sei, von der Liebe und Theilnahme, die er, als ein fremder Mann zu ihm hege, daß das Kind sich von Stund an änderte, mit heiterer Geduld seine Leiden ertrug, bis es vom Tode wirklich erlöst wurde.

Da drang die leidenschaftliche Frau Marianne an das Todeslager, kniete am Sarge nieder, betete andächtig und anhaltend und empfahl dem vermeint-

lichen kleinen Heiligen alle ihre vorangegangenen Kinder zur Fürbitte bei Gott. Dem Landvogt aber küßte ſie wie einem großen Biſchof ehrfürchtig die Hand, bis er ſie lachend mit den Worten abſchüttelte: „Seid Ihr des Teufels, alte Närrin?“

Das war alſo die Schaffnerin des Herrn Obriſten, mit welcher er ſich in's Reine ſetzen mußte, wenn er die fünf alten Flammen an ſeinem Herde vereinigen und leuchten laſſen wollte.

Als er in den Schloßhof ritt und vom Pferde ſtieg, hörte er ſie eben in der Küche gewittern, weil die Hunde im Stalle heulten und eine Magd verſäumt hatte, denſelben das Abendfutter abzubrühen. Das iſt keine günſtige Zeit! dachte er und ließ ſich kleinlaut in ſeinem Lehnſtuhle nieder, um ſein Nachteſſen einzunehmen, während die Wirthſchafterin ihm mit wetterleuchtender Laune vortrug, was ſich Alles während des Tages ereignet habe. Er ſchenkte ihr ein Glas Burgunder ein, den ſie liebte, von dem ſie aber nur trank, wenn der Herr ſie dazu einlud, obgleich ſie die Kellerſchlüſſel führte. Das milderte ſchon etwas ihren Groll. Dann nahm er das Waldhorn von der Wand und blies eine ihrer Lieblingsweiſen auf den Greifenſee hinaus.

„Frau Marianne!“ ſagte er hierauf, „wollt Ihr mir nicht das andere Lied ſingen, wie heißt's:

Wer die seligen Fräulein hat geseh'n
Hoch oben im Abendschein,
Seine Seele kann nicht scheiden geh'n,
Als über den Geisterstein!
Ade, ade, ihr Schwestern traut,
Mein Leib schläft unten im stillen Kraut!"

Sogleich sang sie das Lied mit allen Strophen, die auf verschiedene Gegenstände übersprangen, aber alle eine gleichmäßige Sehnsucht, ein Gewisses wiederzusehen, ausdrückten. Sie wurde von der einfachen Weise selbst gerührt und noch mehr, als der Landvogt die gedehnten Töne in die Nacht hinausziehen ließ.

„Frau Marianne!" sagte er, in die Stube zurücktretend, „wir müssen gelegentlich darauf denken, eine kleinere, aber ausgesuchte Gesellschaft wohl zu empfangen!"

„Welche Gesellschaft, Herr Landvogt? Wer wird kommen?"

„Es wird kommen," versetzte er hustend, „der Distelfink, der Hanswurstel, die Grasmücke, der Capitän und die Amsel!"

Die Frau sperrte Mund und Augen auf und fragte: „Was sind denn das für Leute? Sollen sie auf Stühlen sitzen, oder auf einem Stänglein?"

Der Landvogt war aber schon in die Nebenstube gegangen, um eine Pfeife zu holen, die er nun in Brand steckte.

„Der Diſtelfink," ſagte er, den erſten Rauch wegblaſend, „der iſt ein ſchönes Frauenzimmer!"

„Und der Andere?"

„Der Hanswurſtel? Der iſt auch ein Frauenzimmer, und auch ſchön in ſeiner Art!"

So ging es fort bis zur Amſel. Da die Wirthſchafterin aber auch von dieſen lakoniſchen Erklärungen nicht befriedigt war, mußte der Herr Landvogt ſich entſchließen, endlich des Mehreren von Dingen zu reden, über welche noch nie ein Wort über ſeine Lippen gekommen war.

„Mit einem Wort," ſagte er, „es ſind das alle meine Liebſchaften, die ich gehabt habe und die ich einmal beiſammen ſehen will!"

„Aber heiliges Kreuzdonnerwetter!" ſchrie nun Frau Marianne, die mit noch viel größeren Augen aufſprang und zuhinterſt an die Wand rannte, „Herr Landvogt, gnädigſter Herr Landvogt! Sie haben geliebt und ſo Viele? O Himmelſakerment! Und kein Teufel hat eine Ahnung davon gehabt, und Sie haben immer gethan, als ob Sie die Weiber nicht ausſtehen könnten! Und Sie haben alle dieſe armen Würmer angeſchmiert und ſitzen laſſen?"

„Nein," erwiderte er verlegen lächelnd, „ſie haben mich nicht gewollt!"

„Nicht gewollt!“ rief Marianne mit wachsender Aufregung; „keine Einzige?“

„Nein, Keine!“

„Du verfluchtes Pack! Aber die Idee ist gut, die der Herr Landvogt hat! Sie sollen kommen, wir wollen sie schon herbeilocken und betrachten; das muß ja eine wunderbare Gesellschaft sein! Wir werden sie hoffentlich in den Thurm sperren, zuoberst wo die Dohlen sitzen, und hungern lassen? Für Händel will ich schon sorgen!“

„Nichts da!“ lachte der Landvogt; „im Gegentheil sollt Ihr an Höflichkeit und guter Bewirthung Alles aufwenden; denn es soll ein schöner Tag für mich sein, ein Tag, wie es sein müßte, wenn es wirklich einen Monat Mai gäbe, den es bekanntlich nicht gibt, und es der erste und letzte Mai zugleich wäre!“

Frau Marianne bemerkte an dem Glanze seiner Augen, daß er etwas Herzliches und Erbauliches meine, sprang zu ihm hin, ergriff seine Hand und küßte sie, indem sie leise und ihre Augen wischend sagte: „Ja, ich verstehe den Herrn Landvogt! Es soll ein Tag werden, wie wenn ich alle meine heimgegangenen Kinder, die seligen Englein, plötzlich bei mir hätte!“

Nachdem das Eis einmal gebrochen war, machte er sie nach und nach, wie es sich schickte, mit den fünf Gegenständen bekannt und stellte ihr dar, wie

es sich damit begeben habe, wobei der Vortragende und die Zuhörerin sich in mannigfacher Laune verwirrten und kreuzten. Wir wollen die Geschichten nacherzählen, jedoch Alles ordentlich eintheilen, abrunden und für unser Verständniß einrichten.

Distelfink.

Den Namen schöpfte Salomon Landolt aus dem Geschlechtswappen der Schönen, welches einen Finken zeigte und über ihrer Hausthüre gemalt war. Mehr als eine Familie führte solche Singvögel im Wappen und es kann daher der Taufname des ehemaligen Jungfräuleins, das Salome hieß, verrathen werden. Oder vielmehr war es eine sehr stattliche Jungfrau, als Salomon sie kennen gelernt hatte.

Es gab damals, außer den öffentlichen Herrschaften und Vogteien, noch eine Anzahl alter Herrensitze mit Schlössern, Feldern und Gerichtsbarkeiten, oder auch ohne diese, welche als Privatbesitz von Hand zu Hand gingen und von den Bürgern je nach ihren Vermögensverhältnissen erworben und verlassen wurden. Es war bis zur Revolution die vorherrschende Form für Vermögensanlagen und Betrieb der Landwirthschaft und gewährte auch den Nichtadeligen die Annehmlich-

keit, ihren ideellen Antheil an der Landeshoheit mit herrschaftlich feudal klingenden Titeln auszuputzen. Dank dieser Einrichtung lebte die Hälfte der bessergestellten Einwohnerschaft während der guten Jahreszeit als Wirthe oder Gäste auf allen jenen amtlichen oder nichtamtlichen Landsitzen in den schönsten Gegenden, gleich den alten Göttern und Halbgöttern der Feudalzeit, aber ohne deren Fehden und Kriegsmühen, im tiefsten Frieden.

An einem solchen Orte traf Salomon Landolt, etwa in seinem fünfundzwanzigsten Jahre, mit der jungen Salome zusammen. Sie standen zu dem Hause, von entgegengesetzter Seite her, in nicht naher Verwandtschaft, so daß sie unter sich selbst nicht mehr für verwandt gelten konnten und doch ein liebliches Gefühl gemeinsamer Beziehungen empfanden. Außerdem wurden sie wegen ihrer ähnlich lautenden Namen der Gegenstand heiterer Betrachtungen, und es gab manchen Scherz, der ihnen nicht zuwider war, wenn sie auf einen Ruf gleichzeitig sich umsahen und erröthend wahrnahmen, daß vom Andern die Rede sei. Beide gleich hübsch, gleich munter und lebenslustig, schienen sie wohlgesinnten Freunden für einander schicklich und eine Vereinigung nicht von vornherein unthunlich zu sein.

Freilich war Salomon nicht gerade in der Ver-

faſſung, ſchon ein eigenes Haus zu gründen; vielmehr kreuzte ſein Lebensſchifflein noch unſchlüſſig vor dem Hafen herum, ohne auszufahren noch einzulaufen. Er hatte ſeiner Zeit die franzöſiſche Kriegsſchule in Metz beſucht, erſt um ſich im Artillerie- und Ingenieurweſen auszubilden, dann um ſich mehr auf die Civilbaukunſt zu werfen, worin er einſt der Vaterſtadt dienen ſollte. In gleicher Abſicht war er nach Paris gegangen; allein Zirkel und Maßſtab und das ewige Meſſen und Rechnen waren ſeinem ungebundenen Geiſte und ſeinem wilden Jugendmuthe zu langweilig geweſen, und er hatte theils einen angebornen Hang zum freien Zeichnen, Skizziren und Malen gepflegt, theils durch unmittelbares Sehen und Hören ſich allerlei Kenntniſſe und Erfahrungen erworben, ſonderlich wenn es auf dem Rücken der Pferde geſchehen konnte; ein Ingenieur oder Architekt aber kam in ihm nicht nach Hauſe zurück. Das gefiel ſeinen Eltern nur mäßig, und ihre ſichtbare Sorge bewog ihn, wenigſtens eine Stelle im Stadtgerichte zu bekleiden, um ſich für die Theilnahme am Regiment zu befähigen. Sorglos, doch liebenswürdig und von guten Sitten, ließ er ſich dabei gehen, während tieferer Ernſt und Thatkraft nur leicht in ihm ſchlummerten.

Es verſteht ſich von ſelbſt, daß von der ungewiſſen Lage des jungen Mannes hinſichtlich einer et-

waigen Verheirathung mehr die Rede und jede Seite der Angelegenheit gründlicher erwogen war, als er ahnte; wie die Bauern den Jahresanfang, je unbekannter ihnen die Zukunft ist, mit desto zahlreicheren Bauernregeln begleiten und beschreien, so besprachen und beschrieen die Mütter vorhandener Töchter Salomon's harmlosen Lebensmorgen.

Die anmuthige Salome entnahm daraus soviel, daß an sichere Aussichten und Heirathspläne nicht gedacht werden könne, hinwieder aber ein angenehmer, selbst traulicher Verkehr wol um so eher erlaubt sei. Sie wurde Mademoiselle genannt und war in französischem Geiste gebildet, mit der Abweichung, daß sie in freier protestantischer Gesellschaft und nicht im Kloster erzogen war, und sie hielt daher sogar eine gelinde unschuldige Liebelei nicht für verfänglich.

Arglos gab sich Salomon einer Neigung hin, die sich in seinem offenen Herzen bald aufgethan, ohne sich jedoch aufdringlich oder unbescheiden zu benehmen. So kam es, daß wenn das Eine der Beiden auf dem stets wirthlichen Schloßgute einkehrte, das Andere auch nicht lange ausblieb und die Wirkung dieser Vorgänge blos das unterhaltende Rathespiel der Leute war: Sie nehmen sich! sie nehmen sich nicht!

Eines schönen Tages jedoch schien eine Entscheidung aus dem Boden zu wachsen.

Salomon, der sich schon in frühen Tagen allerhand landwirthschaftliche Kenntnisse erworben und dieselben auf seinen Reisen eifrig erweitert hatte, bewog den Gutsherrn, eine Wiese, die an einer sonnigen Halde lag, mit Kirschbäumen bepflanzen zu lassen. Er schaffte die jungen, schlanken Bäumlein selbst herbei und machte sich daran, sie eigenhändig in den Boden zu setzen. Es war eine neue Art weißer Kirschen darunter, welche er abwechselnd mit den rothen in Reihen pflanzen wollte, und da es gegen die fünfzig Stück waren, so handelte es sich um eine Arbeit, die wol einen ganzen kurzen Frühlingstag erforderte.

Salome aber wollte sich's nicht nehmen lassen, dabei zu sein und womöglich zu helfen, da sie, wie sie lachend sagte, vielleicht einst einen Gutsherrn heirathen werde und darum solche Dinge bei Zeiten lernen müsse. Mit einem breiten Schattenhute bekleidet, ging sie in der That mit auf die etwas entlegene Wiese hinaus und wohnte der Arbeit mit aller beflissenen Handreichung bei. Salomon maß die geraden Linien für die Baumreihen und die Entfernungen zwischen den einzelnen Bäumen ab, wobei ihm Salome die Schnüre ausspannen und die Pflöcke einschlagen half. Er grub die Löcher in die weiche Erde, wie er sie haben wollte, und Salome hielt die

zarten Stämmchen aufrecht, während er die Grube wieder zuwarf und das Erdreich in gehöriger Art festmachte. Dann holte Salome aus einer Kufe, die ein Knecht ab- und zugehend mit Wasser füllte, das belebende Element mit der Gießkanne und begoß die Bäumchen so reichlich, als Salomon gebot.

Um die Mittagszeit, als der Schatten der Sonne sich um die neugepflanzten Bäumchen drehte, schickte die Herrschaft dem fleißigen Paare scherzhafter Weise ein ländliches Essen hinaus, wie Feldarbeitern geziemt; es schmeckte ihnen auch vortrefflich, als sie es auf dem grünen Rasen sitzend genossen, und Salome behauptete, sie dürfe jetzt so gut wie eine Bauerntochter ihre zwei Gläser Wein trinken, da sie so heftig arbeite. Hievon und von der fortgesetzten Bewegung, die bis gegen Abend dauerte, gerieth ihr Blut in wärmere Wallung; es trat vor das Licht ihrer Lebensklugheit, und diese verfinsterte sich vorübergehend wie die Sonne bei einem Monddurchgang.

Salomon verhielt sich bei seiner Arbeit so ernsthaft und unverdrossen, er führte das Geschäft so geschickt und gewissenhaft durch, dabei war er wieder so gleichmäßig heiter, zutraulich und kurzweilig und schien so glücklich, ohne sich doch einen Augenblick während des ganzen Tages mit einem unbescheidenen Blick oder Worte zu vergessen, daß eine holde Ueber-

zeugung ſie durchdrang, es ließe ſich wol, wie dieſer Tag, ſo das ganze Leben mit dem Gefährten verbringen. Eine warme Neigung gewann die Oberhand in ihr, und als das letzte Kirſchbäumlein feſt in der Erde ſtand und Nichts mehr zu thun war, ſagte ſie mit einem leichten Seufzer: „So nimmt Alles ein Ende!“

Salomon Landolt, von dem bewegten Tone dieſer Worte hingeriſſen, ſah ſie beglückt an; er konnte aber wegen des Glanzes der Abendſonne, der auf ihrem ſchönen Geſichte lag, nicht erkennen, ob es von dem Scheine oder von Zärtlichkeit geröthet ſei; nur leuchteten ihre Augen durch allen Glanz hindurch, und ſie reichten ſich unwillkürlich alle vier Hände. Weiteres begab ſich jedoch nicht, da der Knecht eben Harke, Schaufel und Gießkanne und das übrige Geräthe zu holen kam.

Unter veränderten Geſtirnen kehrten ſie durch die zierliche Kirſchenallee zurück, die ſie gepflanzt hatten. Da ſie ſich nur noch mit verliebten Augen anzuſehen vermochten, ſo verkehrten ſie im Hauſe weniger und behutſamer mit einander, und es wurde hiedurch und noch mehr durch eine gewiſſe Zufriedenheit, die ſie zu beleben und zugleich zu beruhigen ſchien, deutlich genug ſichtbar, daß etwas Neues ſich ereignet habe.

Jedoch ließ es Salomon nicht manchen Tag an-

stehen; er äußerte ihr wenige andeutende Worte zu, die sie wohl aufnahm, und ritt in rascher Gangart nach Zürich, um die Möglichkeit einer Verlobung in beiden Familien herbeizuführen.

Vorerst aber drängte es ihn, der Geliebten in einem Briefe sein Herz darzulegen, und wie er kaum im Zuge war und das Dringlichste angebracht hatte, stach ihn der Vorwitz, die Festigkeit ihrer Neigung auf die Probe zu stellen durch eine mysteriös bedenkliche Schilderung seiner Abkunft und Aussichten.

Die erstere war allerdings, was die mütterliche Seite betraf, von eigenthümlicher Art.

Seine Mutter, Anna Margaretha, war eine Tochter des holländischen Generals der Infanterie Salomon Hirzel, Herrn zu Wülflingen, der mit seinen drei Söhnen große niederländische Pensionsgelder bezog und damit die bekannte wunderliche Wirthschaft auf der genannten Gerichtsherrschaft in der Nähe von Winterthur führte. Ein am Hofthor statt eines Kettenhundes angebundener Wolf, der wachsam heulte und bell, konnte gleich als Wahrzeichen des absonderlichen Wesens gelten. Nach frühem Tode der Hausfrau und bei der häufigen Abwesenheit des Vaters that Jeder, was er wollte, und die Söhne, sowie drei Töchter erzogen sich selbst, und zwar so wild als möglich. Nur wenn der alte General da war, kehrte

eine gewiſſe Ordnung inſofern ein, als am Morgen auf der Trommel Tagwache und Abends der Zapfenſtreich geſchlagen wurde. Im Uebrigen ließ Jeder den Herrgott einen guten Mann ſein. Die älteſte Tochter, Landolt's Mutter, führte den Haushalt, und die ihr auferlegte Pflicht bewirkte, daß ſie die beſte und geſetzteſte Perſon der Familie war. Dennoch ritt auch ſie mit den Männern auf die Jagd, führte die Hetzpeitſche und pfiff durch die Finger, daß es gellte. Die Herren übten den Brauch, ihre Gewohnheiten und Thaten in humoriſtiſcher Weiſe auf die Wände ihrer Gebäulichkeiten malen zu laſſen. So gab es denn in einem Pavillon auch ein Bild, auf welchem der alte General mit den drei Söhnen und der älteſten Tochter, die ſchon verheirathet war, über Stein und Stoppeln dahin jagt und der kleine Salomon Landolt an der Seite der ſtattlichen Mutter reitet; eine förmliche Centaurenfamilie.

Solche Reiterzüge pflegten zuweilen einen zahmen Hirſch zu verfolgen, der abgerichtet war, vor Jägern und Hunden her zu fliehen und ſich zuletzt einfangen zu laſſen; das war indeſſen eine bloße Reitübung; das wirkliche Jagen wurde unabläſſig betrieben und wechſelte nur mit Gaſtereien und der Aufführung zahlloſer Schwänke ab, die ſich ſelbſt auf die Ausübung der Gerichtsbarkeiten erſtreckten.

Ueber all' diesem wilden Wesen erhielt sich, wie gesagt, Landolt's Mutter mit hellem Verstande und heiterer Laune bei guten Sitten, und sie war ihren eigenen Kindern später eine zuverlässige und treue Freundin, während jenes Vaterhaus unterging.

Nachdem der alte General im Jahr 1755 gestorben und die Anna Margaretha ihrem eigenen Hausstand gefolgt war, ergaben sich die Söhne einem täglich wüster werdenden Leben. Ihre Jagden arteten in Raufereien mit benachbarten Gutsherren aus wegen Bannstreitigkeiten, in Mißhandlungen der Untergebenen. Einen Pfarer, der sie auf der Kanzel angepredigt hatte, überfielen sie, als er durch ihren Forst ritt, und hetzten ihn, mit Peitschen hinter ihm drein jagend, in den Töß fluß hinein, hindurch, über das Feld, bis er mit seiner Mähre zusammenbrach und auf den Knieen liegend zitternd um Verzeihung bat. Gerichtsboten aber, welche eine ihnen für diese That auferlegte beträchtliche Geldbuße abholten, ließen sie auf dem Rückwege durch Vermummte niederwerfen und des Geldes wieder entledigen.

Zu der sinnlosen Verschwendung, welche sie trieben, gesellte sich eine Spielsucht, der sie wochenlang ununterbrochen fröhnten. Herbeigelockten Verführten nahmen sie Haus und Hof ab, gewährten dann aber so lange Revanche, bis sie das Doppelte wieder an

die Verunglückten verloren hatten, um ihre Cavalierehre zu behalten. Zuletzt aber nahm Alles ein trauriges Ende. Einer nach dem Andern mußte vom Schlosse weichen, und der Letzte mußte die Herrschaftsrechte und Gefälle, Wälder und Felder, Haus und Hof, Eines um's Andere, dahingeben und entfliehen. Einer der Brüder gerieth so in's Elend, daß er in einem ausländischen Arbeitshause versorgt wurde; ein anderer lebte eine Zeit lang einsam in einer Waldhütte, mußte aber, von Schulden geplagt und von Krankheiten verwüstet, diesen kümmerlichen Zufluchtsort verlassen und im Dunkel der Ferne verschwinden; der dritte flüchtete sich wieder in den fremden Kriegsdienst, wo er auch verdarb.

Freilich verließ der wilde Humor die Herren bis zum letzten Augenblicke nicht. Ehe sie das Schloß preisgaben, ließen sie von ihrem rustiken Hofmaler alle die Untergangsscenen und Unthaten, bis auf das letzte Herrschaftsgericht, das sie abhielten, an die Wände malen; hinter dem Ofen prangten die Titel aller veräußerten Lehenbriefe und Privilegien, und auf einer vom Monde beschienenen Waldlichtung spielten Füchse, Hasen und Dachse mit den Insignien der verlorenen Herrschaft. Ueber der Thür aber ließen sie sich selbst von der Rückseite darstellen, wie sie zu guter Letzt, die Hüte unter dem Arm, würdevoll bei

einem Markstein über die Grenze der Herrschaft schreiten. Mit verkehrter Schrift stand darunter das Wort „Amen!“

Indem Salomon Landolt nun diese bedenklichen Geschichten in seinem Briefe an Salome entwickelte, ging er auf die melancholische Befürchtung über, daß das unglückselige Blut und Schicksal der drei Oheime auch in ihm wieder aufleben und nur Dank einem günstigen Sterne seine edle Mutter übersprungen haben könnte. Um so eher dürfte aber, folgerte er, der Unstern fast naturgemäß bei ihm abermals aufsteigen. Dagegen nach bestem Wissen und Gewissen anzukämpfen, sei zwar sein inbrünstiger Vorsatz. Allein schon habe er zu bekennen, daß auf seinen Reisen bedeutende Summen verspielt und nur durch die geheime Beihülfe der Mutter gedeckt worden seien. Bereits habe er auch, wieder mit Hülfe der Mutter und ohne Wissen des Vaters, über sein Vermögen Pferde gehalten, und was die Geldmittel betreffe, so sei es wol so gut wie gewiß, daß er kaum dieselben jemals werde so zu Rathe halten lernen, wie es sich für das Haupt einer geordneten Haushaltung gebühre. Selbst die mehr heiteren Charakterzüge der Oheime, die Lust an Reiten und Jagen, an Schwank und Spaß, seien in ihm vorhanden bis auf den Hang, die Wände zu beklecksen, da er die Mauern des Schlosses Wellenberg, wo sein

Vater Vogt gewesen, schon als Knabe in Kohle und Rothstein mit hundert Kriegerfiguren illustrirt habe.

Solches schwere Bedenken glaube er als ehrlicher Mensch seiner vielgeliebten Mademoiselle Salome nicht verhehlen zu dürfen, vielmehr ihr Gelegenheit geben zu sollen, den wichtigen Schritt über die Schwelle einer verschleierten Zukunft reiflich zu erwägen, sei es, daß sie dann mit der zu erflehenden Hülfe einer göttlichen Fürsehung es mit ihm wagen, sei es, daß sie mit gerechter und löblicher Vorsicht handeln und mit vollkommener Freiheit ihrer werthen Person sich vor einem dunkeln Schicksale bewahren wolle.

Kaum war der Brief abgesandt, so bereute Salomon Landolt, ihn geschrieben zu haben; denn der Inhalt war im Verlaufe des Schreibens ernster und sozusagen möglicher geworden, als er erst gedacht hatte, und im Grunde verhielt sich ja Alles so, wie er schrieb, obgleich er guten Muthes in die Zukunft schaute. Aber jetzt war es zu spät, die Sache zu ändern, und schließlich empfand er doch wieder das Bedürfniß, Salome's wirkliche Zuneigung durch den Erfolg ermessen zu können.

Dieser blieb denn auch nicht aus. Sie hatte sofort, was sich zwischen ihr und Salomon ereignet, der Mutter gestanden; die Neuigkeit wurde mit dem Herrn Vater berathen und die Heirath bei den un-

gewissen Aussichten des allbeliebten, aber auch ebenso unverstandenen jungen Mannes als nicht wünschenswerth, ja gefährlich erklärt; und als nun der Brief kam, riefen die Eltern: „Er hat Recht, mehr als Recht! Er sei gelobt für seine biedere Aufrichtigkeit!“

Die gute Salome, welcher ein sorgenvolles oder gar unglückliches Leben undenkbar war, weinte einen Tag lang bittere Thränen und schrieb dann dem unbesonnenen Prüfer ihres Herzens in einem kleinen Brieflein: es könne nicht sein! es könne aus verschiedenen gewichtigen Gründen nicht sein! Er solle der Angelegenheit keine weitere Folge geben und ihr aber seine Freundschaft bewahren, wie sie auch die ihrige ihm allezeit getreulich zu dienen lassen werde in allerherzlichster Bereitwilligkeit.

In wenigen Wochen verlobte sie sich mit einem reichen Manne, dessen Verhältnisse und Temperamente über die Sicherheit einer wohlbegründeten Zukunft keinen Zweifel aufkommen ließen.

Da ward Landolt einen halben Tag lang etwas bekümmert; dann schüttelte er den Verdruß von sich und hielt heiteren Angesichts dafür, er sei einer Gefahr entronnen.

Hanswurſtel.

Der Name derjenigen Liebſchaft, welche er Hanswurſtel nannte, darf unverkürzt angeführt werden, da das Geſchlecht ausgeſtorben iſt. Sie führte den alterthümlichen Taufnamen Figura und war eine Nichte des geiſtreichen Raths- und Reformationsherrn Leu, hieß alſo Figura Leu. Es war ein elementares Weſen, deſſen goldblondes Kraushaar ſich nur mit äußerſter Anſtrengung den Modefriſuren anbequemen ließ und dem Perruquier des Hauſes täglich den Krieg machte. Figura Leu lebte faſt nur vom Tanzen und Springen und von einer Unzahl Späße, die ſie mit und ohne Zuſchauer zum Beſten gab. Nur um die Zeit des Neumondes war ſie etwas ſtiller; ihre Augen,, in denen die Witze auf dem Grunde lagen, glichen dann einem bläulichen Waſſer, in welchem die Silberfiſchchen unſichtbar ſich unten halten und höchſtens einmal emporſchnellen, wenn etwa eine Mücke zu nahe an den Spiegel ſtreift.

Sonſt aber begann ihr Vergnügen ſchon mit der Sonntagsfrühe. Als Mitglied der Reformationskammer, d. h. der Behörde, welche über die Religions- und Sittenverbeſſerung zu wachen hatte, lag ihrem Onkel ob, denjenigen Einwohnern, die an einem Sonntage aus den Thoren gehen wollten, die Er-

laubniß mittelst einer Marke zu ertheilen, welche sie den Thorwachen abgeben mußten. Denn allen Andern war das Verlassen der Stadt an Tagen des Gottesdienstes durch geschärfte Sittenmandate verboten. Ueber diese Function machte sich der aufgeklärte Herr heimlich selber lustig, wenn sie ihn nicht allzusehr beläftigte; denn an manchen Sonntagen erschienen an die hundert Personen, die unter den verschiedensten Vorwänden in's Freie zu gelangen suchten. Noch mehr aber belustigte sich daran die Jungfrau Figura, welche die Bittsteller auf der geräumigen Hausflur vorläufig eintheilte und aufstellte je nach der Art ihrer Begründung und sie dann classenweise in das Cabinet des Reformationsherrn führte. Diese Classen waren jedoch nicht nach den vorgegebenen, sondern nach den wirklichen Gründen gebildet, die sie den Leuten am Gesicht absah. So stellte sie untrüglich die Lehrburschen, Handwerksgesellen und Dienstmägde zusammen, die einen entfernten Kirchweih- oder Erntetanz aufsuchen wollten unter dem Vorwande, sie müßten für die kranken Meisterleute zu einem auswärtigen Doktor gehen. Diese trugen alle zum Wahrzeichen ein leeres Arzneiglas, einen Sallentopf, eine Pillenschachtel oder gar ein Fläschlein mit Wasser bei sich und hielten alle solche Gegenstände auf Geheiß des lustigen Jungfräuleins sorgfältig in der Hand, wenn

sie vorgelassen wurden. Dann kam die Schaar von bescheidenen Männchen, welche ihre bürgerlichen Privilegien genießend an stillen Wasserplätzen zu fischen wünschten und schon die Schachteln voll Regenwürmer in der Tasche führten. Diese wandten hundert Geschäfte vor, wie Kindstaufen, Erhebung von Erbschaften, Besichtigung eines Häuptlein Viehs u. dergl. Hierauf folgten bedenklichere Gesellen, bekannte Debauchierer, die in abgelegenen Landwinkeln einer Spielerbande, im besten Falle einem Kegelschieben oder einer Zechgesellschaft zusteuerten; endlich kamen noch die Verliebten, die in Ehren aus den Mauern strebten, um Blümlein zu pflücken und die Rinden der Buchbäume mit ihren Taschenmesserchen zu beschädigen.

Alle diese Classen ordnete sie mit Sachkenntniß, und der Oheim fand sie so gut eingetheilt, daß er ohne langen Zeitverlust diejenige Anzahl, die er nach humaner Raison für Einmal hinauslassen wollte, absondern und die übrigen zurückweisen konnte, damit nicht ein zu großer Haufen aus den Thoren laufe.

Salomon Landolt hörte von der lustigen Musterung, welche Figura Leu jeden Sonntag Morgen abhalte. Es gelüstete ihn, das Abenteuer selbst zu besehen; daher begab er sich, obgleich er als Officier auch sonst an den Thoren überall aus- und eingehen konnte, einstmals zu Pferde vor das Leu'sche Haus

und trat gestiefelt und gespornt auf den Hausflur, wo er die wunderliche Aufstellung der Wanderlustigen in der That vorfand.

Figura stand auf der Haustreppe, zum Kirchgange schon mandatmäßig gerüstet, in schwarzer Tracht und mit dem vorgeschriebenen nonnenartigen Kopftuch, das weiße Marmorhälschen mit dem erlaubten güldenen Kettlein umspannt. Ueberrascht von der feinen, leichten Erscheinung, säumte er einen Augenblick zu grüßen, bat dann aber höflich mit kaum unterdrücktem Lächeln um Anweisung eines Platzes, wo er sich aufzustellen habe.

Sie machte einen anmuthigen Knicks, und da sie an seiner Frage die schalkische Absicht erkannte, fragte sie hinwieder: „In welchen Geschäften verreiset der Herr?“

„Ich möchte meiner Mutter einen Hasen schießen, da sie am Abend Gesellschaft und keinen Braten hat!“ erwiderte Landolt so unbefangen als möglich.

„Dann belieben der Herr sich dorthin zu placiren,“ sagte sie eben so ernsthaft und wies ihn zu dem Häuflein der Verliebten, die er an ihrem schüchternen und zärtlichen Aussehen erkannte, wie sie ihm beschrieben worden. Figura verneigte sich abermals vor ihm, als er doch etwas verblüfft zu der Gruppe trat, und eilte dann so leicht wie ein Geist, Alles im Stiche lassend, aus dem Hause und in die Kirche. Als sie

verſchwunden war, drückte ſich Landolt ſachte wieder aus dem Veſtibul hinaus, beſtieg ſein Pferd und trabte nachdenklich dem nächſten Thore zu, das ihm dienſtfertig geöffnet wurde.

Wenigſtens war nun die Bekanntſchaft mit dem eigenartigen Mädchen gemacht, was auch dieſes gelten zu laſſen ſchien; denn wenn er der Figura begegnete, ſo nahm ſie freundlichſt ſeinen Gruß ab, ja ſie grüßte ihn manchmal zuerſt mit heiterem Nicken, da ſie ſich an keine Etikette band. Einmal trat ſie ſogar, wie von der Luft getragen, auf der Straße unverſehens vor ihn und ſagte: „Ich weiß jetzt, wer der Haſenfänger iſt! Adieu, Herr Landolt!“

Seinem graden, offenen Weſen that dieſe Art und Weiſe außerordentlich wohl, und ſie erfüllte ſein vom Diſtelfink bereits angepicktes Herz mit einer zärtlichen Sympathie. Um ihr näher zu kommen, ſuchte er den Umgang ihres Bruders zu gewinnen, der, gleich ihr, bei dem Oheim wohnte, indem ſie von Kindheit an verwaiſt waren. Salomon hatte erfahren, daß Martin Leu an einer Vereinigung jüngerer Männer und Jünglinge Theil nahm, welche ſich Geſellſchaft für vaterländiſche Geſchichte nannte und in einem Geſellſchaftshauſe am Neumarkt ihre Zuſammenkünfte hielt.

Es waren die Strebſamen und Feuerköpfe aus der Jugend der herrſchenden Claſſen, die unter

diesem Titel eine bessere Zukunft und aus dem dunkeln Kerkerhause der beiden Stände d. h. des geistlichen und weltlichen Regiments zu entrinnen suchten. Die Gegenstände der Aufklärung, der Bildung, Erziehung und Menschenwürde, vorzüglich aber das gefährliche Thema der bürgerlichen Freiheit, wurden in Vorträgen und zwanglosen Unterhaltungen um so überschwänglicher behandelt, als ja die Herren Väter schon über eine ausschreitende Verwirklichung wachten und die Souveränität der alten Stadt über das Land außer Diskussion stand; waren ja doch Land und Leute im Laufe der Jahrhunderte mit gutem Gelde erworben und die Pergamente des Staates um kein Haar breit anderen Rechtes als die Kaufbriefe des Privatmannes.

Hingegen war die Untersuchung, ob das Recht der Gesetzgebung, das Recht, die Verfassung zu ändern, bei der gesammten Bürgerschaft oder bei der Obrigkeit stehe, ein um so beliebteres Vergnügen, als es nur im Geheimen genossen werden mußte, weil der Scharfrichter mit seiner geschliffenen Correcturfeder dicht bei der Hand war. Wenn die Bürgerschaft, welche von den Herren als eine der schwierigsten bezeichnet wurde, einmal aufbrauste, so wurde jener schnell zurückgezogen, bis das Wetter vorüber war; nachher stand er wieder da gleich dem Barometer-

männchen, und die Obrigkeit war wieder das nämliche myſtiſch-abſtracte Gewaltsthier wie vorher, das allein von Gott eingeſetzt worden.

Einen um ſo feurigeren und ernſteren Geiſt bedurfte es für die mit den Ideen ringenden Jünglinge, von welchen einige zu einem ſtrengen Puritanismus hingeriſſen wurden. Wie man auf den Sack ſchlägt, und den Eſel meint, eiferten ſie gegen den Luxus und die Genußſucht, und zwar in einem ganz anderen Sinne, als die Sittenmandate. Sie wollten nicht die Beſcheidenheit des chriſtlichen Staatsunterthanen, ſondern die Tugend des ſtrengen Republikaners. Hieraus entſtanden bald zwei Fractionen, eine der leichtlebigeren Toleranten und eine der finſteren Asceten, welche jene überwachten und beſchalten. Schon war ein Mitglied, das eine goldene Uhr trug und ſie nicht ablegen wollte, ausgeſtoßen worden, andere wurden wegen zu üppiger Lebensart gewarnt und beobachtet. Der oberſte Mentor war der Herr Profeſſor Johann Jakob Bodmer, als Literator und Geſchmacksreiniger bereits überlebt, als Bürger, Politiker und Sittenlehrer ein ſo weiſer, erleuchteter und freiſinniger Mann, wie es wenige gab und jetzt gar nicht gibt. Er wußte recht gut, daß er bei den Herrſchenden und Orthodoxen für einen Mißleiter der Jugend galt; allein ſein Anſehen ſtand zu feſt, als daß er ſich gefürchtet hätte, und

die Partei von der strengen Observanz unter den jungen Männern war seine besondere Ehrengarde.

In diese Gesellschaft ließ Salomon sich eines Tages einführen und machte gleich vor Beginn der Verhandlungen die Bekanntschaft des jungen Leu, der sofort Gefallen an ihm fand. Sie mußten sich aber still verhalten; denn Herr Professor Bodmer war heute selbst auf eine halbe Stunde erschienen, um den Jünglingen einen Aufsatz ethischen Inhalts vorzulesen und ihnen eine Aufgabe ähnlicher Art zu stellen. Landolt war nicht sehr aufmerksam, da seine Gedanken anderswo spazieren gingen. Er sah zuweilen den Bruder der Figura Leu an, der sich noch mehr zu langweilen schien, und beide fühlten sich erleichtert, als die eigentlichen Verhandlungen beendigt waren.

Jetzt kam aber der kritische Moment. Die Ernsthaften hielten es für eine Ehrensache, noch mindestens ein halbes Stündchen in wechselnden Gesprächen beisammen zu stehen, während die Leichtsinnigen bei guter Zeit davon zu laufen strebten, um in einem Gasthause sich noch etwas gütlich zu thun. Mit Geringschätzung oder Entrüstung, je nach dem sonstigen Werthe der Flüchtlinge, und mit scharfen Seitenblicken bemerkte man das Entweichen. Nachdem schon Mehrere sich dergestalt gedrückt hatten, zupfte auch Martin Leu den arglosen Landolt am Rockärmel und lud ihn leise flüsternd

ein, mit ihm noch zu einem guten Glas Wein zu gehen. Landolt begab ſich unbefangen mit ihm hinweg, wunderte ſich aber, wie der Andere auf der Straße plötzlich querüber ſprang, ihn mitziehend, die Steingaſſe hinauf lief, was ſie vermochten, dann durch die Elendenherberge, ein labyrinthiſches Loch, nach dem dunkeln Löwengäßlein ſtrebte, von dieſem beim Rothen Hauſe nach dem Eſelgäßlein hinüberſetzte, wie ein gejagter Hirſch über eine Waldlichtung, hinter der Metzg herum und über die untere Brücke und den Weinplatz rannte, die Weggengaſſe hinauf, durch die Schlüſſelgaſſe, beim rothen Mann die Storchengaſſe durchſchnitt, die Kämbelgaſſe zurücklegte, dann wieder an der Limmat angekommen rechts abbog und endlich in das ſtattliche neue Palais der Meiſenzunft eintrat.

Athemlos vom Lachen wie vom Laufen verſchnauften die beiden jungen Männer, ſich an dem eiſernen Treppengeländer haltend, das noch jetzt, als ein Stolz damaliger Schmiedekunſt, das Auge anzieht. Leu unterrichtete ſeinen neuen Freund von der Lage der Dinge und wie es gegolten habe, den Blicken der Späher durch den Kreuz- und Querlauf zu entrinnen. Landolt, als ein Feind jeder Art von Muckerei, freute ſich nicht weniger über den Streich, zumal er von dem Bruder derjenigen Perſon ausging, die ihm wohlgefiel, und ſie traten fröhlichen Muthes in den

lichterhellen Wirthschaftssaal, an dessen Wänden zahlreiche Degen und dreieckige Hüte hingen, den Gästen entsprechend, die an verschiedenen großen Tischen saßen.

Kleine Bratwürstchen, Pastetlein, Muscatwein und Malvasier, so hießen die Dinge, welche die wiedervereinigte halbe Gesellschaft für vaterländische Geschichte zu sich nahm, und zwar nach den genauen Aufzeichnungen des Kundschafters der catonischen Hälfte, der den beiden letzten Ausreißern durch alle Seitengäßchen ungesehen gefolgt war und nun, den Hut tief in die Stirn gedrückt, unter der Flügelthür stand und keinen Teller aus den Augen verlor. Und das Alles vor dem Nachtessen, das ihrer doch zu Hause wartete, und nach Anhörung einer Rede des großen Vater Bodmer: „Von der Nothwendigkeit der Selbstbeherrschung als Sauerteig eines bürgerlichen Freistaats!“

Die jungen Epicuräer ließen es sich darum nicht weniger schmecken; die Freundschaft, als eine echt männliche Tugend, feierte auch hier ihre Triumphe, denn Martin Leu schloß mit Salomon Landolt einen Herzensbund für das Leben, nicht ahnend, daß derselbe es auf seine Schwester abgesehen habe und im Uebrigen ein mäßiger Geselle sei, der dem Gütlichthun um seiner selbst willen nicht viel nachfrage.

Die Folgen des Excesses ließen nicht auf sich warten. Ohne Vorwissen Bodmer's gingen die Strengsittlichen zu Werke und verschmähten nicht, zur geheimen Anzeige an die Staatsgewalten zu greifen, deren Druck sie doch zu mildern gedachten. Die Sache gelangte in der That als vertrauliches Tractandum vor die oberste Sittenverwaltung, die Reformationskammer. Es wurde aber für klug befunden, die Sünder als Söhne angesehener Geschlechter und als übrigens begabte junge Männer zur gütlich-mündlichen Ermahnung zu ziehen, in der Weise, daß jedem Reformationsherrn eine oder zwei Personen im Stillen zur zweckdienlichen stillen Erledigung überwiesen wurden.

Der ältere Herr Leu erhielt billiger Maßen seinen eigenen Herrn Neffen und dessen speciellen Mitthäter Salomon zugetheilt. Als letzterer eine Einladung zum Mittagessen bei dem Rathsherrn empfing, auf einen Sonntag punkt 12 Uhr, war er von dem Neffen bereits in Kenntniß gesetzt, um was es sich handle. Erwartungsvoll durchschritt er die leeren Gassen, welche von der Bevölkerung der strengen Sonntagsfeier wegen gemieden waren; nur eine beträchtliche Zahl schwerer Pastetenkörbe kreuzte an der Hand der Bedienten auf den stillen Straßen, Plätzen und Brücken, gleich ernsten holländischen Orlogschiffen.

Salomon folgte einem dieser Schiffe, dessen Steuermann er kannte, in einiger Entfernung und mit wachsender Aufregung, weil er die Figura Leu zu sehen hoffte und zugleich einen Verweis in ihrer Gegenwart zu empfangen Gefahr lief.

„Der Herr bekommt eine Predigt!“ rief sie ihm auf dem Corridor entgegen, als er denselben entlang schritt, „aber trösten Sie sich! auch ich habe die Mandate verletzt, sehen Sie mal her!“

Sie präsentirte sich anmuthsvoll vor ihm, und er sah, daß sie ein straffes Seidenkleid, schöne Spitzen und ein mit blitzenden Steinen besetztes Halsband trug.

„Das geschieht,“ sagte sie, „damit die Herren sich nicht vor mir zu schämen brauchen, wenn sie abgeklanzelt zum Tische kommen! Auf Wiedersehen!“ Damit verschwand sie wieder so rasch, wie sie erschienen war. In den Mandaten war wirklich den Frauen Alles verboten, was Figura am schlanken Leibe trug.

Salomon Landolt wurde zunächst in das Cabinet des Reformationsherrn geführt, wo er den Martin Leu traf, der ihm lachend die Hand schüttelte.

„Ihr Herren!“ begann der Oheim seine Ansprache, nachdem die jungen Leute sich aufmerksam neben einander postirt hatten, „es sind zwei Gesichtspunkte, von denen aus ich die bewußte Angelegenheit Euch

an's Herz legen möchte. Einmal ist es nicht gesund, vor dem Nachtessen und zu ungewohnter Zeit Speisen und Getränke, besonders wenn letztere südlicher Art sind, zu sich zu nehmen und den Gaumen an dergleichen frequente Leckerhaftigkeit zu gewöhnen. Vorzüglich aber sollten sich junge Officiers solcher Näschereien enthalten, weil sie den Mann vor der Zeit dickleibig und zum Dienste untauglich machen. Zweitens aber, wenn es denn doch sein soll und die Herren einer Collation bedürftig sind, so ist es meiner Ansicht nach junger Bürger und Officiers unwürdig sich heimlich wegzustehlen und durch hundert dunkle Gäßlein zu springen. Sondern ohne Worte der Entschuldigung, ohne Heimlichkeit und ohne Scheu thun rechte Junggesellen das, was sie vor sich selbst meinen verantworten zu können! Nun wollen wir aber schnell zum Essen gehen, sonst wird die Suppe kalt!"

Figura Leu empfing die drei Herren im Speisezimmer und machte mit scherzhafter Grandezza die Wirthin, da der Oheim verwittwet war. Erstaunt sah dieser ihren glänzenden Putz, und sie erklärte ihm sogleich, daß sie absichtlich das Gesetz beleidige, um ihr armes Brüderchen nicht allein am Pranger stehen zu lassen. Der Reformationsherr lachte herzlich über den Einfall, während Figura dem Salomon Landolt den Teller so anfüllte, daß er Einsprache erheben mußte.

„Hat die Vermahnung schon so gut angeschlagen?“ sagte sie, ihm einen lachenden Blick zuwerfend.

Jetzt erwachte aber auch seine gute Laune, und er wurde so lustig und unterhaltsam mit tausend Einfällen, daß Figura's silbernes Gelächter fast ohne Aufhören ertönte und sie vor lauter Aufmerksamkeit keine Zeit mehr fand, eigene Witze zu machen. Nur der Rathsherr löste ihn zuweilen ab, wenn er aus seiner längeren Erfahrung treffliche Schwänke zum Besten gab, vorzugsweise charakteristische Vorfälle aus dem Amtsleben und dem beschränkten und doch stets so leidenschaftlichen Treiben der Geistlichkeit. Auch die tiefen Einwirkungen der Hausfrauen in Rath und Kirche traten in komischen Beispielen an das Licht, und man merkte wohl, daß der Reformationsherr seinen Voltaire nicht ungelesen ließ.

„Herr Landolt,“ rief Figura beinahe leidenschaftlich, „wir Zwei wollen nie heirathen, damit uns solche Schmach nicht widerfahre! Die Hand drauf!“

Und sie hielt ihm die Hand hin, welche Salomon rasch ergriff und schüttelte.

„Es bleibt dabei!“ sagte er lachend, jedoch mit Herzklopfen; denn er dachte das Gegentheil und nahm die Worte des schönen Mädchens für eine Art von verkapptem Entgegenkommen oder Aufmunterung. Auch der Rathsherr lachte, wurde aber gleich weh-

müthig, als die Kirchenglocken ſich hören ließen und das erſte Zeichen zur Nachmittagspredigt anſchlugen.

„Schon wieder dieſe Mandate!“ rief er; es war nämlich auch verboten, die Mittagsmahlzeiten in den Familien über den Gottesdienſt auszudehnen, und es war unverſehens zwei Uhr geworden. Alle beſchauten trübſelig den noch ſchön verſehenen wohnlichen Tiſch; Martin, der Neffe, öffnete ſchnell noch eine Deſſertflaſche, indeſſen der Reformationsherr wegeilte, um ſeinen Kirchenhabit anzuziehen, da Rang und Sitte ihm geboten, zum Münſter zu gehen. Bald erſchien er wieder im ſchwarzen Talar, den weißen Mühlſteinkragen um den Hals und den koniſchen Hut auf dem Kopf. Er wollte nur noch ſein Gläschen austrinken; da aber Landolt eben einen neuen Schwank erzählte, ſetzte er ſich noch einen Augenblick hin, die Unterhaltung gerieth von Neuem in Fluß und ſtockte erſt, als durch das Aufhören des vollen Kirchengeläutes, das längſt begonnen hatte, plötzlich die Luft ſtill wurde.

Betroffen ſagte Herr Leu, der Oheim: „Nun iſt es zu ſpät, Martin, ſchenk' ein! Wir wollen uns hier geduckt halten, bis die Zeit erfüllet iſt!“

Figura Leu aber klatſchte in die Hände und rief fröhlich: „Nun ſind wir Alle Uebelthäter, und von welch' ſchöner Sorte! Darauf wollen wir anſtoßen!“

Wie sie das geschliffene Gläschen mit dem bernsteinfarbigen Wein lächelnd erhob und ein Strahl der Nachmittagssonne nicht nur das Gläschen und die Ringe an der Hand, sondern auch das Goldhaar, die zarten Rosen der Wangen, den Purpur des Mundes und die Steine am Halsbande einen Augenblick beglänzte, stand sie wie in einer Glorie und sah einem Engel des Himmels gleich, der ein Mysterium feiert.

Selbst der sorglose Bruder wurde von dem erbaulichen Anblick betroffen und hätte die schimmernde Schwester gern in den Arm genommen, wenn er sich nicht gescheut hätte, die Erscheinung zu zerstören; auch der Oheim betrachtete das Mädchen mit Wohlgefallen und unterdrückte einen aufsteigenden Seufzer der Besorgniß für ihr Schicksal.

Als noch ein Stündchen verflossen war und der Abend nahte, schlug der Rathsherr den beiden Gesellen vor, sich nach der Promenade im Schützenplatze zu begeben, wo längs den zwei Flüssen, die denselben einfassen, die schönen Baumalleen stehen.

„Dort geht jetzt," sagte er, „der edle Bodmer spazieren, umgeben von Freunden und Schülern, und spricht treffliche Worte, die zu hören Gewinn ist. Wenn wir uns ihm anschließen, so stellen wir unsere Reputation allerseits wieder her; indessen mag Figura

ihre Sonntagsgespielinnen aufsuchen, die übungsgemäß am gleichen Orte lustwandeln, ehe sie die eingemachten Kirschen essen, mit denen sie sich in unschuldiger Weise bewirthen.

Diesen Rathschlag ausführend, gingen die Männer nach der genannten Promenade, auf welcher sich verschiedene Gesellschaften, als geschlossene Körper auf und nieder bewegten. Darunter befand sich in der That Bodmer mit seinem Gefolge und besprach im Gehen den Unterschied zwischen Ideal und Wirklichkeit, zwischen der Republik Plato's und einer schweizerischen Stadtrepublik, wobei er auf alle möglichen Vorgänge zu sprechen kam und allerhand Dummheiten und Unzukömmlichkeiten mit unverkennbaren Seitenhieben bezeichnete.

Die Herren Leu und Landolt schlossen sich nach gehöriger Becomplimentirung dem Bodmer'schen Zuge an und spazierten mit demselben weiter. Salomon Landolt war mit seinem lebhaften Wesen, und überdies nicht von der größten Aufmerksamkeit erfüllt, bald einige Schritte voraus, während Bodmer zum Thema einer öffentlichen Erziehung nach bestimmten Staatsgrundsätzen überging.

Einer Gesellschaft junger Damen, die jetzt von einer Seitenallee her über die Hauptallee spazierte, ging in ähnlich ungeduldiger Weise Figura Leu

voran; Landolt machte seinen tiefsten Bückling, und alle Herren hinter ihm zogen ebenfalls ihre dreieckigen Hüte und machten ihre Complimente. Figura verneigte sich mit unnachahmlichem Ernste und mit großen Ceremonien, und alle Demoiselles hinter ihr, an die zwanzig Gespielinnen, thaten es ihr nach.

Als Bodmer ein Schulwerk Basedow's kritisirte, kam der Damenzug, diesmal in gerader Richtung, abermals entgegen und es erfolgte in gleicher Weise die Begrüßung, die noch länger andauerte, bis Alle vorbei waren. Uebergehend zum Nutzen der Schaubühnen, die Bodmer nicht ohne Anspielungen auf seine eigenen dramatischen Versuche abhandelte, wurde er wiederum durch den nämlichen ceremoniellen Vorgang unterbrochen, so daß man aus dem Hüteschwingen und Verbeugen nicht herauskam, fast zum Verdrusse des würdigen Altmeisters.

Freilich lag die Schuld einigermaßen an Salomon Landolt, der als Jäger und Soldat die Bewegungen des feindlichen Corps stets im Auge zu behalten verstand und die gelehrten Herren, ohne daß sie es merkten, die Wege einschlagen ließ, welche zu den wiederholten Begegnungen führten. Figura griff aber jedesmal so pünktlich und zuverlässig mit ihren ungeheuren Knicksen ein, daß er es nicht bereute. Auch dünkte

ihm dieſer Tag, als er vollbracht war, der ſchönſte, den er bis jetzt erlebt hatte.

Das luſtige Fräulein lag ihm nun ſtündlich im Sinn; allein die heitere Ruhe, welche er bei der Salome, dem Diſtelfink, bewahrt hatte, war jetzt dahin, und es erfüllte ihn, ſo oft er ſie längere Zeit nicht ſah, Traurigkeit und Furcht, das Leben ohne Figura Leu zubringen zu müſſen. Auch ſie ſchien ihm herzlich zugethan zu ſein; denn ſie erleichterte ſeine Bemühungen, in ihre Nähe zu kommen, und ging mit ihm um, wie mit einem guten Kameraden, der zu jedem Scherz aufgelegt und für jeden Sonnenblick guter Laune empfänglich iſt. Sie legte ihm hundertmal die Hand auf die Achſel oder gar den Arm um den Hals; ſo bald er aber ſelbſt ihre Hand ergreifen wollte, zog ſie dieſelbe beinahe haſtig zurück; wagte er aber halbwegs ein zärtlicheres Wort oder einen verrätheriſchen Blick, ſo ließ ſie das mit kalter Nichtbeachtung abgleiten. Mitunter verfiel ſie ſogar in ſpöttliche Aeußerungen, die ſie wegen unbedeutender Dinge gegen ihn richtete und die er ſchweigend hinnahm, in ſeiner Verlegenheit aber nicht merkte, wie ſie trotzdem einen warmen und theilnahmvollen Blick auf ihn geworfen hatte.

Bruder und Oheim ſahen dieſen ſeltſamen Verkehr wol, ließen die jungen Leute aber gewähren und

nahmen die Art des Mädchens wie Etwas, das nicht zu ändern ist, zumal sie den vollkommen ehrenhaften und biedern Charakter Salomon's kannten.

Eines Tages jedoch kam das Verhältniß zum Austrag. Salomon Geßner, der Dichter, hatte, da der Sommer begonnen, seine Amtswohnung im Sihlwalde bezogen, dessen Oberaufsicht ihm von seinen Mitbürgern übertragen worden war. Ob er das Amt wirklich selbst verwaltete, ist nicht mehr erfindlich; so viel ist gewiß, daß er in jenem Sommerhause dichtete und malte und sich mit den Freunden lustig machte, die ihn häufig besuchten. Dieser neue Salomo, der in unsern Geschichten erscheint, stand dazumal in der Blüthe seines Lebens und eines Ruhmes, der sich bereits über alle Länder verbreitet hatte; was von diesem Ruhme verdient und gerecht war, trug er mit der Anspruchslosigkeit und Liebenswürdigkeit, die nur solchen Menschen eigen sind, die wirklich Etwas können. Geßner's idyllische Dichtungen sind durchaus keine schwächlichen und nichtssagenden Gebilde, sondern innerhalb ihrer Zeit, über die Keiner hinaus kann, der nicht ein Heros ist, fertige und stylvolle kleine Kunstwerke. Wir sehen sie jetzt kaum mehr an und bedenken nicht, was man in fünfzig Jahren von alledem sagen wird, was jetzt täglich entsteht.

Sei dem wie ihm wolle, so war die Luft um den

Mann, wenn er in seiner Waldwohnung saß, eine recht poetische und künstlerische, und sein mehrseitiges fröhliches Können, verbunden mit seinem unbefangenen Humor, erregte stets goldene Heiterkeit. Sowol seine eigenen Radirungen als die von Zingg und Kolbe nach seinen Gemälden gestochenen Blätter werden in hundert Jahren erst recht eine gesuchte Waare in den Kupferstichcabinetten sein, während wir sie jetzt für wenige Batzen einander zuschleudern.

An einer Porcellanfabrik betheiligt, hatte er mit leichter Hand versucht, in Bemalung der Gefäße selbst voranzugehen und nach kurzer Uebung die Ausschmückung eines stattlichen Theegeschirrs übernommen und zum Gelingen gebracht. Das zierliche Werk sollte nun im Sihlwalde eingeweiht werden; Freunde und Freundinnen waren zu der kleinen Feier geladen und der Tisch am Ufer des Flusses unter den schönsten Ahornbäumen gedeckt, hinter denen die grüne Berghalde, Kronen über Kronen, zu dem blauen Sommerhimmel emporstieg.

Auf dem blendendweißen, mit Ornamenten durchwobenen Tischtuch aber standen die Kannen, Tassen, Teller und Schüsseln, bedeckt mit hundert kleinern und größern Bildwerklein, von denen jedes eine Erfindung, ein Idyllion, ein Sinngedicht war, und der Reiz bestand darin, daß alle diese Dinge, Nymphen,

Satyrn, Hirten, Kinder, Landschaften und Blumenwerk mit leichter und sicherer Hand hingeworfen waren und jedes an seinem rechten Platz erschien, nicht als die Arbeit eines Fabrikmalers, sondern als diejenige eines spielenden Künstlers.

Der so geschmückte Tisch war mit den rundlichen Sonnenlichtern bestreut, welche durch das ausgezackte Ahornlaub fielen und nach dem leisen Takte des Lufthauches tanzten, der die Zweige bewegte; es war zuweilen wie eine sanfte, feierliche Menuet, welche die Lichter ausführten.

Schon saß Herr Geßner wieder im Anschauen dieses Spieles verloren, als der erste Wagen mit den erwarteten Gästen anlangte. In ihm saß der weise Bodmer, der zürcherische Cicero, wie ihn Sulzer zu nennen pflegte, und der Canonicus Breitinger, der in jüngern Tagen den Krieg gegen Gottsched mit ihm gestritten hatte. Sie saßen aber auf den Rücksitzen, da sie ihre ehrbaren Hausfrauen mitführten. Andere Kutschen brachten andere Freunde und Gelehrte, die alle einen außerordentlich muntern und geistreichen Jargon sprachen, belebt von einer Mischung literarischen Stutzerthums und helvetischer Biederkeit, oder, wenn man will, altbürgerlicher Selbstzufriedenheit.

Ein letzter Wagen war mit jungen Mädchen angefüllt, worunter Figura Leu, und begleitet

von Martin Leu und Salomon Landolt, die zu Pferde ſaßen.

Alle die würdigen und ſchönen Perſonen bewegten ſich alsbald unter den Bäumen in großer Fröhlichkeit herum; das bemalte Porcellanzeug wurde betrachtet und höchlich belobt; allein es dauerte nicht lange, ſo führte Salomon Geßner mit der Figura Leu die Scene auf, wie ein blöder Schäfer von einer Schäferin im Tanz unterrichtet wird, und er machte das ſo luſtig und natürlich, daß ein allgemeiner Muthwillen entſtand und Frau Geßner, die hübſche geborne Heideggerin, Mühe hatte, die Geſellſchaft endlich zum Sitzen zu bringen, damit ihrer Bewirthung Ehre angethan würde.

Dem ruhigern Geſpräche, das hiebei Raum gewann, wurde Nahrung gegeben durch einen jener Enthuſiaſten, die alles Perſönliche hervorzerren müſſen. Derſelbe hatte ſchon die neueſten Ereigniſſe des Geßner'ſchen Lebens aufgeſtöbert, vielleicht nicht ohne Wegeleitung der trefflichen Gattin. Es waren verſchiedene Briefe aus Paris gekommen. Rouſſeau ſchrieb Herrn Huber, einem Ueberſetzer Geßner's, die ſchmeichelhafteſten Dinge über letzteren, und wie er deſſen Werke nicht mehr aus der Hand lege. Diderot wünſchte ſogar, einige ſeiner Erzählungen mit den neueſten Idyllen Geßners in einem Bande gemein-

schaftlich erscheinen zu lassen. Daß Rousseau für den idealen Naturzustand jener idyllischen Welt schwärmte, war am Ende nichts Wunderbares; daß aber der große Realist und Encyklopädist nach dem Vergnügen strebte, mit dem harmlosen Idyllendichter Arm in Arm aufzutreten, erschien als die erdenklich wichtigste Ergänzung des Lobes und gab zum Verdrusse Geßner's Anlaß zu den breitesten Erörterungen.

Dadurch aber wurde Bodmer, der Cicero, aus seinem Gleichgewichte geworfen, daß die menschliche Narrheit, die auch dem Weisesten innewohnt, die Oberhand bekam und frei wurde, indem er nun unaufhaltsam und rücksichtslos seine dichterische Seite hervorkehrte. Er erinnerte wehmüthig daran, wie er einst mit dem jungen Wieland zusammen in begeisterter Freundschaft, er, der Aeltere, Bewährte, mit dem aufgehenden Jugendgestirn, eine Sammlung vermischter heiliger Dichtungen herausgegeben: und wo seien nun jene edelsten Freuden geblieben?

Die hageren Beine übereinandergelegt, im Stuhle zurückgelehnt und wegen der kühleren Waldluft einen leichten grauen Sommerüberwurf malerisch umgeschlagen, gab er sich in lauter Melancholie dem Andenken an jene trüben Erfahrungen hin, da kurz nacheinander die seraphischen Jünglinge Klopstock und Wieland, die er nach Zürich gerufen, seine heilige

Vaterfreundschaft und poetische Bruderschaft so schnöde getäuscht und hintergangen hatten, der Eine, indem er sich zu einer Schaar zechender Jugendgenossen schlug und einen erschreckenden Weltsinn bekundete, statt am Messias zu arbeiten; der Andere, indem er immer mehr mit allen möglichen Weibern zu verkehren begann und damit endete, der frivolste und liederlichste Verseschmied, nach seiner Ansicht, zu werden, der jemals gelebt, dergestalt, daß Bodmer alle Hände voll zu thun hatte, die Schande und den Kummer mit einer unerschöpflichen Flut von furchtbaren Hexametern in unzähligen Patriarchiden zu bekämpfen.

So kam er dann auf den geprüften Abraham, auf Jakob's Wiederkunft aus Haran, auf die Noachide, die Sündflut und alle jene Monumente seiner ruhelosen Thätigkeit zu sprechen und recitirte zahlreiche Glanzstellen aus denselben. Dazwischen flocht er tadelhafte Neuigkeiten ein, die seine allverbreiteten Correspondenzen ergaben, wie z. B. der Rath von Danzig den jungen poesiebeflissenen Bürgern der Stadt den Gebrauch des Hexameters als eines für die bürgerlichen Gelegenheiten unanständigen und aufrührerischen Vehikels verboten habe.

Auch beschrieb er mit maliciösem Lächeln als Charakteristicum moderner Freundschaft, wie er einen Freund und Pfarrer vom Erscheinen eines feindlich

schlechten Spottgedichtes auf ihn, betitelt „Bodmerias", vertraute Mittheilung gemacht; wie der Freund sich darüber entrüstet gezeigt, daß man das Vergnügen an den unsterblichen Bodmerischen Werken auf so boshafte und widrige Art zu stören wage; hoffentlich werde solche Bübereien kein ehrbarer Mensch lesen, alles mit Mehrerem; wie aber der lüsterne Geistliche mit der Anfrage geschlossen, ob er ihm diese Bodmerias nicht auf einen Tag verschaffen könne, da nach überwundenem Verdrusse das Divertissement an denen so werthen Poesien sich unzweifelhaft verdoppeln werde!

Die Anwesenden lächelten ergötzt über den neugierigen Pfarrer, den sie erriethen. Bodmer aber ließ in höherer Erregung seinen Ueberwurf auf die Hüften sinken, sich vorbeugend, daß er einem römischen Senator gleich sah, und rief:

„Dafür geht er auch der Erwähnungsstelle verloren, die ich ihm in der neuen Auflage der Noachide bestimmt hatte; denn er hat sich nicht geläutert genug erwiesen, an meiner Hand in die Zukunft hinüber zu schreiten!"

Er führte nun aus, welchen Bewährten unter seinen Freunden er solche Erwähnungsstellen in seinen verschiedenen Epopöen schon gewidmet habe und welchen er diese Vergünstigung noch zuzuwenden gedenke,

je nach der Bedeutung des Mannes in größeren oder geringeren Werken, in einer größeren oder kleineren Anzahl von Versen.

Mit scharf prüfendem Auge blickte er um sich und Alle schauten vor sich nieder, die Einen erröthend, die Andern erbleichend, Alle aber schweigend, da er eine ernste Musterung zu halten schien.

Allmälig ward seine Stimmung milder; er lehnte sich wieder zurück, der vergangenen Tage gedenkend, und sagte mit weichem Tone, in die grüne Berghalde hinaufblickend:

„Ach, wo ist jene goldene Zeit hin, da mein junger Wieland den Vorbericht zu unserm gemeinsamen Bande schrieb und die Worte hinzusetzte: Man hat es vornehmlich unserer göttlichen Religion zuzuschreiben, wenn wir in der moralischen Güte unserer Gedichte etwas mehr als Homere sind?"

In dem Augenblicke, als er wieder abwärts sah, gewahrte er eine seltsame Scene, so daß er plötzlich aufsprang und streng ausrief: „Was macht die Närrin?"

Schon die ganze Zeit über war nämlich Salomon Landolt etwas seitwärts unter den Bäumen für sich auf- und abgegangen, über seine Herzensangelegenheit nachdenkend und erwägend, ob nicht am heutigen Tage etwas Entscheidendes geschehen könnte?

Er trug damals einen ansehnlichen Haarbeutel mit großen Bandschleifen. Figura Leu aber hatte sich im Hause ein kleines Taschenspiegelchen und einen runden Handspiegel verschafft. Das erstere wußte sie ihm, als ob sie an demselben etwas zu ordnen hätte, unbemerkt an dem Haarbeutel zu befestigen, worauf er seinen Spaziergang ruhig fortsetzte. Sogleich aber schritt sie, auf dem Moosboden unhörbar für ihn, mit pantomimischen Tanzschritten hinter ihm her, auf und nieder, so leicht und zierlich wie eine Grazie, und führte ein allerliebstes Spiel auf, indem sie sich fortwährend in dem Spiegel auf Landolt's Rücken und in dem Handspiegel abwechselnd beschaute und zuweilen den Handspiegel und ihren Oberkörper, immer tanzend, so wendete, daß man sah, sie bespiegele sich von allen Seiten zugleich.

Wie ein Blitz war in dem geistig beweglichen und klugen Greisen der Verdacht aufgefahren, es werde hier von muthwilliger Jugend das Bild einer eiteln Selbstbespiegelung dargestellt, und zwar der seinigen, in Uebersetzung der von ihm gehaltenen Reden. Alle wendeten sich nach der Richtung, in welcher sein langer, knochiger Zeigefinger wies, und belachten das artige Schauspiel, bis endlich auch Landolt aufmerksam wurde, sich verwundert umschaute und noch die Figura ertappte, wie sie schnell das Spiegelchen ihm vom Rücken nahm.

„Was ſoll das bedeuten?“ ſagte der alte Profeſſor, der ſich ſchon gefaßt hatte, mit ruhiger und ſanfter Stimme; „will die Jugend das geſchwätzige Alter verſpotten?“

Was Figura eigentlich gewollt, wurde nie ermittelt; nur ſo viel iſt ſicher, daß ſie in großer Verlegenheit da ſtand und von Neue befallen war; in der Angſt zeigte ſie auf Landolt und ſagte: „Sehen Sie denn nicht, daß ich nur mit dieſem Herrn ſcherze?“

Nun wurde Salomon Landolt roth und blaß, da er ſich für den Geſoppten halten mußte, und weil die Geſellſchaft endlich auch die zweifelhafte Natur des Schauſpiels wahrnahm, verbreitete ſich eine ſtille, etwas peinliche Spannung.

Da ſprang Salomon Geßner ein, ergriff den Handſpiegel und rief:

„Mit Nichten handelt es ſich um irgend eine Verſpottung! Das Fräulein hat die Wahrheit darſtellen wollen, wie ſie im Gefolge der Tugend geht, die hoffentlich Niemand unſerem Landolt abſtreiten wird! Aber dennoch hat die Darſtellerin gefehlt, denn die Wahrheit ſoll einzig um ihrer ſelbſt willen beſtehen und weder von der Tugend noch vom Laſter in dieſer oder jener Weiſe abhängig ſein! Laßt ſehen, ob ich's beſſer kann!“

Hiemit nahm er ein Schleiertuch der nächſten Dame, drapirte ſich damit die Hüften und beſtieg,

den Spiegel in der Hand, einen Steinblock als Piedestal, auf welchem er mit verrenkter Körperhaltung und süßlichem Mienenspiel die Bildsäule einer Veritas so drollig zur Erscheinung brachte, daß Gelächter und Fröhlichkeit zurückkehrten.

Nur Salomon Landolt blieb in zerstörter Laune und schlich sich weg, einen entlegenern Waldpfad aufsuchend, um seine Gedanken zu sammeln und nachher als ein tapferer Mann aus der Affaire abzureiten. Er war aber noch nicht lange gegangen, so hing unversehens Figura Leu an seinem Arm.

„Ist es erlaubt, mit dem Herrn zu promeniren?“ flüsterte sie ihm zu und schritt dann mit leichtem Fuß eine Weile neben dem Schweigenden hin, der sie trotz seines Schweigens keineswegs vom Arme ließ. Als sie aber auf einer gewissen Höhe angekommen waren, wo kein Auge sie mehr erreichen konnte, stand sie still und sagte:

„Ich muß einmal mit Ihnen sprechen, da ich sonst elendiglich umkomme. Zuerst aber dieses!“

Damit schlang sie beide Arme um seinen Hals und küßte ihn. Als er dergleichen fortsetzen wollte, stieß sie ihn aber kräftig zurück.

„Das will sagen,“ fuhr sie fort, „daß ich Ihnen gut bin und weiß, daß Sie mir es auch sind! Aber hier heißt's nun Amen! Aus und Amen! Denn

wiſſen Sie, daß ich meiner Mutter auf ihrem Sterbebette verſprochen habe, eine Minute ehe ſie den Geiſt aufgab, daß ich niemals heirathen werde! Und ich will und muß das Verſprechen halten! Sie war geiſteskrank, erſt ſchwermüthig, dann ſchlimmer, und nur in der letzten Stunde wurde ſie noch einmal licht und ſprach mit mir. Es iſt in der Familie, taucht bald da, bald dort auf; früher überſprang es regelmäßig eine Generation, doch die Großmutter hat's gehabt, dann die Mutter, und nun fürchtet man, ich werde es auch bekommen!"

Sie ließ ſich auf die Erde nieder, bedeckte das Geſicht mit den Händen und fing bitterlich an zu weinen.

Landolt kniete erſchüttert bei ihr, ſuchte ihre Hände zu faſſen und ſie zu beruhigen. Er ſuchte nach Worten, ihr ſeinen Dank, ſeine Gefühle auszudrücken, konnte aber Nichts ſagen, als: „Nur Muth, das wollen wir ſchon machen! Das wäre etwas Schönes! Da wird Nichts draus" u. ſ. w.

Allein ſie rief mit erſchreckender Ueberzeugung: „Nein, nein! Ich bin jetzt ſchon nur ſo luſtig und thöricht, um die Schwermuth zu verſcheuchen, die wie ein Nachtgeſpenſt hinter mir ſteht, ich ahne es wohl!"

Es gab damals bei uns zu Lande noch keine beſondern Anſtalten für ſolche Kranke; die Irren wurden,

wenn ſie nicht tobten, in den Familien behalten und lebten langehin als unſelige dämoniſche Weſen in der Erinnerung.

Schneller, als er hoffte, erhob ſich aber das weinende Mädchen; ſie trocknete das Geſicht ſorgfältig und entfloh der Trauer mit inſtinctiver Eile.

„Genug für jetzt!“ rief ſie. „Sie wiſſen es nun! Sie müſſen ein gutes, ſchönes Weſen heirathen, das klüger iſt, als ich! Still, ſchweigen Sie! Das iſt das Punctum!“

Landolt wußte für einmal Nichts weiter zu ſagen; er blieb gerührt und erſchüttert von dem ernſt drohenden Schickſale; aber er fühlte auch ein ſicheres Glück in ſich, das er nicht zu verlieren gedachte. Sie gingen noch ſo lange mit einander herum, bis die Spuren der Aufregung in Figura's ſchönem Geſicht verſchwunden waren, und kehrten dann zu der Geſellſchaft zurück.

Dort war bereits ein kleiner Ball unter den jüngern Leuten im Gange, da Herr Geßner für ein paar ländliche Muſikanten geſorgt hatte.

Als aber Figura erſchien, forderte der verſöhnte Bodmer ſelbſt ſie auf, eine Tour mit ihm zu probiren, damit er ſeine Jugendlichkeit noch darthun könne. Nachher tanzte ſie, ſo oft es ohne auffällig zu werden geſchehen konnte, mit Landolt, dem ſie zuflüſterte, es müſſe das der letzte Tag ihrer Vertraulichkeit ſein,

da sie nie wisse, wann sie in das unbekannte Land abberufen werde, wo die Geister auf Reisen gehen.

Auf der Fahrt nach der Stadt ritt er an der Seite des Wagens, auf welcher sie saß. Ihr Jünglein stand nicht einen Augenblick still; von einem fruchtbeladenen Kirschbaum, unter dem er wegritt, brach er rasch einen Zweig voll korallenrother Kirschen und warf ihr denselben auf den Schoß.

„Danke schön!“ sagte sie und bewahrte den Zweig mit den vertrockneten Früchten noch dreißig Jahre lang sorgfältig auf; denn sie blieb bei guter Gesundheit, und das düstere Schicksal erschien nicht. Dennoch verharrte sie unabänderlich auf ihrem Entschlusse; auch ihr Bruder Martin, welchen Salomon am nächsten Tage in aller Frühe aufsuchte, um mit ihm zu sprechen, bestätigte ihre Aussage und daß es für eine ausgemachte Sache im Hause gelte, in welchem von jeher vorzüglich die Frauen jenem Unglück ausgesetzt gewesen seien. Keinen liebern Schwager, betheuerte Martin, möchte er sich wünschen als Landolten; allein er müsse ihn selbst bitten, um der Ruhe und des Friedens ihres Gemüthes willen, die sich bis jetzt so leidlich erhalten, von allem Weiteren abzustehen.

Landolt ergab sich nicht sogleich; vielmehr harrte er im Stillen Jahre lang, ohne daß jedoch eine Aenderung in der Sache eintrat. Sein guter Muth

erhielt ſich nur dadurch, daß nach den abgemeſſenen Zwiſchenräumen, nach welchen er die Figura Leu wieder ſah, ihre Augen ihm jedes Mal zu verſtehen gaben, daß er ihr liebſter und beſter Freund ſei.

Capitän.

Salomon lebte ſieben volle Jahre dahin, ohne ſich weiter um die Frauenzimmer zu kümmern, und nur der Hanswurſtel, wie er die Figura Leu nannte, wohnte noch in ſeinem Herzen. Endlich aber gab es doch wieder eine Geſchichte.

Aus holländiſchen Kriegsdienſten zurückgekehrt, hauſte damals in Zürich ein gewiſſer Capitän Gimmel, der von ſeiner verſtorbenen Frau, die eine Holländerin geweſen, eine Tochter mit ſich führte und von einem kleinen Vermögen, ſowie von ſeiner Penſion in der Art lebte, daß er faſt Alles für ſich allein brauchte.

Dieſer Mann war ein arger Trunkenbold und Rauſer, der ſich beſonders auf ſeine Fechtkunſt etwas einbildete und, obgleich keineswegs mehr jung, doch immer mit den jungen Leuten verkehrte, lärmte und Scandal machte. Als Landolt einſt in ſeine Nähe gerieth und ihm die Prahlereien des Capitäns zuwider wurden, nahm er deſſen Herausforderungen auf und begab ſich mit der Geſellſchaft in das Haus Gimmel's, wo ein förmlicher Fechtſaal gehalten wurde.

Dort gedachte Landolt dem alten Rauſer trotz ſeines Lederpanzers ein paar tüchtige Rippenſtöße beizubringen; denn er war ſelbſt ein guter Fechter und hatte ſich ſchon als kleiner Junge im Schloſſe zu Wülflingen und ſpäter auf der Metzer Kriegsſchule, ſowie in Paris fleißig geübt.

Der Saal erdröhnte denn auch bald von den Tritten und Sprüngen der Fechtenden und von dem Schalle der Waffen, und Landolt ſetzte dem Capitän allmälig ſo heftig zu, daß er zu ſchnauben begann; aber jener ließ plötzlich ſeinen Degen ſinken und ſtarrte wie verzaubert nach der aufgehenden Thür, durch welche die Tochter des Capitäns, die ſchöne Wendelgard, mit einem Präſentirteller voll Liqueurgläschen hereintrat.

Das war nun freilich eine herrliche Erſcheinung zu nennen. Ueber Vermögen reich gekleidet, wie es ſchien, die hohe Geſtalt von Seide rauſchend, trat doch alle Pracht zurück vor der ſeltenen Schönheit der Perſon. Geſicht, Hals, Hände, Arme, Alles von genau derſelben weißen Hautfarbe, wie wenn ein pariſcher Marmor bekleidet worden wäre; dazu ein röthlich ſchimmerndes, üppiges Haar, von deſſen Seide jeder einzelne Faden hundertfach gewellt war; große, dunkelblaue Augen, ſowie der Mund ſchienen wie von einem fragenden Ernſte, ja faſt von leiſer

Trauer zu reden, wenn auch nicht gerade von geiſtigen Dingen herrührend.

Als dieſe glänzende Perſon ſich umſah, wo ſie das Gläſerbrett abſtellen könne, wies der Capitän, über die willkommene Unterbrechung erfreut, das Fenſtergeſimſe dazu an. Die jungen Männer aber begrüßten ſie mit derjenigen Höflichkeit, welche man einer ſolchen Schönheit unter allen Umſtänden ſchuldig iſt. Sie entfernte ſich, indem ſie ſich verneigte, mit einem anmuthsvollen Lächeln, welches den Ernſt ihrer Züge durchbrach; dabei warf ſie raſch einen ſchüchternen Blick auf den erſtaunten Salomon, welchen ſie zum erſten Mal im Hauſe ſah. Der Papa jedoch holte verſchiedene holländiſche feine Schnäpſe herbei und wußte mit dem Anbieten derſelben über die Fortſetzung des Waffenganges hinwegzugleiten.

Landolt dachte auch nicht mehr daran, dem Capitän Gimmel weh zu thun; denn er war in ſeinen Augen mit Einem Schlag in einen Zauberer verwandelt, der einen goldenen Schatz beſaß und Glück oder Unglück aus den Händen ſchütten konnte. Er machte ohne Beſinnen eine Waſſerfahrt mit, die dieſer nach einem guten Weinorte vorſchlug, und ſo ungewohnt ihm das unharmoniſche Gebahren des ältlichen Renommiſten erſchien, war er jetzt gegen ihn die Duldung und Nachſicht ſelber.

Weſſen das Herz voll iſt, davon läuft der Mund über, und zu einer Neuigkeit kommt die andere. Um von der ſchönen Wendelgard etwas ſprechen zu hören, brachte er von der Zeit an ihren Namen mit behender Liſt, aber ſo beiläufig und trocken als möglich, überall auf's Tapet, und zu gleicher Zeit machte ſie, die ſonſt noch ſo wenig bekannt geweſen, ſelbſt von ſich reden durch den Leichtſinn, mit welchem ſie eine ziemliche Menge Schulden contrahirt haben ſollte, ſo daß der unerhörte Fall eintrat, daß ein junges Mädchen, eine Bürgerstochter, am Rande eines ſchimpflichen Bankerottes ſchwebte; denn der Vater, hieß es, verweigere jegliche Bezahlung der ohne ſein Wiſſen gemachten Schulden und bedrohe die mahnenden Gläubiger mit Gewaltthaten, die Tochter aber mit Verſtoßung.

Die Sache ſchien ſich ſo zu verhalten, daß letztere, um für die Bedürfniſſe des Haushaltes zu ſorgen, und vom Vater ohne die nöthigen Mittel gelaſſen, zum Borgen ihre Zuflucht genommen und dann für ſich ſelöſt dieſen tröſtlichen Ausweg zu oft und immer öfter eingeſchlagen hatte. Ihre Unerfahrenheit, mütterliche Verwaiſtheit und eine gewiſſe Naivetät, wie ſie ſolchen Ausnahmegeſtalten nicht ſelten eigen iſt, waren hiebei nicht ohne Einfluß geweſen, abgeſehen davon, daß ſie den prahleriſchen Vater für bedeutend wohlhabender hielt, als er war.

Wie dem auch sei — so war sie jetzt in Aller Mund; die Frauen schlugen die Hände zusammen und erklärten das jüngste Gericht nahe, wenn solche Phänomene sich zeigen; die Männer ließen es beim Untergang des Staates bewenden; die jungen Mädchen steckten heimlich die Köpfe zusammen und ergingen sich in den unheimlichsten Vorstellungen von der Unglücklichen; die jungen Herren geriethen auf ungeordnete und schlechte Späße, hielten sich aber mit erschreckter Vorsicht fern vom Hause des Capitäns, ja von der Gasse, wo es lag; die angeführten Kaufleute und Krämer liefen hin und her zu den Gerichten, ihre Klagen zu betreiben.

Nur Salomon Landolt gedachte mit verdoppelter Leidenschaft der in ihren Schulden trauernden Schönheit. Ein heißes Mitleid beseelte und erfüllte ihn mit unüberwindlicher Sehnsucht, wie wenn die Sünderin statt im Fegefeuer ihrer Noth in einem lühenden Rosengarten säße, der mit goldenem Gitter verschlossen wäre. Er vermochte dem Drange, sie zu sehen und ihr zu helfen, nicht länger zu widerstehen, und als er eines Abends den Capitän in einem Wirthshause fest vor Anker sah, ging er rasch entschlossen hin und zog am Hause der Wendelgard kräftig die Glocke an. Der Magd, welche aus dem Fenster guckte und nach seinem Begehr fragte, erwiderte er barsch, es sei

Jemand vom Stadtgerichte da, der mit dem Fräulein zu ſprechen habe, und er wählte dieſe Einführung, um damit jedes unnütze Gerede und anderweitiges Aufſehen abzuſchneiden. Freilich erſchreckte er die Aermſte nicht wenig damit; denn ſie trat ihm ganz blaß entgegen und erröthete dann eben ſo ſtark, als ſie ihn erkannte.

In größter Verlegenheit und mit einer zitternden Stimme, der man Furcht und Schrecken wol anmerkte, bat ſie ihn, Platz zu nehmen; denn ſie war ſo unberathen und verlaſſen, daß ſie keine Einſicht in den Gang der Geſchäfte beſaß und vermuthete, ſie würde jetzt in ein Gefängniß abgeführt werden.

Kaum hatte Landolt aber Platz genommen, ſo wechſelten die Rollen, und er war es nun, der für ſeine Eröffnungen nur ſchwer das Wort fand, da ihn das ſchöne Unglück vornehmer und hochſtehender dünkte, als ein König von Frankreich, der immerhin die Eidgenoſſen grands amis nennen mußte, wenn er ihnen das Blut abkaufte. Endlich that er ihr mit der Haltung eines Schutzſuchenden kund, was ihn hergeführt; das wachſende Wohlgefallen, das er an ihrem Anſchauen fand, ſtärkte ſeine Lebensgeiſter dann ſo weit, daß er ihr ruhig auseinanderſetzen konnte, wie er als Beiſitzender des Gerichts von ihrer verdrießlichen Angelegenheit Kenntniß genommen habe und nun ge-

kommen ſei, die Dinge mit ihr zu berathen und aus findig zu machen, auf welche Weiſe der Handel ge ſchlichtet werden könne. So möge ſie ihm denn ver trauensvoll den Umfang und die Natur ihrer ein gegangenen Verpflichtungen mittheilen.

Mit einem großen Seufzer der Erleichterung und nachdem ſie, wie jenes erſte Mal, einen forſchenden Blick auf ihn geworfen, eilte Wendelgard eine Schachtel herbeizuholen, in welcher ſie alle Rechnungen, Mahnbriefe und Gerichtsacte, die bisher eingelaufen, zuſammengeſperrt hatte, ohne ſie je wieder anzuſehen. Mit einem zweiten Seufzer, indem ſie ſchamroth die Augen niederſchlug, ſchüttete ſie den ganzen Kram auf den Tiſch, lehnte ſich auf ihrem Seſſel zurück und bedeckte das Geſicht mit der umgekehrten leeren Schachtel, hinter welcher ſie ſachte zu ſchluchzen be gann, das Haupt abwendend.

Gerührt und beglückt, daß er ſo tröſtlich einſchreiten könne, nahm Salomon ihr die Schachtel weg, faßte ſanft ihre Hände und bat, ſie guten Muthes zu ſein. Dann machte er ſich mit den Papieren zu ſchaffen, und wo er einer Auskunft bedurfte, fragte er mit ſo guter und vertrauenerweckender Laune, daß die Ant wort ihr leicht wurde. Er zog nun das Skizzenbüch lein hervor, das er immer bei ſich führte und das mit flüchtigen Studien von Pferden, Hunden, Bäumen

und Wolkengebilden angefüllt war. Dazwiſchen hinein verzeichnete er auf ein weißes Blatt den Schuldenſtand der guten Wendelgard. Es handelte ſich meiſtens um ſchöne Kleider und Putzſachen, ſowie um zierliche Möbelſtücke; auch einige Näſchereien waren darunter, obgleich in beſcheidenem Maße, und im Ganzen erreichte die Summe bei Weitem nicht die ungeheuerliche Größe, die im Publicum ſpukte. Doch betrug Alles in Allem immerhin gegen tauſend Gulden Züricher Währung und war von der Schuldnerin in keiner Weiſe zu beſchaffen.

Landolt aber war ſo bethört, daß ihm das Schuldenverzeichniß des ſchönen Weſens, als er das Büchlein ſorgfältig in ſeiner Bruſttaſche verwahrte, ein ſo ſüßer, köſtlicher und anmuthiger Beſitz ſchien, wie kaum das Vermögensinventarium einer reichen Braut; er liebte Alles, was auf dem Regiſter ſtand, die Roben, die Spitzen, die Hüte, die Federn, die Fächer und die Handſchuhe, und ſelbſt die Näſchereien erweckten nur ſein Gelüſte, das reizende große Kind mit dergleichen ſelbſt einmal füttern zu dürfen.

Als er ſich verabſchiedete und bald wieder von ſich hören zu laſſen verſprach, ſchaute ſie ihn mit zweifelnden Blicken an, da ihr nicht deutlich war, wie es werden ſollte. Doch war ſie heiter geworden und leuchtete ihm ſelbſt mit traulich dankbarem Weſen bis

unter die Hausthüre, wo sie mit einem freundlich gelispelten „Gute Nacht!“ vollständig die Oberhand gewann über den Stadtrichter. Sie stieg langsam und gedankenvoll, letzteres vielleicht zum ersten Mal, die Treppen wieder hinauf und schlief jedenfalls zum ersten Mal seit geraumer Zeit süß und ruhig ein, so daß sie den polternden Capitän nicht nach Hause kommen hörte.

Desto weniger schlief Landolt in dieser Nacht und überlegte den Handel, bis die Hähne krähten in den vielen Hühnerhöfen der Stadt.

Da Salomon Landolt noch bei seinen Eltern lebte und von ihnen abhing, konnte er höchstens einen Theil der Summe aufbringen, deren es zur Erlösung Wendelgard's bedurfte, weil seine Einmischung verborgen bleiben mußte, wenn er sich die spätere Verbindung mit dem Leichtsinnsphänomen nicht von vorn herein noch mehr erschweren wollte. Dagegen besaß er eine reiche Großmutter, deren Liebling er war und die ihm in allerhand Geldnöthen beizustehen pflegte und ein Vergnügen daran fand, es ganz im Geheimen zu thun. Sie hatte dabei die Eigenheit, daß sie heftig gegen jede Verheirathung des Enkels protestirte, so oft etwa von einer solchen die Rede war, indem er, den sie am besten kenne, dadurch nur unglücklich werden und verkümmern würde; denn

auch die Weiber, behauptete ſie, kenne ſie genugſam und wiſſe wol, was an ihnen ſei. Sie begleitete daher jedesmal ihre Handreichungen und geheimen Vorſchüſſe mit der vertraulichen Ermahnung, nur ja nicht an's Heirathen zu denken; und wenn er in einer Verlegenheit ſich an ſie wendete, brauchte er nur eine derartige Anſpielung zu machen, um des ſchnellſten Erfolges ſicher zu ſein.

Auch jetzt nahm er ſeine Zuflucht zu der wunderlichen Großmutter und vertraute ihr mit einem verſtellten Seufzer, daß er nun doch endlich darauf werde denken müſſen, durch eine gute Partie, welche ſich zeige, aus der Noth und überhaupt in eine unabhängige Stellung zu kommen. Erſchreckt nahm ſie die Brille ab, durch die ſie eben in ihrem Zinsbuche geleſen hatte, und betrachtete den unheilvollen Enkel wie einen Verlorenen, der ſein eigenes Haus in Brand zu ſtecken im Begriffe ſteht. „Weißt Du, daß ich Dich enterbe, wenn Du heiratheſt?“ rief ſie, ſelbſt entſetzt über dieſen Gedanken; „das fehlte mir, daß ſo ein ſcharrendes Huhn einſt über meine Kiſten und Kaſten kommt! Und Du? Wie willſt Du denn ein Weib ertragen lernen? Wie willſt Du es aushalten, wenn z. B. Eine den ganzen Tag lügt? oder Eine, die über alle Welt läſtert, ſo daß Dein ehrlicher Tiſch eine Stätte der Schmähſucht wird, oder Eine, die immer

etwas ißt, wo sie steht und geht, und dazu klatscht während des Kauens? wie wirst Du dastehen, wenn Du Eine hast, die in den Kaufläden maujet, oder die Schulden macht, wie die Gimmelin?"

Der Enkel unterdrückte das Lachen über die letzte Species, mit der es die Großmutter so nahe getroffen, und er sagte möglichst ernsthaft: „Wenn es so schlimm steht mit den armen Weiblein, so kann man sie ja umsoweniger sich selbst überlassen und man muß sie heirathen, um zu retten, was zu retten ist!"

Auf's äußerste gebracht, rief die Feindin ihres eigenen Geschlechtes: „Hör' auf, Du Gräuel! Was ist's, was brauchst Du?"

„Ich habe tausend Gulden im Spiel verloren, daran fehlen mir sechshundert!"

Die alte Dame setzte ihre Brille wieder auf, riß ihre Gloriahaube vom Kopf, um in ihren kurzen, grauen Haaren zu kratzen, und humpelte an den eingelegten Schreibtisch. Mit Vergnügen sah Landolt hinter der zurückrollenden Klappe die Wunder erscheinen, die dort aufbewahrt wurden und schon seine Kindheit erfreut hatten: eine kleine, silberne Weltkugel; einen Ritter auf einem aus Elfenbein geschnittenen Pferde, der trug eine wirkliche silberne und vergoldete Rüstung, die man abnehmen konnte; der Schild war mit einem Edelsteine geschmückt und die Federn des Helmes

emaillirt; dann aber, ebenfalls aus Elfenbein kunſtreich und fein gearbeitet, ein vier Zoll hohes Skelettchen mit einer ſilbernen Senſe, welches das Tödlein genannt wurde und an dem kein Knöchlein fehlte.

Dieſen zierlichen Tod nahm die Alte auf die zitternde Hand und ſagte, während das feine Elfenbein kaum hörbar ein wenig klingelte und klapperte: „Sieh her, ſo ſehen Mann und Frau aus, wenn der Spaß vorbei iſt! Wer wird denn lieben und heirathen wollen!“

Salomon nahm das Tödlein auch in die Hand und betrachtete es aufmerkſam; ein leichter Schauer durchfuhr ihn, als er ſich die ſchöne Geſtalt der Wendelgard von einem ſolchen Gerüſte herunterbröckelnd vorſtellte; wie er aber an die ſchnelle Flucht der Zeit und ihre Unwiederbringlichkeit dachte, klopfte ihm das Herz ſo ſtark, daß das Gerippchen merklicher zitterte, und er warf einen verlangenden Blick auf die Hand der Großmutter, welche jetzt dem ſtets in einem Fache liegenden Baarſchatze eine Rolle ſchöner Doppellouisd'ors enthob und ſagte:

„Da ſind die tauſend Gulden! Nun bleib' mir aber vom Halſe mit allen Heirathsgedanken!“

Zunächſt machte er ſich nun an den Capitän Gimmel, den er in der Schenke aufſuchte und beiſeite nahm. Er trug ihm vor, wie er von einer dritten

Perſon, die nicht genannt ſein wolle, beauftragt und in den Stand geſetzt ſei, die unangenehme Angelegenheit der Tochter in Ordnung zu bringen; allein es werde verlangt, daß der Capitän die Sache in ſeinem eigenen Namen geſchehen laſſe, zur möglichſten Schonung der Tochter, und es dürfe auch dieſe nichts Anderes glauben, als daß der Vater die Schulden bezahlt habe. In dieſem Sinne werde Landolt die Summe, als vom Capitän herrührend, an amtlicher Stelle einliefern und dafür ſorgen, daß dort die Gläubiger in aller Stille befriedigt würden. So werde dem Vater und dem Fräulein jede weitere Verdrießlichkeit erſpart ſein.

Der Herr Capitän betrachtete den jungen Mann mit verwunderten Augen, ſprach erſt von unbefugten Einmiſchungen und Wahrung ſeines Hausrechtes und rückte an ſeinem Degen; als ihm aber Landolt vorſtellte, daß man ſich ſehr für das Fräulein und ihr zukünftiges Wohl intereſſire, welches von einer baldigen Regulirung der bewußten Sache abhangen könne, und der Capitän eine gute Verſorgung des Kindes zu wittern begann, ſteckte er das Schwert ſeiner Ehre wieder ein und erklärte ſich mit dem vorgeſchlagenen modus procedendi einverſtanden.

Salomon Landolt führte nun das Geſchäft mit Vorſicht und Geſchicklichkeit zu Ende, ſo daß die

Gläubiger bezahlt wurden. Jedermann glaubte, der Capitän Gimmel habe ſich eines Beſſeren beſonnen, und Wendelgard ſelbſt wußte nichts Anderes. Ihr gegenüber gab ſich der Vater ein feierliches Anſehen, welches von Neuem ſie in der Meinung beſtärkte, daß er doch ein vermöglicher Mann ſein müſſe.

Sie war daher keineswegs über die Maßen erſtaunt und faſſungslos, als Salomon, der Geſchäftsträger, eines Abends wieder erſchien und ihr die quittirten Rechnungen über alle großen und kleinen Schulden in die Hände legte. Dies gönnte er ihr jedoch von Herzen und freute ſich ihrer gewonnenen guten Haltung, da ihm während der Abwicklung über die Zahl und Art der Schulden doch das eine und andere Bedenken aufgeſtiegen war, freilich nur mit der Wirkung, daß ihn auf's Neue ein zärtliches Mitleiden mit ihrer unberathenen Armuth erfüllte und die ſtärkſten Wünſche erregte, ihr Schickſal für immer in feſte Hand nehmen zu dürfen. Wendelgard hatte ſich in Vorausſicht ſeines Beſuches die letzten Tage noch ſorgfältiger als ſonſt gekleidet und geſchmückt, und auch ſie war ihrer beſſeren Faſſung doch hauptſächlich froh, weil ſie vor dem Retter in der Noth nicht mehr ſo erniedrigt erſchien, und zwar aus eigenen Mitteln, wie ſie glaubte.

Sie dankte ihm aber dennoch mit kindlichen und herzlichen Worten für ſeine hülfreiche Bemühung; ſie

gab ihm dabei vertraulich die Hand und war jetzt so schön, daß er ohne weiteres Zögern ihr seine Neigung gestand und daß nur diese ihn vermocht habe, sich so aufdringlich in ihre Angelegenheiten zu mischen. Ja, er ging in seiner rückhaltlosen Offenheit so weit, ihr auseinander zu setzen, wie sie ihm durch Erwiderung und Gewährung ihrer Hand eine ungleich größere Hülfe erweisen und ihn veranlassen würde, ein etwas unstetes und planloses Leben endlich zusammenzuraffen und für Liebe und Schönheit das zu thun, was er für sich selbst nicht habe thun mögen.

Diese ehrliche Unklugheit oder unkluge Ehrlichkeit erweckte aber die Klugheit des schönen Mädchens. Sie ließ während aller seiner Reden dem erregten Salomon ihre Hand und sah ihn mit freundlichen Augen an, die von dem Glücke, aus der Erniedrigung so plötzlich erhöht zu sein, lieblich erglänzten. Allein mitten in aller Lieblichkeit des Augenblickes besann sich die sonst so Leichtsinnige wegen der unsteten Lebensführung, deren ihr Liebhaber sich anklagte, und sie erbat sich eine Bedenkzeit von sieben Tagen. Sie entließ ihn aber durchaus huldvoll und athmete so schnell und kurz wie ein junges Kaninchen, als sie sich wieder allein befand.

Indessen hatte der Capitän sich die geheimnißvollen Andeutungen Landolt's eingehender überlegt und die

Entdeckung gemacht, daß ſeine Tochter allerdings nun reif ſei für das Glück und auf den Markt gebracht zu werden. Er war nicht geſinnt, das Kleinod ſich von unbekannter Hand abjagen zu laſſen, ſondern wollte mit offenen Augen dabei ſein und vor Allem eine gehörige Schauſtellung veranſtalten. Um gleich in's Zeug zu gehen, beſchloß er, mit der Tochter die Bäder von Baden zu beſuchen, die wegen der ſchönen Pfingſtzeit gerade voll Gäſte waren. Sie mußte ihre ſchönſten Kleider einpacken, die ſie in Zürich wegen der Sittenmandate nicht einmal ſehen laſſen durfte, und ſo zogen ſie zuſammen ohne Säumen im Hinterhof zu Baden ein, der gleich den anderen Gaſthäuſern ſchon von Fremden angefüllt war. Damit hatte die väterliche Aufſicht Gimmel's aber auch ihr ſchnelles Ende erreicht; denn er ſuchte und fand augenblicklich genügende Geſellſchaft trinkluſtiger alter Soldaten und überließ die Tochter Wendelgard gänzlich ſich ſelber.

Zufälliger, aber auch glücklicher Weiſe befand ſich im gleichen Badhofe Figura Leu im Begleit einer älteren Dame, die wegen Gliederſchmerzen die Bäder brauchte. Sie war jetzt in den Jahren auch ſchon ein klein wenig vorgerückt und that noch mehr als früher, was ſie wollte. Als ſie die ſchöne und durch ihre Schulden berühmt gewordene Wendelgard ſah

und wie dieſe in ihrer Verlaſſenheit nichts mit ſich anzufangen wußte, zog ſie dieſelbe in ihre Geſellſchaft und vertrieb ſich ſelbſt die Zeit damit, das ſeltſame, eigenartige Geſchöpf, in welchem die Schönheit ohne alle andere Zuthat perſönlich geworden ſchien, zu ſtudiren und kennen zu lernen. Sie gewann bald das Vertrauen des Mädchens, das die Wohlthat ſolchen Umganges noch nie erfahren hatte, und ſo wußte ſie auch ſchon am erſten Tage von dem Verhältniſſe zu Salomon Landolt und der ſiebentägigen Bedenkzeit. Am zweiten Tage hielt ſie es auch ſchon für das ſchwerſte Mißgeſchick, welches dem unvorſichtigen Freier aufſtoßen könnte, wenn er das Mädchen gewänne. Sie wußte ſelbſt nicht recht, warum? Sie hatte nur das Gefühl, als ob Wendelgard keine eigentliche Seele hätte. Dann dachte ſie aber wieder, ſo ſei ſie ja ein reines weißes Tuch, auf welches Salomon ſchon etwas Leibliches malen werde, und Alles könne ſich noch ordentlich geſtalten. Bekümmert über ihre eigene Unſicherheit beſchloß ſie plötzlich, eine Art Gottesgericht und Feuerprobe entſcheiden zu laſſen, wozu die unverhofft angekündigte Erſcheinung ihres Bruders Martin ihr den Gedanken gab. Er ſtand ſchon ſeit fünf Jahren als Hauptmann in dem Züricherregimente zu Paris und war ein in allen Künſten erfahrener Geſell, beſonders auch ein vorzüglicher Comödiant in

den Haustheatern der Pariser Gesellschaft geworden. Der Capitän Gimmel und seine Tochter hatten ihn noch nie gesehen, und übrigens verstand er sich auch für Andere unkenntlich zu machen, denen er wohlbekannt war. Auf diesen Umstand gründete Figura ihren Plan, und sie wußte dem Bruder, als er jetzt, unversehens in die Heimat auf Besuch gekommen, auf dem Wege von Zürich nach Baden war, heimlich entgegenzureisen und ihn eilig für ihr Project zu unterrichten und zu gewinnen; denn er nahm fast eben so viel Theil an dem Wohlergehen seines wackeren Freundes, wie seine Schwester. Sie aber hatte große Eile, weil von den sieben Tagen schon vier verflossen waren und sie wohl merkte, daß Wendelgard kein Nein von sich geben werde.

So verzögerte denn Martin Leu seine Ankunft bis zur angebrochenen Dunkelheit, während Figura schnell vorauseilte und that, als ob nichts geschehen wäre. Ueber Nacht traf er seine Vorbereitungen und trat am anderen Tage als ein unbekannter Fremde auf mit großen und geheimnißvollen Allüren. Wi durch Zufall machte er sich, sobald er orientirt wa an den Capitän und ließ denselben, indem er ei Flasche mit ihm trank, sofort im Würfelspiel ein pa Thaler gewinnen, wobei er es aber bewenden li Dann lustwandelte er auf den öffentlichen Spazi

wegen und am Ufer des Flusses, während Figura auf listige Weise das Gerücht verbreitet hatte, der Fremde sei ein französischer Herr, der eine halbe Million Livres Renten besitze und durchaus eine protestantische Schweizerin heirathen wolle, da er selbst dieser Confession angehöre. Er sei schon in Genf gewesen, habe aber nichts gefunden, und wolle nun nach Zürich gehen, vorher aber sich ein wenig in Baden umsehen, wo, wie er erfahren, zu dieser Zeit ein ausgesuchter Damenflor sich sehen lasse.

Der Capitän kam schleunig und gegen seine Gewohnheit schon vor Tisch nach Hause, das heißt in den Gasthof, gelaufen, und holte die Tochter, die sich herausputzen mußte, zur Promenade ab. Er führte sie sogar am Arme und that mit seiner Karfunkelnase so geziert und breitspurig, daß die Hunderte von Spaziergängern von seiner Possierlichkeit nicht minder erheitert, als von der Schönheit Wendelgards erbaut waren.

Als er aber dem reichen Hugenotten begegnete, gab es einen noch größeren Auftritt und einen langen Wechsel von Complimenten und Vorstellungen. Martin Leu brauchte kein Erstaunen über Wendelgard's Erscheinung zu heucheln, da er es in der That empfand; doch sah er zu gleicher Zeit auch, wie nothwendig es sei, den Freund Salomon dieser Gefahr zu

entreißen. Er bot ihr den Arm und führte ſie an des Vaters Stelle zur Tafel, wo Figura wie verſchüchtert hinblickte und alle die ziervollen Scenen zu bewundern ſchien, die ſich nun ereigneten.

Nur wenige Minuten ſprach Wendelgard nach dem Eſſen mit ihr, weil eine Luſtpartie nach Schinznach ſtattfinden ſollte, wo eine nicht weniger vornehme Welt verſammelt war. Kurz, Martin machte am erſten Tage ſeine Sache ſo gut, daß Wendelgard am ſpäten Abend zu Figura Leu geflogen kam und ihr athemlos mittheilte, es werde ſich etwas ereignen, der Hugenott habe ſie ſoeben gefragt, ob ſie nicht lieber in Frankreich leben möchte, als in der Schweiz. Und dann habe er geſprächsweiſe gefragt, wie alt ſie ſei, und eine Stunde früher geäußert, wenn er je heirathe, ſo werde er keinen Denar Mitgift von der Frau nehmen. Und der Vater habe ihr bereits befohlen, dem Bewerber ſogleich ihr Jawort zu geben, wenn er ſie frage.

„Aber, liebes Kind," bemerkte Figura, „das Alles will noch nicht viel ſagen. Nimm Dich doch in Acht!"

Wendelgard aber fuhr fort: „Und als wir über eine Stunde allein zuſammengingen, hat er mir die Hand geküßt und geſeufzt."

„Und dann hat er Dich gefragt?"

„Nein, aber er hat geſeufzt und mir die Hand geküßt."

„Ein franzöſiſcher Handkuß! Weißt Du, was das iſt? Gar nichts.“

„Aber er iſt ja ein ernſthafter Proteſtant.“

„Wie heißt er denn?“

„Ich weiß es noch nicht, das heißt, ich glaub', ich weiß es noch nicht, ich habe nicht einmal Acht gegeben.“

„Das ändert freilich die Sache,“ ſagte Figura nachdenklich; „aber wie ſoll es nun mit Salomon Landolt werden?“

„Ja, das frag' ich auch,“ erwiderte Wendelgard ſeufzend und rieb ſich die weiße Stirn mit den weißen Fingerſpitzen; „aber bedenke doch, eine halbe Million Einkünfte! da hört alle Sorge und aller Kummer auf! Und Salomon braucht eine Frau, die ihm hilft ſein Leben zuſammenraffen und etwas werden! Wie kann ich das, die ſelber nichts verſteht?“

„Das meint er nicht ſo, Du Gänschen! Er meint, wenn er Dich nur hat, ſo wird er Deinetwegen anfangen zu ſchaffen, zu wirken und zu befehlen, und Du kannſt nur zuſehen und brauchſt Dich gar nicht zu rühren; und er wird es thun, ſag ich Dir!“

„Nein, nein! Mein Leichtſinn wird ihn nur hindern! Ich werde wieder Schulden machen und noch viel mehr, das fühle ich, wenn ich nicht reich, außerordentlich reich werde!“

„Das ändert freilich die Sache," verſetzte Figura, „wenn Du nicht vorziehſt, Dich von ihm ändern und beſſern zu laſſen! Und er iſt der Mann dazu, glaub' es mir!"

Da ſie aber ſah, daß Wendelgard nur in eine ängſtliche Verlegenheit gerieth, ohne ein Gefühl für Salomon zu äußern, fuhr ſie fort:

„Jedenfalls ſieh zu, daß Du nicht zwiſchen zwei Stühle zu ſitzen kommſt. Wenn der Franzoſe Dich nun morgen fragt, ſo mußt Du ihm aus freier Hand antworten können. Uebermorgen iſt der ſiebente Tag; dann mußt Du gewärtig ſein, daß Landolt herkommt, Deine Entſcheidung zu holen; dann gibt's Auftritte, Enthüllungen, und Du läufſt Gefahr, daß Beide Dir den Rücken kehren."

„O Gott! Ja, das iſt wahr! Aber was ſoll ich thun? Er iſt ja nicht hier, und ich kann jetzt nicht hin!"

„Schreib ihm, und gleich heute noch! Denn morgen muß ein Expreſſer damit nach Zürich, ſonſt kommt er übermorgen, wie ich ihn kenne, unfehlbar."

„Das will ich thun, gib mir Papier und Feder!"

Sie ſetzte ſich hin, und als ſie nicht wußte, wie beginnen, dictirte ihr Figura Leu:

„Nach reiflicher Prüfung finde ich, daß es nur Gefühle der Dankbarkeit ſind, die mich für Sie beſeelen,

und daß es Lüge wäre, wenn ich ſie anders benennen wollte. Da überdem der Wille meines Vaters mir eine andere Lebensbahn anweiſt, ſo bitte ich Sie, meinen feſten Entſchluß, ihm zu gehorchen, als ein Zeichen des Vertrauens und der achtungsvollen Aufrichtigkeit ehren zu wollen, die Ihnen ſtets bewahren wird Ihre ergebene u. ſ. w.“

„Punktum!“ ſchloß Figura, „haſt Du unterſchrieben?“

„Ja, aber es dünkt mich, man ſollte doch etwas mehr ſagen; es iſt mir nicht ganz recht ſo.“

„Eben ſo iſt's recht! Das iſt der verzwickte Abſageſtil in ſolcher Lage, die keine Erörterungen verträgt; das ſchneidet alles Weitere ab, und die Trinkluſtigen merken am Klange, daß ſie an ein leeres Faß geklopft haben!“

Dieſe etwas von Eiferſucht gewürzte Anſpielung verſtand Wendelgard nicht, da ſie gutmüthigen Herzens war. Sie bat noch, Figura möchte die ſchleunige Abſendung des Briefes beſorgen, damit ja kein Zuſammentreffen ſtattfinde. Figura verſprach es, und um ganz ſicher zu gehen, übergab ſie die Miſſion mit Tagesanbruch ihrem Bruder, der unverzüglich damit nach Zürich ritt und den Salomon Landolt überraſchte, der eben ſich bereit machte, am nächſten Tage nach Baden zu reiten.

Er erblaßte leicht, als er das Brieflein las, und

wurde wieder roth, als er bemerkte, daß Martin Leu wußte, was darin ſtand. Der gab ihm aber ohne Säumen die mündlichen Erläuterungen durch Erzählung des ganzen Vorganges. Er ließ ihn darauf eine Stunde allein, kam dann wieder und ſagte ihm:

„Salomon! Die Schweſter Figura läßt Dich grüßen und Dir ſagen, wenn Du die ſchöne Gimmelin doch haben wolleſt, ſo möchteſt Du es ihr, der Schweſter, nur kund thun, jene laufe Dir nicht fort.“

„Ich will ſie nicht und ſehe meine Thorheit ein,“ ſagte Landolt; „aber ſie iſt doch ſchön und liebenswerth, und Ihr ſeid Schelme!“

Martin blieb nun in ſeiner wahren Geſtalt in Zürich, weshalb der reiche Hugenott natürlich in Baden verſchwunden war, als ob ihn die Erde verſchlungen hätte. Der Capitän und Wendelgard weilten noch zwei Wochen dort; dann kehrten ſie nach Zürich zurück, der Capitän durſtiger und unverträglicher als je, und die Tochter, ſtill und niedergeſchlagen, hielt ſich verborgen.

Damit war die Geſchichte jedoch nicht zu Ende. Denn Martin Leu ſtach die Neugierde und der Uebermuth, die ſeltſame Schönheit erſt jetzt etwas näher zu beſehen. Er machte ſich mit aller Vorſicht herzu, um nicht als der geheimnißvolle Franzoſe erkannt zu werden, und beſuchte den Fechtſaal des Capitäns. Nun

drehte sich das Rad der Fortuna, als er die Arme in ihrer bescheidenen Trauer und Schönheit sah, und da der wilde Alte jählings vom Schlage getroffen dahin starb, verliebte er sich in die Verlassene so heftig, daß er alle Einsprachen, Abmahnungen und Vernunftgründe ungestüm wegräumte und nicht ruhte, bis sie seine Frau war.

Vorher hatte er den Salomon noch ein letztes Mal gefragt: „Willst Du sie oder nicht?“ Der hatte aber ohne Besinnen geantwortet: „Ich halte es mit dem Bibelspruch: Eure Rede sei Ja, Ja und Nein, Nein! Ich komme nicht mehr auf die Sache zurück!“

„Kostet mich freilich tausend Gulden, was kein Mensch weiß, Gott sei Dank!“ setzte er in Gedanken hinzu; denn er wußte, daß seine Großmutter in ihrer Gerechtigkeit alle ihre Vorschüsse genau notirte, damit sie einst, seinen Geschwistern gegenüber, von seinem Erbtheile abgezogen würden.

Martin Leu lebte mit seiner Frau noch zwei Jahre in Paris und nahm dann seinen Abschied. Sie war bei der Rückkehr eine ganz ordentlich geschulte und gewitzigte Dame und machte keine Schulden mehr. Sie kannte die Ereignisse von Baden und hatte den Hugenotten wieder erkannt, ehe er es ahnte und selbst erzählte.

Wenn aber die Figura Leu später den Salomon Landolt fragte, ob er ihr wegen ihrer Dazwischen

kunft zürne und die Wendelgard doch lieber ſelbſt hätte, da ſie jetzt nicht ſo übel ausgefallen ſei und ſich früher offenbar dümmer geſtellt habe, als ſie geweſen, dann drückte er ihr die Hand und ſagte: „Nein, es iſt gut ſo!“ Die Wendelgard nannte er der Kürze halben den Capitän.

Grasmücke und Amſel.

Die einſeitige Anbetung der Schönheit wirkte aber unmittelbar nach ihrem Mißerfolge noch ſo nachtheilig auf Landolten ein, daß er den Halt vollends verlor und allen Eindrücken preisgegeben war. Wie wenn die Schwalben im Herbſt abziehen wollen, flatterten und lärmten alle Liebesgötter, und er beſtand noch im ſelben Jahre, da er der Wendelgard verluſtig ging, zwei Abenteuer, welche, wie es bei Zwillingen zuweilen geht, nur geringfügig waren und in die gleiche Windel gewickelt werden können.

Schon ſeit ein paar Jahren hörte Salomon in ſeinem Zimmer, das auf der Rückſeite des Hauſes lag, wenn das Wetter ſchön und die Luft mild war, jeden Morgen aus der entfernteren Nachbarſchaft, über die Gärten hinweg, von einer zarten Mädchenſtimme einen Pſalm ſingen. Dieſe Stimme, welche erſt die eines Kindes geweſen, war allmälig etwas kräftiger

geworden, ohne jemals eine große Stärke zu erreichen. Doch hörte er den regelmäßigen Gesang, der täglich vor dem Frühstück stattzufinden schien, gern und nannte die unsichtbare Sängerin die Grasmücke. Es war aber die Tochter des Herrn Proselytenschreibers und ehemaligen Pfarrherrn Elias Thumeysen, der sich der Last des eigentlichen Hirtenamtes mit dem Anfall eines artigen Erbes entledigt hatte, jedoch sich immer noch nützlich machte durch Besorgung einiger Actuariate, wie derjenigen der Exulanten- und Proselyten-Commissionen. Von letzterer führte er auf den Wunsch seiner Frau den Brauchtitel. Außerdem war er noch Reformationsschreiber und Vorsteher der Expektanten des zürcherischen Ministeriums; im Uebrigen malte er zu seinem Vergnügen von jenen Landkarten, in welchen uns jetzt die Welt auf dem Kopf steht, da Osten und Westen oben und unten, Norden und Süden aber links und rechts ist.

Sein Töchterlein, die Grasmücke, eigentlich Barbara geheißen, trieb aber noch ganz andere Künste, mit denen sie vom Morgen bis zum Abend beschäftigt war. Der Herr Proselytenschreiber, ihr Vater, machte nämlich auch Darstellungen aller möglichen Vögel; er klebte die natürlichen Federn derselben oder auch nur kleine Bruchstücke von solchen auf Papier zusammen und malte den Schnabel und die

Füße dran hin. Ein Haupttableau dieſer Art war ein ſchöner Wiedehopf in natürlicher Größe, im vollen Federſchmuck.

Barbara hatte nun dieſe Kunſt weiter entwickelt und veredelt, indem ſie das Verfahren auf die Menſchheit übertrug und eine Menge Bildniſſe in ganzer Figur anfertigte, an denen nur das Geſicht und die Hände gemalt waren, alles Uebrige aber aus künſtlich zugeſchnittenen und zuſammengeſetzten Zeugflickchen von Seide oder Wolle oder anderen natürlichen Stoffen beſtand; und gewiß konnten die Vögel des Ariſtophanes nicht tiefſinniger ſein, als diejenigen des Herrn Proſelytenſchreibers, da aus dieſen ein ſo artiges Geſchlecht menſchlicher Geſchöpfe hervorging, welches das Arbeitsſtübchen der kleinen Sängerin anfüllte. Da prangte vor Allem ihr Herr Oheim mütterlicher Seite, der regierende Herr Antiſtes, im geiſtlichen Habit von ſchwarzem Satin, ſchwarzſeidenen Strümpfen und einem Halskragen von zarteſter Muſſeline. Die Perücke war aus den Haaren eines weißen Kätzleins unendlich zierlich und mühevoll zu Stande gebracht; dazu harmonirten die waſſerblauen Augen in dem blaßroſigen Geſichte vortrefflich; die Schuhe waren aus glänzenden Saffianſchnipſelchen geſchnitten und die ſilbernen Schnallen aus Staniol,

die Schnittflächen des Liturgiebuches aber, das er in der Hand hielt, aus Goldpapier.

Diesen Pontifex, der hinter Glas und Rahmen an erster Stelle hing, umgaben die Abbilder vieler Herren und Damen verschiedenen Ranges und Standes; das Schönste war eine junge Frau in weißem Spitzengewande, das ganz aus feinstem Papier à jour gearbeitet sie umhüllte; auf der Hand saß ihr ein Papagei, aus den kleinsten Federchen eines Colibri mosaicirt. Gegenüber saß ein flötespielender Herr mit übergeschlagenen Beinen, in einem Rocke von azurblauem Atlas und mit einer kunstreichen Halskrause, der den Papagei im Gesange zu unterrichten schien, da dieser den Kopf lauschend nach ihm umdrehte. Die Knöpfe auf dem Kleide bestanden aus röthlichen Pailletten oder Flitterchen.

Auch paradirte eine Reihe stattlicher Militairpersonen zu Fuß, deren Uniformen, Tressen, Metallknöpfe, Degengefäße, Lederzeug und Federbüsche alle von gleichem, unverdrossenem Fleiße Zeugniß gaben; aber hier hatte Barbara Thumeysen die Grenzen ihrer Kunst angetroffen; denn als sie nun zu den berittenen Kriegsbefehlshabern übergehen wollte, verstand sie wol Schabracken, Sättel und Zaumzeug aus allen geeigneten Stoffen mit ihrem englischen Scheerlein zuzuschneiden und herzustellen; die Pferde aber zu

zeichnen ging über ihre Kräfte, indem sie bisher nur in menschlichen Köpfen und Händen sich geübt hatte; letzteres auch nur so so, la la. Es handelte sich also darum, einen Lehrer oder Gehülfen hiefür zu finden; als solcher wurde auf gehaltene Nachfrage Salomon Landolt genannt, welcher in Zürich derweilen der erste Pferdezeichner sei.

Der Herr Proselytenschreiber stattete daher unverhofft eines Tages dem Herrn Stadtrichter und Jägerhauptmann einen höflichen Besuch ab und trug ihm mit wohlgesetzten Worten das Ansuchen vor, seiner Tochter in Ansehung eines richtig gestellten Reitpferdes geneigten Unterricht und Beirath ertheilen zu wollen, so daß das Thier in natürlicher Gestalt und Farbe, in schulgerechtem Schritt, auf das Papier gemalt und nachher um so bequemer aufgezäumt und gesattelt, auch der Reiter in guter Haltung darauf gesetzt werden könne.

Landolt ließ sich gern zu dem Dienst bereit finden; einmal aus reiner Gefälligkeit und dann auch aus Neugierde, die Grasmücke zu sehen, die jeden Morgen so lieblich sang. Mit Verwunderung erblickte er erst die bunte Vogelwelt des Exulanten- und Proselytenschreibers, den Wiedehopf und all' die Stieglitze, Blutfinken, Häher, Spechte und Regenpfeifer; sodann vollends den Antisus und all' die Zunftmeister,

Zwölferherren, Obervögtinnen, Lieutenants und Capitäns der Jungfer Barbara, und diese selbst, die von zarter, aber ebenmäßiger Gestalt war, wie aus Elfenbein gedrechselt. Sie dünkte ihm das schönste Werklein unter all' den Vögeln und Menschenkindern des bescheidenen Museums, und er begann daher sogleich den Unterricht. Er erklärte ihr mit Hülfe mitgebrachter Vorlagen zuerst den Knochenbau eines Pferdes und lehrte sie, mit einigen geraden Strichen die Grundlinien und Hauptverhältnisse anzugeben, ehe es an die schwierigen Formgeheimnisse eines Pferdekopfes ging. So verbreitete sich der Unterricht allmälig über den ganzen Körper, bis endlich zur Farbe gegriffen und zur Darstellung der Schimmel, Füchse und Rappen geschritten werden konnte. Die Mähnen und Schwänze behielt Barbara sich vor, wiederum aus allerlei natürlichen Haaren zu machen.

Das angenehme Verhältniß dauerte mehrere Wochen, und immer zeigten sich noch kleine Unvollkommenheiten und Mängel, welche man zu überwinden trachtete. Landolt gewöhnte sich daran, jeden Vormittag ein oder zwei Stunden hinzugehen; es wurde ihm ein Glas Malaga mit drei spanischen Brödlein aufgestellt, und bald ließ man ihn auch mit der Schülerin allein als einen der sanftesten und ruhigsten Lehrer, die es je gegeben. Die Grasmücke war

so zutraulich wie ein gezähmtes Vögelchen und aß ihm bald die Hälfte der Spanischbrödchen aus der Hand, tunkte sogar den Schnabel in den Malagakelch. Eines Tages überraschte sie ihn mit der geheim ausgearbeiteten Darstellung seiner selbst, wie er in der Jägeruniform auf seinem Ukräner Apfelschimmel saß; es war natürlich nur seine linke Seite mit dem Degen, mit nur einem Bein und einem Arm; dagegen war die Mähne des Grauschimmels und der Schwanz aus ihren eigenen Haaren, die in der tiefsten Schwärze glänzten, geschnitten und angeklebt, und es konnte aus dieser Opferung, sowie aus dem ganzen Bildwerke erkannt werden, wie viel er bei ihr galt.

In der That hielt sie die beidseitigen Neigungen und Lebensarten für so gleichmäßig und harmonisch, daß ein glückliches Zusammensein im Falle einer Verbindung fast unverlierbar schien, wenn sie, leise errötheud, dergleichen Dinge gar ernstlich bei sich erwog; und Salomon Landolt glaubte seinerseits nichts Besseres wünschen zu können, als nach all' den Stürmen in diesen kleinen, stillen Hafen der Ruhe einzulaufen und sein Leben in dem grasmückischen Museum zu verbringen.

Auch in den beiden Häusern sah man die wachsende Vertrautheit der zwei Kunstbeflissenen nicht ungern, da eine Vereinigung beiden Theilen nur ersprießlich

und wünschenswerth schien; und so gedieh die Sache so weit, daß ein Besuch der Thumeyen'schen bei den Landoltischen eingeleitetet wurde unter dem diplomatischen Vorwande, der thumeyischen Jungfrau den Anblick der ihr noch gänzlich unbekannten Malereien Salomon's zu verschaffen.

Obgleich er eine entschiedene und energische Künstlerader besaß, hatte er den Stempel des abgeschlossenen, fertigen Künstlers nie erreicht, weil ihm das Leben dazu nicht Zeit ließ und er in bescheidener Sorglosigkeit überdies den Anspruch nicht erhob. Allein als Dilettant stand er auf einer außerordentlichen Höhe der Selbständigkeit, des ursprünglichen Gedankenreichthums und des unmittelbaren eigenen Verständnisses der Natur. Und mit dieser Art und Weise verband sich ein kecks, frisches Hervorbringen, das vom Feuer eines immerwährenden con amore im eigentlichsten Sinne beseelt war.

Seine Malkapelle, wie er sie nannte, bot daher einen ungewöhnlich reichhaltigen Anblick an den Wänden und auf den Staffeleien, und so mannigfaltig die Schildereien waren, die sich dem Auge darboten, so leuchtete doch aus allen derselbe kühne und zugleich still harmonische Geist. Der unablässige Wandel, das Aufglimmen und Verlöschen, Widerhallen und Verklingen der innerlich ruhigen Natur schienen nur die

wechſelnden Accorde deſſelben Tonſtückes zu ſein. Das Morgengrauen der Landſchaft, der verglühende Abend, das Dunkel der Wälder mit den mondbeſtreiften, thauſchweren Spinnweben im Geſträuche der Vorgründe, der ruhig im Blau ſchwimmende Vollmond über der Seebucht, die mit den Nebeln kämpfende Herbſtſonne über einem Schilfröhricht, die rothe Gluth einer Feuersbrunſt hinter den Stämmen eines Vorholzes, ein rauchendes Dörflein auf graugrüner Haide, ein blitzzerriſſener Wetterhimmel, regengepeitſchte Wellenſchäume, alles dies erſchien wie ein einziges, aber vom Hauche des Lebens zitterndes und bewegtes Weſen, und vor Allem als das Ergebniß eigenen Sehens und Erfahrens, eine Frucht nächtlicher Wanderungen, raſtloſer Ritte zu jeder Tageszeit und durch Sturm und Regen.

Nun war aber alles das auf's innigſte verwachſen und belebt mit einem Geſchlechte heftig bewegter und ſtreitbarer, oder einſam ſtreifender, oder flüchtig wie die Wolken über ihnen dahinjagender oder ſtill an der Erde verblutender Menſchen. Die Reiterpatrouillen des ſiebenjährigen Krieges, fliehende Kirgiſen und Croaten, fechtende Franzoſen, dann wieder ruhige Jäger, Landleute, das heimkehrende Pfluggeſpann, Hirten auf der Herbſtweide, dazu die von Krieg oder Jagd aufgeſcheuchten Wald- oder Waſſervögel, das

grasende Reh und der schleichende Fuchs, sie alle befanden sich immer an dem rechten und einzigen Fleck Erde, der für ihre Lage paßte. Oft auch erkannte man in dem grauen Schattenmännchen, das mühselig gegen einen Strichregen ankämpfte, unvermuthet einen Wohlbekannten, der offenbar zur Strafe für irgend eine Unart hier bildlich durchnäßt wurde; oder man sah eine weibliche Lästerzunge etwa als Nachthexe die Füße in einem Moortümpel abwaschen, der einen Rabenstein bespülte, oder endlich den Maler selbst über eine Anhöhe weg dem Abendroth entgegenreiten, ruhig ein Pfeiflein rauchend.

Der Besuch wurde in höflichster Weise bewerkstelligt und empfangen; als der Kaffee eingenommen war, führte Salomon das sorgfältig und halb feiertäglich gekleidete Fräulein in sein Künstlergemach, während die übrige Gesellschaft wohlbedacht zurückblieb, um sich im Garten zu ergehen und die innere und äußere Beschaffenheit des Hauses in Augenschein zu nehmen. Salomon zeigte und erklärte nun dem Fräulein die Bilder und dazwischen eine Menge anderer Gegenstände, wie Jagdgeräthe, Waffen, selbstzubereitete Thierskelette u. dergl. Die Gliederpuppe, welche in der Tracht eines rothen Husaren in einem Lehnstuhle saß und ein Staffeleibild zu betrachten schien, hatte sie schon beim Eintritt erschreckt und ihr einen schwachen Schrei

entlockt; nachher aber blieb sie still und gab durchaus kein Zeichen der Freude oder des Beifalles, oder auch nur der Neugierde von sich, da ihr diese ganze Welt fremd und unverständlich war. Salomon beachtete das nicht, er bemerkte es nicht einmal, weil er nicht auf Lob und Verwunderung ausging; er eilte in seinem Eifer, an's Ziel zu kommen, nur weiter von Bild zu Bild, während Barbara's von hellem Stoffe umspannte Brust immer höher zu athmen begann, wie von einer großen Angst. Vor einem Flußbilde, auf welchem der Kampf des ersten Frührothes mit dem Scheine des untergehenden Mondes vor sich ging, erzählte Landolt, wie früh er eines Tages habe aufstehen müssen, um diesen Effect zu belauschen, wie er denselben aber doch ohne Hülfe der Maultrommel nicht herausgebracht hätte. Lachend erklärte er die Wirkung solcher Musik, wenn es sich um die Mischung delicater Farbentöne handle, und er ergriff das kleine Instrumentchen, das auf einem mit tausend Sachen beladenen Tische lag, setzte es an den Mund und entlockte ihm einige zitternde, kaum gehauchte Tongebilde, die bald zu verklingen drohten, bald zart anschwellend ineinander verflossen.

„Sehen Sie," rief er, „dies ist jenes Hechtgrau, das in das matte Kupferroth übergeht auf dem Wasser, während der Morgenstern noch ungewöhnlich groß

funkelt! Es wird heute in dieser Landschaft regnen, denk' ich!"

Als er sich fröhlich nach ihr umsah, entdeckte er wirklich, daß Barbara's Augen schon voll Wasser standen. Sie war ganz blaß und rief wie verzweifelt:

„Nein, nein! Wir passen nicht zusammen, nie und nimmermehr!"

Ganz erschrocken und erstaunt faßte er ihre Hand und fragte, was ihr sei, wie sie sich befinde?

Sie entzog ihm aber heftig die Hände und begann mit verwirrten Worten anzudeuten, daß sie nicht das Mindeste von alledem verstehe, gar keinen Sinn dafür habe, noch je haben werde, daß alles das ihr fast feindlich vorkomme und sie beängstige; unter solchen Verhältnissen könne von einem harmonischen Leben keine Rede sein, weil jeder Theil nach einer anderen Seite hin ziehe; und Landolt könne ihre friedlichen und unschuldigen Uebungen, die sie bis jetzt glücklich gemacht hätten, ebensowenig achten und schätzen, als sie seiner Thätigkeit auch nur mit dem geringsten Verständnisse zu folgen vermöge.

Landolt fing an zu begreifen, wie sie es meine und was sie beunruhige, und er sagte, mild ihr zusprechend, seine Uebungen seien ja nur ein Spiel, gerade wie die ihrigen, und eine Nebensache, auf die es gar nicht ankomme. Allein seine Worte machten

die Sache nur ſchlimmer, und Barbara eilte in größter Aufregung aus dem Zimmer, ſuchte ihre Eltern auf und begehrte weinend nach Hauſe gebracht zu werden. Beſtürzt und rathlos wurde ſie von den Anweſenden umringt; auch Landolt war herbeigekommen, und wieder begann ſie ihre ſeltſamen Erklärungen. Es ſtellte ſich deutlicher heraus, daß ſie dem, was ſie quälte, eine viel größere Wichtigkeit beilegte, als der unſchuldigen Anſpruchsloſigkeit eines ſo zarten jungen Geſchöpfes eigentlich zugetraut werden konnte; daß aber die Unfähigkeit, über ſich ſelbſt hinwegzukommen und ein ihr Fremdes zu dulden, wol großentheils einer gewiſſen Beſchränktheit zuzuſchreiben ſei, in welcher ſie erzogen worden.

Alles Zureden Landolt's und ſeiner Eltern half nichts; diejenigen des verzweifelten Fräuleins aber ſchienen eher ihre Bangigkeiten zu theilen und beſchleunigten ſorglich den Rückzug. Es wurde eine Sänfte beſtellt, die Tochter hineingepackt, wo ſie ſofort das Vorhänglein zog, und ſo begab ſich die kleine Caravane, ſo ſchnell die Sänftenträger laufen mochten, hinweg, unter Verdruß und Beſchämung der Landolt-Familie.

Am nächſten Vormittag ging Salomon, ſobald er es für ſchicklich hielt, in das Haus des Proſelytenſchreibers, um nach dem Befinden ſeines Kindes zu

fragen und zu sehen, was zu thun und gut zu machen sei. Die Eltern empfingen ihn mit höflicher Entschuldigung und setzten ihm erklärend auseinander, wie nicht nur der tiefgehende Naturcultus und die wilde Skizzenlust seiner Schildereien, sondern auch der Manequin, die Thiergerippe und all' die anderen Seltsamkeiten das bescheidene Gemüth ihrer Tochter erschreckt hätten, und wie sie selbst auch finden müßten, daß solche ausgesprochene Künstlerlaune den Frieden eines bescheidenen Bürgerhauses zu stören drohte. Ueber diesen Reden, die den guten Salomon immer mehr in Verwunderung setzten, kam die Tochter herbei, mit verweinten Augen, aber gefaßt; sie reichte ihm freundlich die Hand und sagte mit sanften, aber entschlossenen Worten, sie könne nur unter der festen Bedingung die Seine werden, daß beide Theile dem Bilderwesen für immer entsagen und so alles Fremdartige, was zwischen sie getreten, verbannen würden, ein Jedes liebevoll sein Opfer bringend.

Salomon Landolt schwankte einen Augenblick; doch seine Geistesgegenwart ließ ihn bald erkennen, daß hier eine Form der Unbescheidenheit im Gewande unschuldiger Beschränktheit auftrete, die den Hausfrieden keineswegs verbürge und das geforderte Opfer allzu theuer mache, und er beurlaubte sich, ohne ein Wort zur Vertheidigung seiner Malkapelle vorzu-

bringen, von der Herrschaft, sowie von dem Wiedehopf und dem Herrn Antistes sammt ihrem ganzen Gefolge.

Kaum war die übliche Trauerzeit über das Hinscheiden einer Hoffnung vorbei und der Zorn der Großmutter über die „saubere Anzettelung", hinter die sie schließlich gekommen, verraucht, so flog die Amsel daher als die unmittelbare Nachfolgerin obiger Grasmücke.

Halb Stadtwohnung und halb Landgut, lag in einer der Vorstädte mitten in schönen Gärten ein Haus, in welches Landolt nicht selten zu kommen pflegte, da er in demselben befreundet und auch wohl angesehen war. Als ein Wahrzeichen dieser Besitzung konnte gelten, daß auf einer hohen Weymouthsfichte, die in einer Gartenecke stand, das heißt auf der obersten Spitze dieses Baumes, jedes Frühjahr allabendlich eine Amsel saß und mit ihrem wohltönenden Gesange die ganze Gegend erfreute. Von dieser Amsel her benannte Landolt, nach seiner Weise, das nächstliegende Merkmal zu ergreifen, das schöne Mädchen Aglaja, was übrigens auch kein Christenname, sondern eine weitere von ihm ersonnene Benennung ist, da er diesen Namen einer der drei Grazien mit dem Namen der Pflanze Agley, Aquilegia vulgaris,

irrthümlich für dasselbe Wort hielt. Zu diesem Irrthum hatte ihn der zier- und anmuthsvolle Anblick der Akleypflanze verleitet, deren bald blaue, bald violette Blumenglocken ihm eben so reizend um die schwanken, hohen Stengel zu schweben und zu nicken schienen, wie die aschblonden Locken der Amsel oder Aglaja um deren Nacken.

Als er im vergangenen Frühling eines Abends an jenem Hause vorübergegangen, war er einen Augenblick still gestanden, um dem Gesange der Amsel zuzuhören, und hatte das schöne Wesen zum ersten Mal unter dem Baume stehend gesehen. Es war eine Tochter des Hauses, die von mehrjährigem Aufenthalte im Auslande zurückgeholt worden. Seine Augen hatten sie sehr wohl aufgefaßt; da er aber damals just in den Wendelgardischen Handel verwickelt war, so ging er seines Weges weiter, nachdem er den Hut gezogen hatte.

Jetzt war es Herbst geworden, und wie Salomon im milden Sonnenschein am Saum eines Gehölzes hinstrich und eine verspätet blühende Aglei fand, dieselbe brach und betrachtete, fiel ihm plötzlich das Mädchen unter dem Amselbaum ein, dessen er seither nie mehr gedacht hatte. Diese geheimnißvolle, unmittelbare Einwirkung der Blume erschien seinem vielgeprüften und noch suchenden Herzen wie ein spät,

aber um ſo klarer aufgehender Stern, eine untrügliche Eingebung höherer Art. Er ſah die ſchlanke Geſtalt mit dem gelockten Haupt deutlich gegenwärtig, wie ſie eben mit geſenktem Blicke dem Geſange des Vogels gelauſcht und nun die ernſten Augen auf den Grüßenden richtete.

Am Abend deſſelben Tages noch machte er in dem Hauſe zum erſten Mal ſeit geraumer Zeit wieder ſeinen Beſuch und blieb gegen drei Stunden bei der Familie in guter Unterhaltung. Aglaja ſaß ſtill am Tiſche, mit Stricken beſchäftigt, und betrachtete Salomon ganz offen und aufmerkſam, wenn er ſprach; oder wenn ein Anderer etwas Bemerkenswerthes ſagte, ſah ſie wieder zu ihm hin, wie wenn ſie ſeine Meinung hierüber erforſchen wollte. Es war ihm ſehr wohl zu Muth, und als er fortging, gab ſie ihm mit einem feſten Schlage die Hand und ſchüttelte die ſeinige wiederholt, wie einem alten Freunde. Als er ſie bald nachher auf der Straße traf, erwiderte ſie ſeinen Gruß mit einem leiſen Lächeln der Freude über die unverhoffte Begegnung, und nicht lange darauf ſandte ſie ſogar eine ſchriftliche Botſchaft an den neuen Freund und fragte ihn, ob er nicht der kleinen Weinleſe beiwohnen möge, die ſoeben bei ihnen gehalten und heute Abend mit einer beſcheidenen häuslichen Luſtbarkeit ihren Abſchluß finden

würde. Gern sagte er zu und begab sich zur geeigneten Zeit, mit Feuerwerk versehen, nach dem halb ländlichen Wohnsitze, wo eine Menge junger Leute und Kinder fröhlich versammelt waren. Er machte sich mit seinen Raketen und kleinen Sonnen nützlich und beliebt bei der aufgeregten Jugend; wiederholt kam Aglaja, die überall ordnete und sorgte, ihm ihre Freude über sein Kommen und seine vortrefflichen Leistungen zu bezeugen; und als es zum üblichen Winzermahle ging, welches die Hausfrau, ihre Mutter, wegen Unwohlseins im Stiche lassen mußte, setzte sie ihn unten an den langen Tisch, aber neben ihren eigenen Platz.

Auch hier erwies er sich brauchbar, indem er mit leichter Hand eine Gans und zwei Hasen zerlegte, worüber Aglaja auf's Neue Freude und Beifall äußerte, und zwar wie Jemand, dem es willkommen ist, solches thun zu können; obgleich die Gelegenheit davon herrührte, daß der Papa sich an einem Schwärmer die Hand verbrannt hatte und daher nicht selbst tranchirte. Als die Eßlust der munteren Schaar gestillt war und Geräusch, Gesang, Musik und Tanz das Feld behaupteten, lehnte Aglaja sich zufrieden in ihren Stuhl zurück, vorgebend, daß sie vom Tagewerk nun ausruhen müsse, und es fiel ihr leicht, ihren Nachbar neben sich zu behalten. Sie unter-

hielten sich, von der lärmenden Herbstfreude ungestört, mit großer Kurzweil und ruhigem Genügen an schlichter Wechselrede. Aglaja sah den Salomon immer wieder mit forschender Freundlichkeit an, und wenn sie dann den Blick sinnend vor sich hin richtete, betrachtete er wiederum den reizenden Kopf und die anmuthige Gestalt. Kurz und gut, sie wurden in diesen Stunden erklärte gute Freunde, und das liebenswerthe Mädchen bat den jungen Mann beim Abschiede förmlich, seine Besuche ja doch fleißiger zu wiederholen und einen getreulichen Verkehr, den sie nicht gerne entbehre, mit ihr zu unterhalten.

Sie wußte in der Folge denn auch immer neue Botschaft zu senden, etwas auszubitten oder Versprochenes zu erfüllen, das sie sich geschickt hatte ablocken lassen, und Salomon erwog im warmen Herzen, daß er jetzt endlich vor die rechte Schmiede gekommen sei.

„Das ist Eine," dachte er, „die weiß, was sie will, und steuert offen und ehrlich, ohne sich zu zieren, auf das Ziel los; ob dieses Ziel ein kluges oder unkluges ist, bin ich nicht so thöricht zu untersuchen, da es mich selbst angeht. Jeder sehe, wie er zu dem Seinigen kommt!"

So wiegte er sich immer tiefer in einen Traum hinein, der süßer und lieblicher schien, als alle früheren

Träume, und ein rechtes neues Leben, klar und ruhig, wie der blaue Himmel. Doch scheute er sich mit unbewußter Vorsicht, die Klarheit zu trüben und die Sache zu übereilen, sondern genoß den Winter hindurch diese noch nie erlebte Ruhe in der Leidenschaft mit wachsender Sicherheit und um so inniger, als Aglaja mehr ernster als heiterer Stimmung war und oft sich einem träumerischen Sinnen hingab, aus welchem sie dann unversehens die Augen auf ihn richtete.

„Ei," dachte er, „lassen wir das Fischlein auch einmal ein wenig zappeln! Diese Nation hat uns schon genug geplagt!"

Aber im Frühjahr gewann es den Anschein, als ob Aglaja selbst die Sache in die Hand nehmen wolle. Sie äußerte unvermuthet den Wunsch, ihre vernachlässigten Reitübungen wieder aufzunehmen, und lenkte es mit geringer Mühe so, daß Landolt als ihr Begleiter und Lehrer auserwählt wurde. Sie ritten also zusammen auf den schönsten Wegen der Umgebung, auf den Seestraßen und durch die hochgelegenen Gehölze, wobei Aglaja freilich zeigte, daß sie durchaus keines Unterrichtes mehr bedurfte. Desto vertrauter und mannigfacher waren ihre Gespräche, und sie theilten sich mit, was sie freute oder verdroß an der schönen Welt, auf der holperigen Erde.

Von den mehrfachen Liebesgeſchichten Salomon's mochte das Eine oder das Andere durchgeſickert ſein; gewiß war, daß von der Proſelytenſchreiberei aus das letzte Abenteuer in den Mund der Leute gekommen, ſchon weil das tragiſche Ende des Beſuches und der feierliche Abzug mit der Sänfte eine ausreichende Darſtellung erforderte.

Hierauf bezog Landolt die Worte Aglajens, als ſie bei einem Halt unter grünenden Linden, während ſie die Pferde verſchnaufen ließen, mit theilnahmvoller leiſer Stimme zu ihm ſagte:

„Liebſter Freund, Sie ſind gewiß auch ſchon recht unglücklich geweſen!“

Ueberraſcht von der plötzlichen Frage erwiderte er mit einem lachenden Blicke blos: „O, es macht ſich ſo! Ich kann faſt ſagen wie Vetter Stille, ich ſei auch ſchon ein paar Mal luſtig oder unluſtig geweſen in meinem Leben!“ Bei ſich aber dachte er: Jetzt iſt die Zeit da! Jetzt muß es geſchehen! Aber ſei es nun, daß er die Situation zu Pferde nicht für geeignet hielt, die Liebeserklärung mit den begleitenden Umſtänden einer ſolchen zu wagen, oder daß ein letztes Zögern der Vorſicht ihn beſtimmte: er ſetzte die Pferde in raſchen Trab, ſo daß die Unterhaltung abbrach. Um ſo wärmer aber drückte ihm Aglaja beim Abſchiede die Hand, und kaum nach Hauſe gelangt,

ſchrieb er ihr in wenigen Zeilen, wie lieb ſie ihm ſei. Sogleich ſchrieb ſie ihm zurück, ſeine lieben Worte rühren, erfreuen und ehren ſie; er möge ſie morgen zu einem langen Spaziergange abholen, ein ſchicklicher Vorwand werde ſich finden. In aller Frühe kam noch ein Briefchen, in welchem ſie die Form und den Vorwand feſtſetzte, ein zufälliges Zuſammentreffen zweier Beſuche in gleicher Gegend, zweckmäßige Begleitung auf Fußpfaden bei dem ſchönen Wetter u. ſ. w.

Landolt kleidete ſich ſorgfältiger als gewöhnlich, faſt wie ein Lacedämonier, der in die Schlacht geht; er that ſogar ein Paar Granatknöpfe in die Manſchetten und nahm ein ſchlankes Rohr mit ſilbernem Knaufe zur Hand.

Auch Aglaja war ſchon im ſchönſten Sommerſtaat, als er kam; ſie trug ein weißes, mit Veilchen bedrucktes Kleid und lange Handſchuhe vom feinſten Leder. Der koſtbarſte Schmuck aber waren ihre Augen, mit welchen ſie einen dankbar leuchtenden Blick auf Salomon warf, als ſie ihm die Hand gab. Ungeduldig, wie Einer, der in großer Angelegenheit einen bedeutenden Schritt weiter zu kommen hofft, drängte ſie zum Aufbruch.

Wie er die ſeltene Geſtalt auf ſchmalem Pfade vor ſich herwandeln ſah, pries er in ſeinem Herzen

jene ſchlanke Agleypflanze mit ihrem Glockenhaupt, die ihn auf einen ſo lieblichen Weg geführt hatte. Ein Lufthauch rauſchte leiſe in dem jungen Buchenlaub, unter welchem ſie gingen, und regte leicht die Locken auf Aglaja's Nacken und Schultern.

„Es iſt doch eine ſchöne Sache um die Sprichwörter!“ ſagte er bei ſich ſelbſt; „wer zuletzt lacht, lacht am beſten, und Ende gut, Alles gut!“

In dieſem Augenblicke wendete ſich Aglaja und trat, da der Weg breiter wurde, neben ihn; ſie gab ihm nochmals die Hand, eine ſchöne Röthe verklärte ihr Geſicht, und mit ſtrahlenden Augen, die ſich mit Thränen füllten, ſagte ſie:

„Ich danke Ihnen für Ihre edle Neigung und für Ihr Vertrauen! Es muß und wird Ihnen gut gehen und beſſer, als wenn ich auserſehen wäre, Sie zu beglücken! So wiſſen Sie denn, daß ich ſelbſt in einer ſelig-unſeligen Leidenſchaft gefangen liege, daß ein heißgeliebter Mann mich wieder liebt, ja, daß ich geliebt bin, Ihnen darf ich es ſagen!“

Und ſo erzählte ſie mit vielen leidenſchaftlich bewegten Worten ihre Liebes- und Leidensgeſchichte, daß es in Deutſchland geſchehen ſei und einen Geiſtlichen betreffe.

„Ein Pfaff!“ ſagte Landolt faſt tonlos, und erſt jetzt ſtolperte er ein wenig, trotz ſeines ſilberbeſchlagenen

Stabes, und obgleich nicht der kleinste Stein im Wege lag.

„O, sagen Sie nicht Pfaff!“ rief sie flehentlich; „es ist ein wunderbarer Mensch! Sehen Sie her, sehen Sie in dies unergründliche Auge!“

Sie riß ein Medaillon aus dem Busen, das sie an einem wohlverborgenen Schnürchen trug, und zeigte ihm das Bildniß. Es war ein junger Mann in schwarzer Tracht, mit ziemlich regelmäßigen Gesichtszügen und allerdings großen, dunklen Augen, mit welchen manche Maler Jesum von Nazareth darstellen. Man konnte sie auch schwarze Junoaugen nennen. Landolt aber dachte, indem er das Bild mit bitteren Gefühlen, aber starren Blicken betrachtete: es sind die Augen einer Kuh!

Als sie es wieder in den weißen Busen versorgte, war es ihm, als hörte er es dort leise kichern, nach dem Wort: wer zuletzt lacht, lacht am besten.

Die Geschichte, die Aglaja nun zu erzählen fortfuhr, war aber ungefähr diese: Als halberwachsenes Mädchen schon zu einer blutsverwandten Familie in der deutschen Stadt X. gebracht, um dort ausgebildet zu werden, hatte sie im Hause derselben den jungen Geistlichen kennen gelernt, der ungeachtet seiner Jugend als Kanzelredner bereits in großem Ansehen stand. Er war sehr orthodox und hatte trotzdem einen Anflug

damaliger pietistischer Schwärmerei; vom Göttlichen und Seligmachenden, von unerschöpften Liebesschätzen und der ewigen Heimat der Menschen sprach er so heißblütig und überzeugt, daß alles dies in seiner Person zugegen und verbürgt schien, und in Verbindung mit den bestrickenden Augen in dem jungen, unerfahrenen Mädchen eine unbezwingliche Sehnsucht nach dem Besitze seines Herzens erweckte, welche Sehnsucht durch eine überreiche Phantasie, die Alles noch übergüldete und verklärte, zu einer süßbitteren glühenden Leidenschaft verstärkt wurde, die mit den Jahren wuchs, anstatt abzunehmen. Solch' eine Leidenschaft, die sich natürlich bald verräth, hätte nicht in einem so schönen Wesen wohnen müssen, wenn sie nicht entschiedene Gegenliebe finden sollte. Allein die verwandte Familie sowol wie das elterliche Haus waren einer Verbindung aus mehr als einem Grunde abgeneigt, und je ernster der Seelenzustand der anmuthigen Aglaja wurde, desto ernster wurden auch die Schwierigkeiten, die sich ihrem Sehnen und Wünschen entgegenthürmten, so daß sie zuletzt gewaltsam herausgerissen und nach Hause geholt wurde.

Da sie aber von tiefgründigem Charakter war, hielt sie nur um so beharrlicher an ihrer Neigung fest; sie wechselte Briefe mit dem Geliebten, äußerlich ruhig, innen aber von nie ruhender Hoffnung bewegt,

die auf's Neue mächtig aufflammte, als der junge Priester, der einen großen Herrn begleitete, auf einer Schweizerreise sie zu sehen Gelegenheit fand und selbst in ihrem Hause Zutritt erhielt. Allein so geborgen seine Stellung und Zukunft schien, änderten sich die Dinge und die Gründe des Widerstandes ihrer Eltern doch nicht, welche eben von Haus aus andere Absichten mit der Tochter hegten und mit ruhiger Milde und Liebe, aber eben so großer Ausdauer an ihrem Plane festhielten.

So standen die Sachen, als Aglaja, die sich stets nach Hülfe umsah, den Salomon Landolt auf dem beschriebenen kleinen Umwege zum Freunde und Helfer warb, der er auch wurde.

Er begleitete sie getreulich bis zu dem Landsitze, den sie aufsuchen wollte, und holte sie gegen Abend dort ab, und als sie nach Hause kamen, hatte sie ihn ganz für sich gewonnen. Er liebte und bewunderte ihre Liebe, dergleichen er noch nicht gesehen, wurde sogar für den glücklichen Geliebten eingenommen und hielt es für Recht und Pflicht und für eine Ehre, der schönen Aglaja zu helfen.

Erst sprach er mit dritten einflußreichen Personen in vertraulicher Weise und wußte die Eltern mit neuen Gesichtspunkten und Rathschlägen zu umgeben; dann sprach er mit Vater und Mutter selbst wiederholt, und

bevor ein halbes Jahr verflossen war, hatte er die Wege geebnet und konnte der geistliche Herr die Braut heimführen. Sie hatte dem Freunde sogar den Titel Consistorialräthin und Hofpredigerin zu danken, da er, um sie gut zu betten, die erhabensten und gelehrtesten Correspondenten Zürich's in Tribulation gesetzt hatte.

Seine herzliche Theilnahme blieb ihr auch noch, als sie vier oder fünf Jahre später als einsame Wittwe zurückkehrte; denn leider war der tiefe Glanz der Augen ihres Mannes zum Theil auch die Folge einer hektischen Leibesbeschaffenheit gewesen und er früh an der verzehrenden Krankheit gestorben. Ebenso verzehrend war freilich der brennende Ehrgeiz des Mannes gewesen, seine unaufhörliche Sorge für irdisches Ansehen, Beförderung und Auskommen, und Aglaja mußte vor- und nachher nie so viel ängstliches Berechnen von Einkünften, Zehnten und Sporteln erleben, wie in den kurzen Jahren ihrer Ehe. Desto gefaßter und ergebener schien sie jetzt ihre Tage zu verbringen. —

Dieses waren nun die fünf weiblichen Wesen und alten Liebschaften, welche bei sich zu vereinigen es den Landvogt von Greifensee gelüstete. Zwei oder drei lebten in Zürich, die anderen nicht weit davon, und es kam nur darauf an, sie in der Weise herbeizulocken, daß keine von der anderen wußte und auch jede allein kam, in der Meinung, sie werde befreundete Gesellschaft

finden. Das Alles beredete er mit der Frau Marianne und traf die geeigneten Veranstaltungen. Er setzte den letzten Tag des Maimonats für das große Fest an und ließ die Einladungen ergehen, welche sämmtlich ohne Arg angenommen wurden, so daß bis dahin die Sache trefflich gelang.

Mit dem ersten Morgengrauen des 31. Mai stieg Landolt auf die oberste Warte des Schloßthurmes und schaute nach dem Wetter aus. Der Himmel war ringsum wolkenlos, die Sterne verglühten, im Osten begann es rosig zu werden. Da steckte er die große Herrschaftsfahne mit dem springenden Greifen auf den Wimperg der Burg, und hinter die Ringmauer stellte er zwei kleine Kanonen, um mit ihrem Donner die ankommenden Schönen zu begrüßen. Um sicher zu sein, hatte er dafür gesorgt, daß Jede mit besonderem Fuhrwerk abgeholt und herbeikutschirt wurde. Die gesammte Dienerschaft mußte sich in den Sonntagsstaat hüllen; das Zierlichste aber war sein Affe Cocco, welcher, für diesen Tag besonders abgerichtet, als eisgraues Mütterchen gekleidet, auf einem mächtigen Haubenbande die Inschrift trug: Ich bin die Zeit!

Im Innern des Hauses stand die Frau Marianne als Haushofmeisterin bereit in einer verjährten, reichen

Tracht mit katholiſch-tiroliſchem Pomp; ihr war zur Seite gegeben ein ſchöner vierzehnjähriger Knabe, welchen der Landvogt eigens ausgeſucht und in das Gewand einer reizenden Zofe gekleidet hatte, die zur Bedienung der Damen beſtimmt wäre.

Gegen neun Uhr erdröhnte der erſte Kanonenſchuß; man ſah zwiſchen den Bäumen und Hecken gemächlich eine Kutſche daherfahren, in welcher Figura Leu ſaß. Als der Wagen vor dem Schloßthore hielt, ſprang der Affe mit einem großen, duftigen Strauße von Roſen hinauf und drückte ihr denſelben mit poſſirlichen Geberden in die Hände. Den Rebus augenblicklich verſtehend, nahm ſie den Cocco ſammt den Roſen auf den Arm und rief im Ausſteigen erfreut und voll Heiterkeit, indem der Landvogt, den Degen an der Seite und den Hut in der Hand, ihr grüßend den Arm bot: „Was gibt es denn Alles bei Ihnen, was bedeutet die Fahne auf dem Dache, die Kanone, und die Zeit, die Roſen bringt?“

Da ſie ganz ſchuldlos und ihm die Liebſte war, ſo weihte er ſie in das Geheimniß ein und anvertraute ihr, daß heut alle fünf Bewußten hier zuſammentreffen würden. Sie erröthete zuerſt. Als ſie aber ein wenig nachgedacht, lächelte ſie nicht unfein. „Sie ſind ein Schelm und ein Poſſenreißer!“ ſagte ſie; „nehmen Sie ſich in Acht, wir werden Sie an's

Kreuz schlagen und ihren Affen braten, sammt seinen Rosen, singe aux roses! nicht wahr, Cocco, kleiner Landvogt?"

Kaum hatte er sie in die Wohnung hinauf geführt, wo sie von Frau Marianne und dem Zofenknaben sogleich bedient wurde, so donnerte das Geschütz von Neuem, und es fuhren zwei Wagen gleichzeitig vor. Es waren Wendelgard und Salome, der Capitän und der Distelfink, welche ankamen und sich schon auf dem Wege gegenseitig gewundert hatten, wer in der andern stets in Sicht fahrenden Kutsche sein möge. Diese zwei Damen wußten von einander und ihren einstmaligen Beziehungen zum Landvogt; sie betrachteten sich schnell mit neugierigen Blicken, wurden aber bald abgezogen durch Cocco, der mit neuen Rosen gehüpft kam, und Landolt, der sie, an jedem Arm eine, in's Haus führte.

Dort hatte inzwischen Frau Marianne ihr erstes Examen mit Figura eben beendigt; da sie dieselbe unschuldig wußte, so verhielt sie sich gnädig und menschlich gegen sie; desto feuriger funkelten aber ihre Augen, als Salome und Wendelgard eintraten. Die Flügel ihrer Hakennase und die Oberlippe, auf welcher ein schwärzlicher Schnurrbart lag, zitterten leidenschaftlich den zwei schönen Frauen entgegen, die einst vom Landvogt abgefallen waren, und es bedurfte eines

ſtrengen Blickes des Herrn, um die treue Haushälterin im Zaume zu halten und ſie zu einem leidlich höflichen Benehmen zu zwingen.

Auch die Aglaja, die nun anlangte und auf gleiche Weiſe empfangen wurde, wie ihre Vorgängerinnen, mußte eine ſehr kritiſche Beſichtigung aushalten, da noch nicht entſchieden war, ob die That, die ſie an Landolten gethan, um einen Helfer in der Noth zu gewinnen, verzeihlich oder unverzeihlich ſei. Die Alte ließ ſie jedoch mit einem heimlichen Murren paſſiren, in Betracht, daß Aglaja immerhin einer echten Liebe fähig geweſen und nach der erſten Neigung geheirathet habe.

Kaum eines Blickes aber würdigte ſie die Grasmücke, deren Ankunft die letzten Kanonenſchüſſe verkündigten. Was ſollte ſie mit einer Fliege, die gewagt hatte, mit dem Herrn Landvogt anzubinden, und ſich dann doch vor ihm ſcheute?

Der Landvogt merkte gleich, daß die zarte Grasmücke, die ſo ſchon faſt zitterte und nicht wußte, wie ſich wenden unter den Prachtgeſtalten, verloren war vor der alten Huſarin, und befahl ſie mit wenigen heimlichen Worten in den beſonderen Schutz der Figura, die ſich ſofort ihrer annahm. Im Uebrigen geſchah jetzt ein großes Vorſtellen und Begrüßen; die Figura Leu ausgenommen, ſahen ſich die hübſchen Frauen gegenſeitig und über's Kreuz an und wußten nicht,

woran sie waren; denn natürlich kannten sie sich alle vom Sehen und Hörensagen schon, abgesehen von der Schwägerschaft zwischen Wendelgard und Figura. Doch verbreitete letztere so gut wie des Landvogts glückliche Stimmung sogleich einen heiteren, vergnügten Ton; auch wurde keiner müßigen Spannung Raum gelassen, vielmehr ein leichtes Frühstück herumgeboten, in Thee und süßem Wein mit Gebäck bestehend. Frau Marianne besorgte das Einschenken, der Knabe trug die Tassen und Gläschen herum, und die Damen betrachteten Alles neugierig, besonders die vermeintliche junge Zofe, die ihnen etwas verdächtig erschien. Dann beguckten sie herumgehend die Wände rings, die Einrichtung des Zimmers und wiederum Eine die Andere, während Landolt Eine nach der Andern höflich vertraut ansprach und mit zufriedenem Auge prüfte und verglich, bis sie endlich über ihre Lage klar wurden und merkten, daß sie in einen Hinterhalt gerathen waren. Sie fingen wechselweise an zu erröthen und zu lächeln, endlich zu lachen, ohne daß jedoch der Grund und das offene Geheimniß ausgesprochen wurde; denn der Landvogt dämpfte unversehens die Fröhlichkeit mit der feierlich ernsten Entschuldigung, daß er jetzo eine kurze Stunde seinem Amte leben und als Richter einige Fälle abwandeln müsse. Da es alles leichtere Sachen und kleine Eheſtreitigkeiten seien, meinte er, würde es

die Damen vielleicht unterhalten, den Verhandlungen beizuwohnen. Sie nahmen die Einladung dankbar an, und er führte ſie demgemäß in die große Amtsſtube, wo ſie auf Stühlen zu beiden Seiten ſeines Richterſtuhles Platz nahmen, gleich Geſchworenen, während der Schreiber an ſeinem Tiſchchen vor ihnen in der Mitte ſaß.

Der Amtsdiener oder Weibel führte nunmehr ein ländliches Ehepaar herein, welches in großem Unfrieden lebte, ohne daß der Landvogt bis jetzt hatte ermitteln können, auf welcher Seite die Schuld lag, weil ſie ſich gegenſeitig mit Klagen und Anſchuldigungen überhäuften und Keines verlegen war, auf die grobe Münze des Andern Kleingeld genug herauszugeben. Neulich hatte die Frau dem Manne ein Becken voll heißer Mehlſuppe an den Kopf geworfen, ſo daß er jetzt mit verbrühtem Schädel daſtand und bereits ganze Büſchel ſeines Haares herunterfielen, was er mit höchſter Unruhe alle Augenblicke prüfte, und es doch gleich wieder bereute, wenn ihm jedesmal ein neuer Wiſch in der Hand blieb. Die Frau aber leugnete die That rundweg und behauptete, der Mann habe in ſeiner tollen Wuth die Suppenſchüſſel für ſeine Pelzmütze angeſehen und ſich auf den Kopf ſtülpen wollen. Der Landvogt, um auf ſeine Weiſe einen Ausweg zu finden, ließ die Frau abtreten und ſagte

hierauf zum Manne: „Ich sehe wol, daß Du der leidende Theil und ein armer Hiob bist, Hans Jacob, und daß das Unrecht und die Teufelei auf Seiten Deiner Frau sind. Ich werde sie daher am nächsten Sonntag in das Drillhäuschen am Markte setzen lassen, und Du selber sollst sie vor der ganzen Gemeinde herum drehen, bis Dein Herz genug hat und sie gezähmt ist!“ Allein der Bauer erschrak über diesen Spruch und bat den Landvogt angelegentlich, davon abzustehen. Denn wenn seine Frau, sagte er, auch ein böses Weib sei, so sei sie immerhin seine Frau, und es gezieme ihm nicht, sie ihn solcher Art der öffentlichen Schande preiszugeben. Er möchte bitten, es etwa bei einem kräftigen Verweise bewenden lassen zu wollen. Hierauf ließ der Landogt den Mann hinausgehen und die Frau wieder eintreten. „Euer Mann ist“, sagte er zu ihr, „allem Anschein nach ein Taugenichts und hat sich selbst den Kopf verbrüht, um Euch in's Unglück zu stürzen! Seine ausgesuchte Bosheit verdient die gehörige Strafe, die Ihr selbst vollziehen sollt! Wir wollen den Kerl am Sonntag in das Drillhäuschen setzen, und Ihr möget ihn alsdann vor allem Volk so lange drillen, als Euer Herz verlangt!“ Die Frau hüpfte, als sie das hörte, vor Freuden in die Höhe, dankte dem Herrn Landvogt für den guten Spruch und schwur, daß sie die Drille so gut drehen

und nicht müde werden wolle, bis ihm die Seele im Leibe weh thue!

„Nun ſehen wir, wo der Teufel ſitzt!“ ſagte der Landvogt in ſtrengem Ton und verurtheilte das böſe Weib, drei Tage bei Waſſer und Brot im Thurm eingeſperrt zu werden. Zornig blickte der Drache um ſich, und als ſie links und rechts die Frauen mit den Roſen ſitzen ſah, die ſie furchtſam betrachteten, ſtreckte ſie nach beiden Seiten die Zunge heraus, ehe ſie abgeführt wurde.

Jetzt erſchien ein ganz abgehärmtes Ehepaar, das den Frieden nicht finden konnte, ohne zu wiſſen, warum. Die Quelle des Unglücks lag aber darin, daß Mann und Frau vom erſten Tage an nie mit einander ordentlich geſprochen und ſich das Wort gegönnt hatten, und dieſes kam wiederum daher, daß es beiden gleichmäßig an jeder äußeren Anmuth fehlte, die einem Verweilen auf irgend einem Verſöhnungspunkte gerufen hätte. Der Mann, der ein Schneider war, beſaß ein tiefes Gerechtigkeitsgefühl, wie er meinte, und grübelte während des Nähens unaufhörlich über daſſelbe nach, während andere Schneider etwa ein Liedchen ſingen oder einen ſchnöden Spaß ausdenken; die Frau beſorgte ausſchließlich das kleine Ackergütchen und nahm ſich bei der Arbeit vor, beim nächſten Auftritt nicht nachzugeben, und da ſie beide

fleißige Leute waren, so fanden sie fast nur während des Essens die zum Zanken nöthige Zeit. Aber auch diese konnten sie nicht gehörig ausnützen, weil sie gleich im Beginn des Wortwechsels neben einander vorbeischossen mit ihren gespitzten Pfeilen und in unbekannte Sumpfgegenden geriethen, wo kein regelrechtes Gefecht mehr möglich war und das Wort in stummer Wuth erstickte. Bei dieser Lebensweise schlug ihnen die Nahrung nicht gut an, und sie sahen aus wie Theuerung und Elend, obgleich sie, wie gesagt, nur an Liebenswürdigkeit ganz arm waren, freilich das ärmste Proletariat. Gestern war der Zorn des Mannes auf das äußerste gestiegen, so daß er aufsprang und vom Tische weglief. Weil aber das durchlöcherte Tischtuch an einem seiner Westenknöpfe hängen blieb, zog er dasselbe sammt der Haferſuppe, der Krautschüssel und den Tellern mit und warf Alles auf den Boden. Die Frau nahm das für eine absichtliche Gewaltthat, und der Schneider ließ sie, plötzlich von Klugheit erleuchtet, bei diesem Glauben, um sein Ansehen zu stärken und seine Kraft zu zeigen. Die Frau aber wollte dergleichen nicht erdulden und verklagte ihn beim Landvogt.

Als dieser sie nun nach einander abhörte und ihr trostloses Zänkeln, das gar keinen Compaß noch Steuerruder hatte, wahrnahm, erkannte er die

Natur ihres Handels und verurtheilte das Paar zu vier Wochen Gefängniß und zum Gebrauch des Ehelöffels. Auf ſeinen Wink nahm der Weibel dieſes Geräth von der Wand, wo es an einem eiſernen Kettlein hing. Es war ein ganz ſauber aus Lindenholz geſchnitzter Doppellöffel mit zwei Kellen am ſelben Stiele, doch ſo beſchaffen, daß die eine aufwärts, die andere abwärts gekehrt war.

„Seht," ſagte der Landvogt, „dieſer Löffel iſt aus einem Lindenbaume gemacht, dem Baume der Liebe, des Friedens und der Gerechtigkeit. Denket beim Eſſen, wenn Ihr einander den Löffel reicht (denn einen zweiten bekommt Ihr nicht), an eine grüne Linde, die in Blüthe ſteht und auf der die Vögel ſingen, über welche des Himmels Wolken ziehen und in deren Schatten die Liebenden ſitzen, die Richter tagen und der Friede geſchloſſen wird!"

Das Männlein mußte den Löffel tragen, die Frau folgte ihm mit der Schürze an den Augen, und ſo wandelte das bleiche, magere Pärchen trübſelig an den Ort ſeiner Beſtimmung, von wo es nach vier Wochen verſöhnt und einig und ſogar mit einem zarten Anflug von Wangenroth wieder hervorging.

Nach dieſem wurde, und zwar aus dem Gefängniß, eine verdrießliche, dicke Frau vorgeführt, die mürriſch um ſich blickte und ſich nicht wohl befand.

Es war die Gattin eines Untervogts, welche ihren Mann beredet hatte, den Landvogt mit einem Kalbsviertel zu bestechen, daß er ihnen günstig gesinnt würde und durch die Finger sehe. Herr Landolt hatte die Frau, die das Fleisch selbst hertrug und scherwenzelnd überreichte, so lange in den Thurm gesetzt, bis das Viertelskalb von ihr aufgegessen war, das sorgfältig für sie gekocht wurde. Sie hatte sich begreiflicher Weise damit beeilt, so sehr sie konnte, und vermochte nun ein gewisses Mißbehagen nicht zu verbergen. Der Landvogt eröffnete ihr, daß die Verzehrung des Kalbviertels als Strafe für einen Bestechungsversuch anzusehen sei, daß aber für die Verleitung des eigenen Ehemannes zum Bösen eine Geldstrafe von 25 Gulden und für die nachgiebige Schwäche des Mannes eine Buße von wiederum 25 Gulden auferlegt werde, was der Schreiber vormerken möge. Die dicke Frau machte eine ungeschickte Verbeugung und watschelte, mit beiden Händen den Bauch haltend, von dannen.

Zwei Schwestern von schöner Leibesbeschaffenheit waren angeschuldigt, den stillen und harmlosen Ehemännern nachzustellen und Zwietracht und Unglück in den Haushaltungen zu stiften, und überdies ihre eigene alte Mutter auf dem Krankenlager hülflos hungern und dahinsiechen zu lassen. Vor das Gericht des Landvogts gerufen, erschienen sie in verlockend üp-

pigem Gewande, die Haare in verwegener Weiſe geputzt und mit Blumen geſchmückt; und mit ſüßem Lächeln, feurige Blicke auf den Landvogt werfend, traten ſie auf. Ihre freche Abſicht erkennend, brachte er das Verhör ſofort zu Ende und befahl, ſie hinaus zu führen, ihnen die ſchönen Haare am Kopfe wegzuſchneiden, die Dirnen mit Ruthen zu ſtreichen und ſie ſo lange an das Spinnrad zu ſetzen, bis ſie Einiges für den Unterhalt der Mutter verdient hätten.

Hierauf erſchienen zwei religiöſe Sectirer als Kläger; die hatten dem Landvogte den Bürgereid verweigert und ſich beharrlich der Erfüllung aller bürgerlichen Pflichten widerſetzt, ohne den wiederholten gütlichen Ermahnungen irgendwie Gehör zu geben, Alles unter Hinweis auf ihren Glauben und inneren Beruf. Sie beklagten ſich jetzt über arme Leute, welche in ihre Waldungen gedrungen ſeien und ſich nach Belieben mit Brennholz verſehen hätten.

„Wer ſeid Ihr?“ ſagte der Landvogt, „ich kenne Euch nicht!“

„Wie iſt das möglich?“ riefen ſie, indem ſie ihre Namen nannten. „Ihr habt uns ja ſchon mehrmals hierher berufen und den Amtsboten zu uns geſandt mit ſchriftlichen und mündlichen Befehlen!“

„Ich kenne Euch dennoch nicht!“ fuhr er kaltblütig fort; „da Ihr ſelbſt daran errinnert, wie Ihr

keine bürgerlichen Pflichten anerkannt habt, so vermag ich Euch kein Recht zu ertheilen; geht und suchet, wo Ihr es findet!"

Betroffen schlichen sie hinaus und suchten schleunig das Recht durch die Erfüllung der Pflichten.

In ähnlicher Weise beschied er noch einige Parteien und Vorgeladene mit seinen guten Einfällen; er schlichtete Zwistigkeiten und bestrafte die Nichtsnutzigen, und es war insbesondere zu beachten, daß er, den Fall mit dem bestechungssüchtigen Untervogt ausgenommen, keine einzige Geldbuße aussprach und nicht einen Schilling bezog, während doch die Vögte diese Seite der Gerichtsbarkeit als eine Quelle ihrer Einnahmen zu benutzen angewiesen waren und sie nicht selten mißbrauchten. Seine Rechtsprechung stand deshalb bei Hoch und Niedrig in gutem Geruche; seine Urtheile wurden in zwiefachem Sinne als salomonische bezeichnet, und die heutige Sitzung nannten die Leute noch lange wegen des Rosenduftes, der den Saal erfüllte, das Rosengericht des Landvogts Salomon.

Nun war er aber froh, daß das Geschäft, das er wegen der Vorbereitungen zum heutigen Festtage so lange hinausgeschoben hatte, bis es nothgedrungen auf diesen Tag selbst fiel, abgethan war. Er lud die Frauen ein, sich noch einen Augenblick im Freien

zu ergehen, um vor dem Mittagsmahle, das sie allerseits wohl verdient hätten, frische Luft zu schöpfen; und als sie im Garten am Seeufer unter sich waren, athmeten sie wirklich auf; denn sie waren ganz ängstlich geworden über die sichere Art, mit welcher dieser Junggeselle die Ehesachen erkannt und behandelt hatte. Die Eine oder Andere, welche ihn bis jetzt vielleicht nicht für sehr klug gehalten, zerbrach sich sogar nachdenklich den Kopf, was es eigentlich für eine Bewandtniß mit ihm haben möge. Sie wurden aber alle von ihren mißtrauischen Gedanken abgezogen, als sie den Affen Cocco kläglich heranhopsen sahen, den man seiner unbequemen Kleider zu entledigen vergessen hatte. Die Haube war verschoben und hing ihm über das Gesicht, ohne daß er sie wegbrachte, und die Kleider verwickelten ihm die Beine oder hingen am Schwanz, und er machte hundert Anstrengungen, sich davon zu befreien. Mitleidig erlösten die Frauen den Affen von aller Unbequemlichkeit, und nun vertrieb er ihnen die Zeit mit den artigsten Possen und Streichen, daß alle Bedenken und Melancholien aus ihren schönen Häuptern entwichen und der Landvogt sie in einem fröhlichen Gelächter fand, als er sie, von zwei Dienern gefolgt, abholte und zum Essen führte.

„Ei!“ rief er, „so hör' ich gern zu Tische läuten!

Wenn die Damen zusammen lachen, so klingt es ja, wie wenn man das Glockenspiel eines Cäcilienkirchleins hörte! Welche läutete denn mit dem schönen Alt? Sie, Wendelgard? Und welche führte das helle Sturmglöcklein, wie wenn das Herz brennte? Sie, Aglaja? Welche das mittlere Vesperglöckchen das freundliche? Es gehört Ihnen, Salome! Das silberne Betglöcklein bimmelt in Ihrem purpurnen Glockenstübchen, Barbara Thumenien! Und wer mit dem goldenen Feierabend läutet, den kennt man schon, 's ist mein Hanswurstel, die Figura!"

„Wie unartig!" riefen die vier anderen Glocken, „Eine von uns Hanswurstel zu schelten!" Denn sie wußten nicht, daß sie alle solche Kosenamen besaßen, aber nur Figura Leu den ihrigen kannte und genehmigt hatte.

Das feine, spröde Eis über den Herzen war nun vollends gebrochen. Das Gemach, in welchem der Tisch gedeckt war, leuchtete vom Glanze des blauen Himmels und des noch blaueren Seespiegels, der durch die hohen Fenster hereinströmte; wenn aber das Auge hinausschweifte, so wurde es gleich beruhigt durch das jenseitige junggrüne Maienland. Auf dem runden Tisch in Mitten des Gemaches glänzte ein zarter Frühling von Blumen und Lichtfunken; denn er war auf das zierlichste gedeckt und geschmückt mit

Allem, was der Landvogt aus den Gärten, wie aus den Schränken und der Altväterzeit hatte herbeibringen konnen.

Sechs Stühle mit hohen Lehnen ſtanden um den Tiſch, jeder vom anderen ſo weit entfernt, daß der Inhaber ſich bequem und frei bewegen, den nächſten Nachbarn ſehen und ſich würdig mit ihm unterhalten konnte, nach rechts, wie nach links hin; genug, es war eine Anordnung, als ob die Tafelrunde für lauter Churfürſten gedeckt wäre, und es fehlte nur das eigene Büffet hinter jedem Stuhle. Dafür thronte das große Schloßbüffet im Hintergrunde um ſo großartiger mit ſeinem alterthümlichen Geräthe.

An dieſem Büffet, die eine Hand auf daſſelbe gelegt, die andere gegen die Hüfte geſtemmt, ſtand bereits die Frau Marianne wie ein Marſchall, in ſcharlachrothem Rocke und ſchwarzer Sammetjacke; über die gefältelte Halskrauſe hing ein großes ſilbernes Crucifix auf die Bruſt herab, und der gebräunte Hals war noch extra von filigraniſchem Schmuckwerk umſchloſſen. Auf dem ergrauenden Haar trug ſie eine Haube von Marderpelz; das im Gürtel hängende weiße Vortuch bezeichnete ihr Amt. Aber unter den ſchwarzen Augenbrauen hervor ſchoß ſie geſtrenge Blicke im Saale umher, als ob ſie die Herrin wäre.

Der Reſpect, den ſie einflößte, verſcheuchte indeſſen

die einmal erwachte Heiterkeit nicht, und die fünf Frauen nahmen nach der Anweisung des Landvogts mit frohem Lächeln ihre Plätze. Zu seiner Rechten setzte er die Figura Leu, zu seiner Linken die Aglaja, sich gegenüber die älteste der Flammen, Salome, und auf die zwei übrigen Stühle Wendelgarden und die Grasmücke. Mit einem warmen Glücksgefühle sah er sie so an seinem Tische versammelt und unterhielt das Gespräch nach allen Seiten mit großer Beflissenheit, damit er ohne Verletzung des guten Tones Alle der Reihe nach ansehen konnte, vor- und rückwärts gezählt und überspringend, wie es ihn gelüstete.

Frau Marianne schöpfte am Büffet die Suppe; der verkleidete Junge, ein wohlunterrichtetes, schlaues Pfarrjohnchen der Umgegend, trug und setzte die Teller hin. Er sah einem achtzehnjährigen Fräulein ähnlich und schlug fortwährend verschämt die Augen nieder, wenn er angeredet wurde, gehorchte der Marianne auf den Wink und stellte sich stumm neben die Thür, sobald eine Sache verrichtet war. Aber wenn der Landvogt das angebliche Mädchen etwa herbeirief und demselben sanft vertraulich einen Auftrag ertheilte, welchen es mit Eifer vollzog, verwunderten die Flammen sich auf's Neue über die unbekannte Zofe, von der sie noch nie gehört, und ließen manchen Blick über sie wegstreifen. Doch wurde das Geplauder dadurch

nicht beeinträchtigt, vielmehr immer lebhafter und fröhlicher, und das bewußte Geläute klingelte ſo harmoniſch und eilfertig durch einander, als ob in einer Stadt ein Papſt einziehen wollte.

Wie wenn er nun drin wäre, wurde es einen Augenblick ſtill, welchen Wendelgard wahrnahm, nach der Gelegenheit und Größe der Herrſchaft Greifenſee zu fragen, da ſie im Geheimen gern das Maß ihres Glückes gekannt hätte, welches als Landvögtin ihr geworden wäre. Die anderen Frauen wunderten ſich, wie eine Bürgerin dergleichen nicht wiſſe; Landolt jedoch erzählte ihr, daß die Veſte, Stadt und Burg Greifenſee mit Land und Leuten im Jahre 1402 vom letzten Grafen von Toggenburg den Zürchern für ſechstauſend Gulden verpfändet und nicht mehr eingelöſt worden ſei, und daß dieſe Herrſchaft zu den kleineren gehöre und nur einundzwanzig Ortſchaften zähle. Uebrigens ſei das jetzige Schloß und Städtchen nicht mehr das urſprüngliche, welches bekanntlich im Jahre 1444 von den Eidgenoſſen, die alle gegen Zürich im Kriege gelegen, zerſtört worden. Sich die Zeiten jenes langen und bitteren Bürgerkrieges vergegenwärtigend, verlor ſich der Landvogt in eine Schilderung des Unterganges der neunundſechzig Männer, welche die Burg faſt während des ganzen Maimonats hindurch gegen die Uebermacht der Belagerer vertheidigt

hatten; wie durch die schreckliche Sitte des Parteikampfes, den Besiegten unter der Form des Gerichtes zu vertilgen und um durch Schrecken zu wirken, sechzig dieser Männer, nachdem sie sich endlich ergeben, auf dem Platze hingerichtet worden seien, voran der treue Führer Wildhans von Landenberg. Vornehmlich aber verweilte er bei den Verhandlungen der Kriegsgemeinde, die auf der Matte zu Nänikon über Leben oder Tod der Getreuen stattfanden. Er schilderte die Fürsprache gerechter Männer, welche unerschrocken für Gnade und Milde eintraten und auf die ehrliche Pflichttreue der Gefangenen hinwiesen, sowie die wilden Reden der Rachsüchtigen, die jenen mit einschüchternder Verdächtigung entgegentraten, den leidenschaftlichen Dialog, der auf diese Weise im Angesichte der Todesopfer gehalten wurde und mit dem harten Bluturtheil über alle endigte. Die geheimnißvolle Grausamkeit, mit welcher ein so großes Mehr bei der Abstimmung sich offenbarte, daß gar nicht gezählt wurde, das unmittelbar darauf erfolgende Vortreten des Scharfrichters, den die Schweizer in ihren Kriegen mitführten, wie jetzt etwa den Arzt oder Feldprediger, das Herbeieilen der um Gnade flehenden Greise, Weiber und Kinder, die starre Unbarmherzigkeit der Mehrheit und ihres Führers Itel Reding, alles dies stellte sich anschaulich dar. Dann hörten die Frauen mit stillem Grausen

den Gang der Hinrichtung, wie der Hauptmann der Zürcher, um den Seinigen mit dem männlichen Beispiel in der Todesnoth voranzugehen, zuerſt das Haupt hinzulegen verlangte, damit Keiner glaube, er hoffe etwa auf eine Sinnesänderung oder ein unvorgeſehenes Ereigniß; wie dann der Scharfrichter erſt von Haupt zu Haupt, dann je bei dem zehnten Mann innehielt und der Gnade gewärtig war, ja ſelbſt um dieſelbe flehte, allein ſtets zur Antwort erhielt: Schweig und richte! bis ſechzig Unſchuldige in ihrem Blute lagen, die letzten noch bei Fackelſchein enthauptet. Nur ein paar unmündige Knaben und gebrochene Greiſe entgingen dem Gerichte, mehr aus Unachtſamkeit oder Müdigkeit des richtenden Volkes als aus deſſen Barmherzigkeit.

Die guten Frauen ſeufzten ordentlich auf, als die Erzählung zu ihrem Troſte fertig war; ſie hatten zuletzt athemlos zugehört; denn der Landvogt hatte ſo lebendig geſchildert, daß man die nächtliche Wieſe und den Ring der wilden Kriegsmänner im rothen Fackellichte ſtatt des blumen- und becherbedeckten Tiſches im Scheine der Frühlingsſonne vor ſich zu ſehen meinte.

„Das war freilich eine unheimliche Verſammlung, eine ſolche Kriegsgemeinde,“ ſagte der Landvogt, „ſei es, daß ſie den Angriff beſchloß oder daß ſie ein Blut-

urtheil fällte. Aber nun ist es Zeit," fuhr er mit veränderter Stimme fort, „daß wir diese Dinge verlassen und uns wieder uns selbst zuwenden! Meine schönen Herzdamen! Ich möchte Euch einladen, nunmehr auch eine kleine, aber friedlichere Gemeinde zu formiren, eine Berathung abzuhalten und ein Urtheil zu fällen über einen Gegenstand, der mich nahe angeht und welchen ich Euch sogleich vorlegen werde, wenn Ihr mir Euer geneigtes Gehör nicht versagen wollt, das seinen Sitz in so viel zierlichen Ohrmuscheln hat! Vorerst aber mag das Publicum hinausgehen, da die Verhandlung geheim sein muß!"

Er winkte der Haushälterin und ihrem Adjutanten, und diese entfernten sich, während er die Stimme erhob und, von etwas verlegenem Räuspern unterbrochen, weiter redete, auch die zehn weißen Ohrmuscheln mäuschenstille standen.

„Ich habe Euch, Verehrte, heute mit dem Sprichworte: Zeit bringt Rosen! begrüßt, und sicherlich war es wohl angebracht, da sie mir ein magisches Pentagramma von fünf so schönen Häuptern vor das Auge gezeichnet hat, in welchem die zauberkräftige Linie geheimnißvoll von einem Haupte zum anderen zieht, sich kreuzt und auf jedem Punkt in sich selbst zurückkehrt, alles Unheil von mir abwendend!

„Ja, wie gut haben es Zeit und Schicksal mit mir

gemeint! Denn hätte mich die Erſte von Euch genommen, ſo wäre ich nicht an die Zweite gerathen; hätte die Zweite mir die Hand gereicht, ſo wäre die Dritte mir ewig verborgen geblieben, und ſo weiter, und ich genöſſe nicht des Glückes, einen fünffachen Spiegel der Erinnerung zu beſitzen, von keinem Hauche der rauhen Wirklichkeit getrübt; in einem Thurme der Freundſchaft zu wohnen, deſſen Quadern von Liebesgöttern auf einander gefügt worden ſind! — Wol ſind es die Roſen der Entſagung, welche die Zeit mir gebracht hat; aber wie herrlich und dauerhaft ſind ſie! Wie unvermindert an Schönheit und Jugend ſehe ich Euch vor mir blühen, wahrhaftig, keine Einzige ſcheint auch nur um ein Härlein wanken und weichen zu wollen vor den Stürmen des Lebens! Vor Allem wollen wir erſt hierauf anſtoßen! Eure Herzen und Eure Augen ſollen lange leben, o Salome, o Figura, Wendelgard, Barbara, Aglaja!"

Sie erhoben ſich Alle mit gerötheten Wangen und lächelten ihm holdſelig zu, als ſie ihre Gläſer mit ihm anklingen ließen; nur Figura flüſterte ihm in's Ohr: „Wo wollt Ihr hinaus, Schalksnarr?"

„Ruhig, Hanswurſtel!" ſagte der Landvogt, und als ſie wieder Platz genommen hatten, fuhr er fort:

„Aber die Entſagung kann ſich nie genug thun, und wenn ſie nichts mehr findet, ihm zu entſagen, ſo

endigt sie damit, sich selbst zu entsagen. Dies scheint ein schlechtes Wortspiel zu sein; allein es bezeichnet nichtsdestoweniger die bedenkliche Lage, in welche ich mich durch die Verhältnisse gebracht sehe. Die Bekleidung oberer Staatsämter, die Führung eines großen Haushaltes lassen es nicht mehr zu, daß ich ohne Schaden unbeweibt fortlebe; man dringt in mich, diesen unverehelichten Stand aufzugeben, um an der Spitze einer Herrschaft, als Richter und Verwaltungsmann selbst das Beispiel eines wirklichen Hausvaters zu sein, und was es alles für Redensarten sind, mit welchen man mich bedrängt und ängstigt. Kurz, es bleibt mir nichts Anderes übrig, als meinen stillen Erinnerungssternen zu entsagen und der Noth zu weichen. Werf' ich nun meine Blicke aus, so kann natürlich nicht mehr von Liebe und Neigung die Rede sein, die von dem Pentagramma gebannt sind, sondern es ist das kalte Licht der Nothwendigkeit und gemeinen Nützlichkeit, das meinem Entschlusse leuchten muß. Zwei wackere Geschöpfe sind es, zwischen denen das Zünglein der Wahl inne steht, und die Entscheidung habe ich Euch zugedacht, geliebte Freundinnen! Ein weltkundiger Berather und geistlicher Herr hat mir gesagt, ich soll entweder eine ganz erfahrene Alte oder aber eine ganz Junge nehmen, nur nicht, was in der Mitte liege. Beide sind nun gefunden, und welche

Ihr mir zu rathen beſchließt, die ſoll es unwiderruflich ſein! Die Alte, es iſt meine brave Haushälterin, Frau Marianne, welche meinem Haushalt bis anher trefflich vorgeſtanden hat; etwas rauh und räucherig iſt ſie, aber brav und tugendhaft und doch einmal ſchön geweſen, wenn es auch lange her iſt; ſie braucht nur den Namen zu wechſeln, und Alles iſt in Ordnung. Die andere iſt die junge Magd, die uns beim Eſſen bedient hat, eine weitläufige Anverwandte der Marianne, die ſie zur Hülfe und Probe herbeigezogen hat; es ſcheint ein ſanftes und wohlgeartetes Kind zu ſein, arm, aber geſund, wahrheitsliebend und unverſtellt. Weiter ſag' ich in dieſem Punkte nichts, Ihr verſteht mich! Nun erwäget, berathet Euch, tauſcht Eure Gedanken aus, thut mir den Liebesdienſt und ſtimmet dann friedlich ab; die Mehrheit entſcheidet, wenn keine Einſtimmigkeit zu erzielen iſt. Ich gehe jetzt hinaus; hier iſt ein ehernes Glöcklein; wenn Ihr das Urtheil gefunden habt, ſo läutet damit, ſo ſtark Ihr könnt, damit ich komme und mein Schickſal aus Euren weißen Händen empfange!"

Nach dieſen Worten, die er in ungewöhnlich ernſtem Tone geſprochen, verließ er ſo raſch das Zimmer, daß keine der Frauen Zeit fand, ein Wort dazwiſchen zu ſagen. So ſaßen ſie nun erſtaunt und ſchweigend auf ihren Stühlen gleich fünf Stadträthen und

sahen sich an. Sie waren so überrascht, daß keine einen Laut hervorbrachte, bis Salome zuerst sich faßte, und rief: „Das kann nicht so gehen! Wenn der Landvogt heirathen will, so muß man ihm für etwas Rechtes sorgen! Er ist jetzt ein gemachter Mann, und ich will bald gefunden haben, was für ihn paßt; auf dieser Marotte darf man ihn keinenfalls lassen!“

„Das ist auch meine Ansicht,“ sagte Aglaja nachdenklich; „es muß Zeit gewonnen werden.“

„Das glaub' ich, Du nähmst ihn am Ende noch selbst,“ dachte Salome; „aber es wird nichts daraus, ich weiß ihm schon Eine!“ Laut sagte sie: „Ja, vor Allem müssen wir Zeit gewinnen! Wir wollen klingeln und ihm eröffnen, daß wir nicht jetzt entscheiden, sondern den Rathschlag verschieben wollen!“

Sie streckte schon die Hand nach der Glocke aus; doch die Jüngste, Barbara Thumeysen, hielt sie zurück und rief mit ziemlich kräftigem Stimmlein:

„Ich widersetze mich einer Verschiebung; er soll heirathen, das ist wohlanständig, und zwar stimme ich für die alte Haushälterin; denn es ist nicht schicklich, daß er jetzt noch ein ganz junges Ding zur Frau nimmt!“

„Pfui!“ sagte jetzt Wendelgard, „die alte Rassel! Ich stimme für die Junge! Sie ist hübsch und wird sich von ihm ziehen lassen, wie er sie haben will;

denn ſie iſt auch beſcheiden. Und wenn ſie arm iſt, wird ſie um ſo dankbarer ſein!“

Gereizt wendeten Salome und Aglaja zuſammen ein, daß es ſich zuerſt darum handle, ob man heute eintreten oder verſchieben wolle. Noch gereizter rief Barbara, ſie ſtimme für das Eintreten und für die Alte; wolle man aber verſchieben, ſo behalte ſie ſich vor, unter den ehrbaren und beſtandenen Töchtern der Stadt ſelbſt auch eine Umſchau zu halten; es gebe mehr als eine würdige Dekanstochter zu verſorgen, deren ſchöne Tugenden und Grundſätze dem immer noch etwas zu luſtigen und phantaſtiſchen Herrn Landvogt zugut kommen würden.

Es gab nun ein beinahe heftiges Durcheinanderreden. Nur Figura Leu hatte noch nichts geſagt. Sie war blaß geworden und ſie fühlte ihr Herz gepreßt, daß ſie nichts ſagen konnte. Obgleich ſie ſonſt alle Streiche und Einfälle des Landvogts ſogleich verſtand, hielt ſie doch den jetzigen Scherz, gerade weil ſie jenen liebte, für baaren Ernſt; ſie ſah endlich herangekommen, was ſie längſt für ihn gewünſcht und für ſich gefürchtet hatte. Aber entſchloſſen nahm ſie ſich endlich zuſammen und erbat ſich Gehör.

„Meine Freundinen!“ ſagte ſie, „ich glaube, mit einer Verſchiebung gewinnen wir nichts; vielmehr halte ich dafür, daß er bereits entſchloſſen iſt,

und zwar für die Junge, und von uns aus Courtoiſie und Luſt an Scherzen eine Beſtätigung holen will. Daß er die Frau Marianne heirathet, glaub' ich nie und nimmer, und ſie ſieht auch gar nicht darnach aus, als ob ſie einem ſolchen Vorhaben entgegenkommen würde; dazu iſt die Alte zu klug. Wenn wir aber nichts beſchließen oder, was gleichbedeutend iſt, ihm die erwartete freundliche Zuſtimmung verweigern, ſo bin ich meines Theils gewiß, daß wir morgen die Anzeige ſeines Entſchluſſes erhalten werden!"

Die kleine Verſammlung überzeugte ſich von der muthmaßlichen Richtigkeit dieſer Anſicht.

„So ſchlage ich vor, zur Abſtimmung zu ſchreiten," ſagte Salome; „wie alt iſt er eigentlich jetzt? Weiß es Niemand?"

„Er iſt beinahe dreiundvierzig," antwortete Figura.

„Dreiundvierzig!" ſagte Salome; „gut, ich ſtimme für die Junge!"

„Und ich für die Alte!" rief die Tochter des Proſelytenſchreibers, die zarte Grasmücke, die in dieſer Sache ſo hartnäckig ſchien, wie einer der Redner jener blutigen Kriegsgemeinde von Greifenſee.

„Ich ſtimme für die Junge!" rief dagegen die ſchöne Wendelgard und ſchlug leicht mit der flachen Hand auf den Tiſch.

„Und ich für die Alte!“ ſagte Aglaja mit unſicherem Ton, indem ſie vor ſich hinſchaute.

„Jetzt haben wir zwei junge und zwei alte Stimmen,“ rief Salome; „Figura Leu, Du entſcheideſt!“

„Ich bin für die Junge!“ ſagte dieſe, und Salome ergriff ſofort die Glocke und klingelte kräftig.

Es dauerte ein paar Minuten, ehe Landolt erſchien, und es herrſchte eine tiefe Stille, während welcher verſchiedene Gefühle die Frauen bewegten. Figura vermochte kaum ein paar ſchwere Thränen zu verbergen, die ihr an den Wimpern hingen; denn ſie hatte ſich an die Meinung gewöhnt, daß Landolt ledig bleibe, und wußte jetzt, daß ſie die Einſamkeit ganz allein tragen müſſe. Dieſes Verbergen half ihr ein Einfall Wendelgard's zuwege bringen, welche, die Stille unterbrechend, ausrief, ſie ſchlage vor, daß der Landvogt die Alte küſſen müſſe, ehe man ihm das Urtheil eröffne; er werde dann glauben, daſſelbe laute für die Marianne, und man werde an ſeinem Geſichte, das er ſchneide, entdecken, ob es ihm Ernſt geweſen ſei, ſie zu heirathen. Der Vorſchlag wurde gutgeheißen, obgleich Figura ihn bekämpfte, weil ſie dem Landvogt die unangenehme Scene erſparen wollte.

In dieſem Augenblick öffnete ſich die Thür und er trat feierlich herein, die Frau Marianne am Arm,

welche poſſierliche Verneigungen und Complimente nach allen Seiten hin machte, gleichſam als wollte ſie ſich zum Voraus in gute Freundſchaft empfehlen. Dabei ließ ſie in ſchalkhafter Laune durchbohrende Blicke bald auf dieſe, bald auf jene der anmuthigen Richterinnen fallen, ſo daß dieſe ganz zaghaft und mit böſem Gewiſſen daſaßen. Der Landvogt aber ſagte:

„In der ſicheren Vorausſicht, daß meine Beiſtänderinnen mich auf den Weg der ruhigen Vernunft und des geſetzten Alters verweiſen, führe ich die Erkorene gleich herbei und bin bereit, mit ihr die Ringe zu wechſeln!“

Wiederum verneigte ſich Frau Marianne nach allen Richtungen, und die Frauen am Tiſche wurden immer verblüffter und kleinlauter. Keine wagte ein Wort zu ſagen; denn ſelbſt Aglaja und Barbara, die für die Alte geſtimmt, fürchteten ſich vor ihr. Nur Figura Leu, voll Trauer über den tiefen Fall des Mannes, der wirklich eine verwitterte Landfahrerin heirathen wolle, die längſt ſchon neun Kinder gehabt, erhob ſich und ſagte mit unwillig bewegter Stimme:

„Ihr irrt Euch, Herr Landvogt! Wir haben beſchloſſen, daß Ihr die junge Baſe dieſer guten Frau heirathen ſollt, und hoffen, daß Ihr unſeren Rath ehret und uns nicht in den April geſchickt habt!“

„Ich fürchte, es iſt doch geſchehen!“ ſagte der Landvogt lächelnd, trat zum Tiſch und klingelte mit der Glocke, indeſſen die Frau Marianne ein ſchallendes Gelächter erhob, als der Knabe, der die Magd geſpielt hatte, in ſeinen eigenen Kleidern erſchien und vom Landvogt den Damen als Sohn des Herrn Pfarrers zu Fellanden vorgeſtellt wurde.

„Da mir nun die Alte verboten iſt und ſie, ihrem Gelächter nach zu ſchließen, ſich nichts daraus macht, die Junge aber ſich unter der Hand in einen Knaben verwandelt hat, ſo denke ich, wir bleiben einſtweilen allerſeits, wie wir ſind! Verzeiht das frevle Spiel und nehmt meinen Dank für den guten Willen, den Ihr mir erzeigt, indem Ihr mich nicht für unwerth erachtet habt, noch der Jugend und Schönheit geſellt zu werden! Aber wie kann es anders ſein, wo die Richterinnen ſelber in ewiger Jugend und Schönheit thronen?“

Er gab ihnen der Reihe nach die Hand und küßte eine Jede auf den Mund, ohne daß derſelbe von Einer verweigert wurde.

Figura gab das Zeichen zu einer mäßigen Ausgelaſſenheit, indem ſie freudevoll rief: „So hat er uns alſo doch angeſchmiert!“

Mit lautem Gezwitſcher flog das ſchöne Gevögel auf und fiel an dem kleinen Seehafen vor dem

Schloſſe nieder, wo ein Schiff bereit lag für eine Luſtfahrt; das Schiff war mit einer grünen Laube überbaut und mit bunten Wimpeln geſchmückt. Zwei junge Schiffer führten das Ruder, und der Landvogt ſaß am Steuer; in einiger Entfernung fuhr ein zweiter Nachen mit einer Muſik voraus, die aus den Waldhörnern der Landolt'ſchen Schützen beſtand. Mit den einfachen Weiſen der Waldhorniſten wechſelten die Lieder der Frauen ab, welche jetzt herzlich und freudefromm bewußt waren, daß ſie dem ſtill das Steuer führenden Landvogte gefielen, und ſein ruhiges Glück mit genoſſen. Muſik und Geſang der Frauen ließ ein leiſes Echo aus den Wäldern des Zürichberges zuweilen widerhallen, und das große, blendend weiße Glarner Gebirge ſpiegelte ſich in der luftſtillen Waſſerfläche. Als der herannahende Abend Alles mit ſeinem milden Goldſcheine zu überfloren begann und alles Blaue tiefer wurde, lenkte der Landvogt das Schiff wieder dem Schloſſe zu und legte unter vollem Liederklange bei, ſo daß die Frauen noch ſingend an's Ufer ſprangen.

Ihrer warteten im Schloſſe vier muntere junge Leute, welche Landolt auf den Abend zu ſich berufen hatte. Es wurde ein kleiner Ball abgehalten; Herr Salomon tanzte ſelbſt mit jeder der Flammen einen Tanz und gab beim Abſchiede Jeder einen der Jünglinge

zur guten Begleitung mit, der Figura Leu aber den artigen Knaben, der die junge Magd gespielt hatte.

Während der Abfahrt ließ er die Kanonen wieder abfeuern und sodann bei zunehmender Dunkelheit die Fahne auf dem Dach einziehen.

„Nun, Frau Marianne," fragte er, als sie ihm den Schlaftrunk brachte, „wie hat Euch dieser Congreß alter Schätze gefallen?"

„Ei, bei allen Heiligen!" rief sie, „ausnehmend wohl! Ich hätte nie gedacht, daß eine so lächerliche Geschichte, wie fünf Körbe sind, ein so erbauliches und zierliches Ende nehmen könnte! Das macht Ihnen sobald nicht Einer nach! Nun haben Sie den Frieden im Herzen, soweit das hienieden möglich ist; denn der ganze und ewige Frieden kommt erst dort, wo meine neun kleinen Englein wohnen!"

So verlief diese denkwürdige Unternehmung. Später erhielt der Obrist die Landvogtei Eglisau am Rhein, wo er blieb, bis es überall mit den Landvogteien ein Ende hatte und im Jahre 1798 mit der alten Eidgenossenschaft auch die Feudalherrlichkeit zusammenbrach. Er sah nun die fremden Heere sein Vaterland und die schönen Thäler und Höhen seiner Jugendzeit überziehen, Franzosen, Oesterreicher und Russen. Wenn auch nicht mehr in amtlicher Stellung, war er doch überall mit Rath und Hülfe thätig, stets

zu Pferd und unermüdlich; aber in allem Elend und Gedränge der Zeit wachte sein künstlerisches Auge über jeden Wechsel der tausenderlei Gestalten, die sich wie in einem Fiebertraume ablösten, und selbst im Donner der großen Schlachten, deren Schauplatz seine engste Heimat war, entging ihm kein nächtlicher Feuerschein, kein spähender Kosak oder Pandure im Morgengrauen. Als die Sturmfluthen sich endlich verlaufen hatten, wechselte er, malend, jagend und reitend, häufig seinen Aufenthalt und starb im Jahre 1818 im Schlosse zu Andelfingen an der Thur. Von jener letzten Zeit sagt sein Biograph: An warmen Sommernachmittagen blieb er allein unter dem Schatten der Platanen sitzen, zumal während der Ernte, wo die ganze kornreiche Gegend von Schnittern wimmelte. Er sah denselben gern von seiner Höhe zu. Wenn sie bei der Arbeit sangen, pflückte er wol ein Blättchen, begleitete, leise darauf pfeifend, die fröhlichen Melodien, welche aus dem Thale heraufschwebten, und entschlummerte zuweilen darüber, wie ein müder Schnitter auf seiner Garbe.

Im Spätherbste seines siebenundsiebzigsten Lebensjahres, als das letzte Blatt gefallen, sah er das Ende kommen. „Der Schütze dort hat gut gezielt!“ sagte er, auf das elfernbeinerne Tödlein zeigend, das er von der Großmutter geerbt hatte. Die Figura Lex,

welche noch im alten Jahrhundert geſtorben, hatte das ſeine Bildwerk von ihm geliehen, da es ihr Spaß mache, wie ſie ſich ausdrückte. Nach ihrem Tode hatte er es wieder an ſich genommen und auf ſeinen Schreibtiſch geſtellt.

Die Frau Marianne iſt im Jahre 1808 abgeſchieden, ganz ermüdet von Arbeit und Pflichterfüllung; ihrer Leiche folgte aber auch ein Grabgeleite, wie einem angeſehenen Manne.

Ueber dem ſorgfältigen Abſchreiben vorſtehender Geſchichte des Landvogts von Greifenſee waren dem Herrn Jacques die letzten Mücken aus dem jungen Gehirn entflohen, da er ſich deutlich überzeugte, was alles für ſchwieriger Spuk dazu gehöre, um einen originellen Kauz nothdürftig zuſammenzuflicken. Er verzweifelte daran, ſo viele, ihm zum Theil widerwärtige Dinge, wie zum Beiſpiel fünf Körbe, einzufangen, und verzichtete freiwillig und endgültig darauf, ein Originalgenie zu werden, ſo daß der Herr Pathe ſeinen Part der Erziehungsarbeit als durchgeführt anſehen konnte.

Keineswegs aber wendete Herr Jacques ſich von den Idealen ab; wenn er auch ſelbſt nichts mehr hervorzubringen trachtete, ſo bildete er ſich dagegen

zu einem eifrigen Beſchützer der Künſte und Wiſſenſchaften aus und wurde ein Pfleger der jungen Talente und Vorſteher der Stipendiaten. Er wählte dieſelben, mit Lorgnon, Sehrohr und hohler Hand bewaffnet, vorſichtig aus, überwachte ihre Studien, ſowie ihre ſittliche Führung; das erſte Erforderniß aber, das er in allen Fällen feſthalten zu müſſen glaubte, war die Beſcheidenheit. Da er ſelber entſagt hatte, ſo verfuhr er in dem Punkte um ſo ſtrenger gegen die jungen Schutzbedürftigen; in jedem Zeugniſſe, das er verlangte oder ſelbſt ausſtellte, mußte das Wort Beſcheidenheit einen Platz finden, ſonſt war die Sache verloren, und beſcheiden ſein war bei ihm halb gemalt, halb gemeißelt, halb gegeigt und halb geſungen!

Bei der Einrichtung von Kunſtanſtalten, Schulen und Ausſtellungen, beim Ankaufe von Bildern und dergleichen führte er ein ſcharfes Wort und wirkte nicht minder in die Ferne, indem er ſtetsfort an den ausländiſchen Kunſtſchulen oder Bildungsſtätten hier einen Kupferſtecher, dort einen Maler, dort einen Bildhauer, anderswo einen Muſicus oder Sterndeuter am Futter ſtehen hatte, dem er aus öffentlichen oder eigenen Mitteln die erforderlichen Unterſtützungsgelder zukommen ließ. Da gewährte es ihm denn die höchſte Genugthuung, aus dem Briefſtil der Ueberwachten

den Grad der Beſcheidenheit oder Anmaßung, der unreifen Verwegenheit oder der ſanften Ausdauer zu erkennen und jeden Verſtoß mit einer Kürzung der Subſidie, mit einem Verſchieben der Abſendung und einem vierwöchentlichen Hunger zu ahnden und Wind, Wetter, Sonne und Schatten dergeſtalt eigentlich zu beherrſchen, daß die Zöglinge in der That auch etwas erfuhren und zur beſſeren Charakterausbildung nicht ſo glatt dahinlebten.

Einmal nur wäre er faſt aus ſeiner Bahn geworfen worden, als er nämlich nach gehöriger Ausreifung aller Verhältniſſe ſeine vorbeſtimmte Braut feierlich heimführte und ſo das Kunſtwerk ſeiner erſten Lebenshälfte abſchloß.

Er ſtand, nach mannigfaltigen und nützlichen Reiſen, nicht mehr in erſter Jugend, an der Spitze des ererbten Handelsgeſchäftes, welches ſich gewiſſermaßen von ſelbſt fortführte. Das Beſitzthum war umſchrieben, ſichere Erbanfälle der Zukunft waren vorgemerkt, auch diejenigen, welche der Braut nicht ausbleiben konnten, marquirt, ſo daß nach menſchlichem Ermeſſen einer nicht unbeſcheidenen Zahl zu erhoffender Kinder jetzt ſchon der Wohlſtand gewährleiſtet ſchien; ſo wurde denn zur längſterwarteten offenen Werbung geſchritten, die Verlobung abgehalten, die Hochzeit verkündet und letztere gefeiert,

nicht ohne vorhergehende achttägige Cur und Einnahme blutreinigender Abſüde mit Hütung des Hauſes; wie ein frommer Weihekrug dampfte während dieſer Zeit der Hafen mit den Sennesblättern und dem Glauberſalz. Die Hochzeitreiſe aber ging über die Alpen nach Heſperiens goldenen Gefilden, und der Zielpunkt war das ewige Rom. Einen hohen Strohhut auf dem Kopfe, in gelben Nanking gekleidet, mit zurückgeſchlagenem Hemdekragen und fliegenden Halstuchzipfeln, führte er die Neuvermählte auf den ſieben Hügeln herum, die ihm ganz bekannt und geläufig waren. Stets noch geſchmückt mit langen Locken ging oder mußte ſie gehen mit grünem Schleier und ſchneeweißem Gewande; denn die dießfällige Sorge der Mutter hatte nun der gebietende Herr Jacques übernommen, und er wählte und beſtimmte als geſchmackübender Mann ihre Kleidung.

Nun lebte gerade zu jener Zeit in Rom ein junger Bildhauer, deſſen Unterhalt und Studium er aus der Ferne lenkte.

Die Bericht- und Geſuchſchreiben des Jünglings waren mit aller Beſcheidenheit und Demuth abgefaßt, keinerlei Ueberhebung oder Spuren ungehöriger Lebensführung darin ſichtbar; ſein Erſtlingswerk, ein dürſtender Faun, der den Schlauch erhebt, ſollte juſt der Vollendung entgegenreifen. Daher bildete nun die

Heimſuchung des Schützlings einen Glanz- und Höhepunkt dieſes römiſchen Aufenthaltes, und es ſchien ein ſolcher Gang ein durchaus würdiges, wenn auch beſcheidenes Zeugniß ſelbſteigener Bethätigung inmitten der klaſſiſchen Scenen abzulegen, die Perſon des Herrn Jacques mit der großen Vergangenheit zu verbinden und ſo am füglichſten ſeine Entſagung zu lohnen, indem er an ſeinem geringen Orte als eine Art Mäcen den erhabenen Schauplatz beſchreiten durfte.

Er war auf ein beſcheidenes, aber reinliches und feierlich ſtilles Atelier gefaßt, in welchem der gelockte Jüngling ſinnig vor ſeinem Marmor ſtände. Muthig drang er, die Gattin am Arme, in die entlegene Gegend am Tiberfluſſe vor, auf welchen, wie er ihr erklärte, die Kähne mit den carrariſchen Marmorblöcken hergefahren kämen. Schon erblickte er im Geiſte den angehenden Thorwaldſen oder Canova, von dem Beſuche anſtändig froh überraſcht, ſich erſtaunt an ſein Gerüſte lehnen und mit ſchüchterner Geberde die Einladung zum Mittageſſen anhören; denn er gedachte dem Trefflichen einen guten Tag zu machen; wußte er doch, daß derſelbe den ihm ertheilten Vorſchriften gemäß ſparſam lebte und, obſchon er erſt neulich ſeine Halbjahr-Penſion erhalten, gewiß auch heute noch nicht gefrühſtückt habe, der ihm eingeprägten Regel eingedenk, daß es für

einen jungen unvermögenden Menſchen in der Fremde vollkommen genüge, wenn er im Tag einmal ordentlich eſſe, was am beſten des Abends geſchehe.

Endlich war der Ort gefunden. Eine ziemliche Wildniß und Wüſtenei von Gemäuer, Holzplanken, alten Oelbäumen und Weinreben, wozwiſchen eine Menge Wäſche zum Trocknen aufgehängt war, ſtellte das Propyläum vor. Da der Anblick ſehr maleriſch war, ſo ſchritt der Herr Mäcen wohlgemuth weiter, zumal das Gebäude im Hintergrunde, welches die Werkſtatt zu enthalten ſchien, ebenſo poetiſch auf ſeinen künſtleriſchen Sinn einwirkte; denn es war ganz aus verwitterten, einſt behauen geweſenen Werkſtücken, Geſimſen und Kapitälen zuſammengeſetzt und mit prächtigem Epheu überſponnen. Die Thürpfoſten beſtanden aus zwei koloſſalen bärtigen Atlanten, welche bis zum Nabel in der Erde ſteckten und eine quer gelegte mächtige Säulentrommel auf ihrem Genicke trugen; jedoch Kühlung gewährte ihnen bei dieſer Arbeit das Dach einer niedrigen aber weit verzweigten Pinie, die ſo das Halbdunkel des Inneren fortſetzte und auch über die Pforte warf. Allein, wie nun das wandernde Paar ſich dieſen Schatten mehr und mehr näherte, wurden ſie immer vernehmlicher von geiſterhaften Tönen, Geſängen, Saitenſpiel und Trommelſchall belebt und dieſes Geſumme

wieder übertönt von einzelnem Rufen und Schreien; es war, als ob in der Stille und Abgeschiedenheit der grünen Wildniß ein unsichtbares Bacchanal verschollener Geister abgehalten würde. Erstaunt horchte Herr Jacques eine Weile, und als der spukhafte Lärm immer lauter wurde, betrat er endlich entschlossen den inneren Raum.

Es glich derselbe einer kühlen großen Waschküche; an der Wand befand sich der Herd mit einem großen Kessel; allerlei Kufen, Zuber und Kübel standen herum; einige darunter waren mit Brettern belegt und bildeten so zusammen einen langen Tisch, der mit weißen Tüchern bedeckt und mit langhalsigen Korbflaschen bepflanzt war; dazwischen standen Schüsseln mit den Resten eines einfachen öldustenden Mahles, mit einigen Fischköpfen, Salatblättern und braunen Kuchen.

An dem Tische saßen verschiedene Gruppen von Männern und Frauen in römischer Volkstracht, die bräunlichen Frauen mit den weißen Kopftüchern und großen goldenen Ohrringen, die Herren mit ganz kleinen Ohrringen und in kurzen Jacken, spitze Hüte auf den schwarzen Krausköpfen.

Alles das sang und spielte die Guitarre oder die Mandoline, und zwei hübsche Paare führten, das Tamburin schlagend, einen Tanz auf. Das schönste

der Frauenzimmer ſaß oben an dem ſchmalen Brett neben dem einzigen blonden Manne, der in der Geſellſchaft zu finden war; ſie kehrten aber einander den Rücken zu, indem das Weib, an ihn gelehnt und die Beine übereinandergeſchlagen, ebenfalls ſang und auf eine ſchellenbeſetzte Handtrommel ſchlug, während der Blonde mit ſeinem Nachbar Morra ſpielte, fortwährend die Finger auswarf und mit wüthender Stimme die Zahlworte ausrief. Dieſer war der Bildhauer; er trug jedoch keine Locken, ſondern das Haar ſo kurz am Kopfe weggeſchnitten, wie eine abgenutzte Schuhbürſte; dafür war der Bart ſtark und ſtruppig und das Geſicht roth erhitzt, ſo daß Herr Jacques ihn kaum wieder erkannte.

Kurz geſagt, feierte der Bildhauer eben ſeine Hochzeit und die neben ihm ſitzende Römerin war die Braut. Wie der Bräutigam der einzige Blonde, war er auch der einzige Angeheiterte im Hauſe. Während die Uebrigen über der Lichterſcheinung des Mäcenaten-Paares ſtill geworden und Jeder erſtaunt an der Stelle verharrte, wo er ſaß oder ſtand, ſprang der Angetrunkene ohne alle Berechnung der Umſtände auf und hieß ſeinen Gönner und Herrn höchlich willkommen an ſeinem Ehrentage, welchen er ihm jetzt nachträglich verkündigte und erklärte. Er hatte dieſe heimliche Verheirathung und gemiſchte Ehe am Sitze der Un-

duldſamkeit ſelbſt mit Hülfe einer propagandaluſtigen Geiſtlichkeit durchgeſetzt, die einer proteſtantiſchen Geſandtſchaft beigegeben war und mit Geſellſchaften verſchiedener Nationen in Verbindung ſtand, die dergleichen menſchenfreundliche Intriguen betrieben, nicht etwa in Vorausſicht einer freiſinnigeren Geſetzgebung, wie ſie jetzt alle fortgeſchrittenen Staaten aufweiſen, ſondern um die Folgen der Unbeſcheidenheit armer Leute, wo ſie thatſächlich auftraten, zu legitimiren und der Sitte äußerlich zu unterwerfen.

Herr Jacques faßte den Handel wenigſtens ſo auf; er war empört und bleich vor Erregung und fuhr halblaut den neuen Pygmalion an:

„Und dieſes ſaubere Hochzeitsgelage, herbeigeführt durch gewiſſenloſe Mucker und Frömmler, wird natürlich aus den Unterſtützungsgeldern beſtritten, die ich erſt neuerlich abgeſandt habe?“

„So unmittelbar wol nicht,“ ſagte der Heirathsmann gemüthlich nachdenkend; „die Sache verhält ſich nämlich ſo, daß ich bei dieſen ſchwierigen Zeitläufen klug zu thun glaubte, wenn ich mich mit meinem Stipendium an der ſchönen Wäſcherei meiner Schwiegermutter betheilige, gewiſſermaßen als Commanditär, und es hat ſich als nicht unpraktiſch bewährt. Ich genieße die Koſt und Verpflegung einer rüſtigen und geſuchten Waſchfrau, welche ungleich beſſer iſt, als

diejenige eines Stipendiaten, und erſpare die Miethe für ein eigenes Atelier, da mir dieſe geräumige Waſchküche namentlich des Sonntags, an den vielen katholiſchen Feiertagen und überdies faſt die Hälfte der Woche hindurch den geeigneten Platz für meine Arbeiten gewährt. Sobald ich jenen Fenſterladen im Dachwinkel dort aufſtoße, ergießt ſich die ſchönſte Lichtmaſſe auf meine Modelle!“

„Wo ſind ſie, dieſe Modelle? wo iſt der dürſtende Faun, der ſchon aus dem Marmor herauswachſen ſoll?“ rief vor Zorn beinahe ſtammelnd der Mäcenatsherr, der ſich ſchändlich gefoppt glaubte und mit flammenden Augen an den Wänden herumſuchte, wo nichts zu finden war, als einige beſtaubte und von Rauch geſchwärzte Gliedmaßen, nämlich die in Gyps abgeformten Füße, Hände und Arme der ſchöngewachſenen Braut oder nunmehrigen Frau des fröhlichen Scholaren.

Der wurde jetzo doch etwas kleinlaut; denn er war leider nicht vorbereitet, als Held einer der heute ſo beliebten Bildhauernovellen zu dienen, da er ſich eben im unheimlichen Stadium des faulen Hundes befand, dem ja ſeiner Zeit auch der junge Thorwaldſen nicht entgangen iſt. Er ſchaute mit unſicheren Blicken nach einer dunkeln Ecke, als Herr Jacques von Neuem ſchrie: „Wo iſt der dürſtende Faun?“ und ging mit ſchwankenden Schritten nach jener Richtung hin; mit

Bedauern nahm er wahr, wie raſch die Dinge ändern und wie fröhlich er vorhin noch ſein „cinque, due, sette, quattro!“ gerufen hatte.

Aber es half nichts; unerbittlich folgte, ſtets die weiße Dame am Arme, Herr Jakobus auf den Füßen; die ganze Hochzeitsverſammlung ſchloß ſich neugierig an und bald ſtand ein Ring ſchöner Leute um eine geheimnißvoll vermummte Geſtalt herum, welche auf einem Modellirſtuhle ſtand.

Ganz nahe ließ ſich dem Geheimniß jedoch nicht beikommen wegen eines Haufens Kartoffeln und anderen Gemüſes, welcher davor und darunter lag. Nachdem der Bildhauer einen Fenſterladen aufgeſtoßen, fiel das Licht auf eine mit eingetrockneten Tüchern umwickelte Thonfigur, und Jener arbeitete ſich durch die Kartoffeln, um letztere der Hüllen zu entledigen. Mit den Tüchern fiel ein abgedorrtes Ziegenohr des Fauns herunter und mehr als ein Finger der erhobenen Hände. Endlich kam der gute Mann zum Vorſchein; das gierig durſtige Geſicht war herrlich motivirt durch den wie ein dürres Ackerland zerklüfteten Leib, der den wohlthätig anfeuchtenden Waſſerſtaub ſeit vielen Wochen nicht geſehen haben mochte. Der Weinſchlauch fehlte auch noch, wodurch der Aermſte das Anſehen jenes in der Tiber gefundenen Adoranten gewann und um etwas Flüſſiges zu beten ſchien.

Das ganze machte den Eindruck wie ein vor un vordenklichen Zeiten verlassenes stilles Bergwerk.

Alle standen mit unbestimmten Gefühlen vor dem Werke; der Bildhauer aber bekam selber Durst von dem Anblick, drückte sich hinweg, und als der unschlüssige Mäcen sich nach ihm umschaute, um verschiedene Fragen an ihn zu richten, sah er ihn einsam am Tische stehen, wie er eine der langgehalsten Flaschen in die Höhe hielt und von oben herunter einen Strahl rothen Weines mit größter Sicherheit in die Kehle fallen ließ, ohne zu schlucken oder einen Tropfen zu verlieren.

Hierüber mußte er endlich selbst lachen und es begann ihm die Ahnung aufzudämmern, daß es sich um eine gute Künstleranekdote, um ein prächtiges Naturerlebniß handle. Kaum ward die etwas verdutzt gewordene Gesellschaft dieser besseren Wendung inne, so kehrte die alte Fröhlichkeit zurück; die beiden Ehrenpersonen, Herr und Frau, sahen sich augenblicklich an den Ehrenplatz am Tische versetzt; Gesang, Musik und Tanz wurden wieder aufgenommen, und Herr Jacques war ganz Aug und Ohr, um keinen Zug des Gemäldes zu verlieren und wenigstens den ästhetischen Gewinn dieser Erfahrung möglichst vollständig einzuheimsen.

Gerade als seine Aufmerksamkeit am höchsten

war, ereignete ſich etwas Neues. Die Schwiegermutter des glücklichen Pygmalion erſchien mit einem zierlich geputzten Wickelkindchen auf dem Arm und Alles rief: der Bambino! Es war in der That das voreheliche Kindlein, welches den Anlaß zu dieſer Hochzeit gegeben hatte und nun dem reiſenden Paare von dem Bildhauer mit großer Fröhlichkeit vorgewieſen wurde, indeſſen die ſchöne Braut verſchämt in ihren Schoß ſah. Ein größerer Unwille, eine dunklere Entrüſtung als je zuvor zogen ſich auf dem Antlitze des Herrn Jacques zuſammen; allein ſchon hatte ſeine ſanfte weiße Gemahlin das Weſen ſammt dem Kiſſen in die Arme genommen und ſchaukelte dasſelbe freundlich und liebevoll; denn es war ein ſehr hübſches Kind und ſie empfand ſchon eine Sehnſucht nach einem eigenen Leben dieſer Art.

Durch dieſe Güte und Holdſeligkeit ermuthigt, geſtand der Stipendiarius, daß das arme Würmlein noch nicht getauft und daß ihm ſoeben der ehrerbietige Gedanke aufgeſtiegen ſei, ob ſich der hochachtbare Herr Gönner nicht vielleicht zu Gevatter bitten ließe? Der Taufe, welche demnächſt ſtattfinden müſſe, brauchte er deshalb nicht ſelbſt beizuwohnen, da ſich ſchon ein anſtändiger Stellvertreter finden würde, wenn man nur den Herren als Taufzeugen nennen und einſchreiben laſſen dürfte.

Ein weicher Blick der Gattin entwaffnete ſeinen wachſenden Zorn; ſchweigend nickte er die Einwilligung, riß ein Blättchen Papier aus ſeinem Notizbuche, wickelte einen Ducaten darein und ſteckte denſelben dem Kindlein unter das bunte Wickelband. Dann aber floh er unverweilt mit der Gemahlin aus der Höhle der Unbeſcheidenheit, wie er die maleriſche Waſchküche nannte.

Als er zu Hauſe ſeinem jetzt ſehr alten Herren Pathen verdrießlich erzählte, wie er zu Rom ſelbſt Pathe geworden ſei, lachte jener vergnüglich und wünſchte ihm, daß er eben ſo viele Freude an dem Täufling erleben möge, wie er, der Meiſter Jakobus, ihm einſt gemacht habe und noch mache.

Züricher Novellen.

Von

Gottfried Keller.

Zweiter Band.

Stuttgart.
G. J. Göschen'sche Verlagshandlung.
1878.

Inhalt.

Seite

Das Fähnlein der sieben Aufrechten 1
Ursula 113

Das Fähnlein der sieben Aufrechten.

Der Schneidermeister Hediger in Zürich war in dem Alter, wo der fleißige Handwerksmann schon anfängt, sich nach Tisch ein Stündchen Ruhe zu gönnen. So saß er denn an einem schönen Märztage nicht in seiner leiblichen Werkstatt, sondern in seiner geistigen, einem kleinen Sonderstübchen, welches er sich seit Jahren zugetheilt hatte. Er freute sich, dasselbe ungeheizt wieder behaupten zu können; denn weder seine alten Handwerkssitten, noch seine Einkünfte erlaubten ihm, während des Winters sich ein besonderes Zimmer erwärmen zu lassen, nur um darin zu lesen. Und das zu einer Zeit, wo es schon Schneider gab, welche auf die Jagd gehen und täglich zu Pferde sitzen, so eng verzahnen sich die Uebergänge der Kultur ineinander.

Meister Hediger durfte sich aber sehen lassen in seinem wohlaufgeräumten Hinterstübchen. Er sah saß

eher einem amerikaniſchen Squatter, als einem Schneider ähnlich; ein kräftiges und verſtändiges Geſicht mit ſtarkem Backenbart, von einem mächtigen kahlen Schädel überwölbt, neigte ſich über die Zeitung „Der ſchweizeriſche Republikaner“ und las mit kritiſchem Ausdrucke den Hauptartikel. Von dieſem Republikaner ſtanden wenigſtens fünfundzwanzig Foliobände, wohl gebunden, in einem kleinen Glasſchranke von Nußbaum, und ſie enthielten faſt nichts, das Hediger ſeit fünfundzwanzig Jahren nicht mit erlebt und durchgekämpft hätte. Außerdem ſtand ein „Rotteck“ in dem Schranke, eine Schweizergeſchichte von Johannes Müller und eine Handvoll politiſcher Flugſchriften und dergleichen; ein geographiſcher Atlas und ein Mäppchen voll Carricaturen und Pamphlete, die Denkmäler bitter leidenſchaftlicher Tage, lagen auf dem unterſten Brette. Die Wand des Zimmerchens war geſchmückt mit den Bildniſſen von Colombus, von Zwingli, von Hutten, Waſhington und Robespierre; denn er verſtand keinen Spaß und billigte nachträglich die Schreckenszeit. Außer dieſen Welthelden ſchmückten die Wand noch einige ſchweizeriſche Fortſchrittsleute mit der beigefügten Handſchrift in höchſt erbaulichen und weitläufigen Denkſprüchen, ordentlichen kleinen Aufſätzchen. Am Bücherſchrank aber lehnte eine gut im Stand gehaltene, blanke Ordonanzflinte, behängt mit einem kurzen

Seitengewehr und einer Patrontasche, worin zu jeder Zeit dreißig scharfe Patronen steckten. Das war sein Jagdgewehr, womit er nicht auf Hasen und Rebhühner, sondern auf Aristokraten und Jesuiten, auf Verfassungsbrecher und Volksverräther Jagd machte. Bis jetzt hatte ihn ein freundlicher Stern bewahrt, daß er noch kein Blut vergossen aus Mangel an Gelegenheit; dennoch hatte er die Flinte schon mehr als einmal ergriffen und war damit auf den Platz geeilt, da es noch die Zeit der Putsche war, und das Gewehr mußte unverrückt zwischen Bett und Schrank stehen bleiben; „denn", pflegte er zu sagen, „keine Regierung und keine Bataillone vermögen Recht und Freiheit zu schützen, wo der Bürger nicht im Stande ist, selber vor die Hausthüre zu treten und nachzusehen, was es gibt!"

Als der wackere Meister mitten in seinem Artikel vertieft war, bald zustimmend nickte und bald den Kopf schüttelte, trat sein jüngster Sohn Karl herein, ein angehender Beamter auf einer Regierungskanzlei. „Was gibt's?" fragte er barsch; denn er liebte nicht in seinem Stübchen gestört zu werden. Karl fragte, etwas unsicher über den Erfolg seiner Bitte, ob er des Vaters Gewehr und Patrontasche für den Nachmittag haben könne, da er auf den Drillplatz gehen müsse.

„Keine Rede, wird nichts daraus!“ ſagte Hediger kurz. „Und warum denn nicht? Ich werde ja nichts daran verderben!“ fuhr der Sohn kleinlaut fort und doch beharrlich, weil er durchaus ein Gewehr haben mußte, wenn er nicht in den Arreſt ſpazieren wollte. Allein der Alte verſetzte nur um ſo lauter: „Wird nichts daraus! Ich muß mich nur wundern über die Beharrlichkeit meiner Herren Söhne, die doch in andern Dingen ſo unbeharrlich ſind, daß keiner von Allen bei dem Berufe blieb, den ich ihn nach freier Wahl habe lernen laſſen! Du weißt, daß deine drei älteren Brüder der Reihe nach, ſo wie ſie zu exerziren anfangen mußten, das Gewehr haben wollten und daß es keiner bekommen hat! Und doch kommſt du nun auch noch angeſchlichen! Du haſt deinen ſchönen Verdienſt, für niemand zu ſorgen — ſchaff' dir deine Waffen an, wie es einem Ehrenmanne geziemt! Dies Gewehr kommt nicht von der Stelle, außer wenn ich es ſelbſt brauche!“

„Aber es iſt ja nur für einige Male! Ich werde doch nicht ein Infanteriegewehr kaufen ſollen, da ich nachher doch zu den Scharfſchützen gehen und mir einen Stutzer zuthun werde!“

„Scharfſchützen! Auch ſchön! Woher erklärſt du dir nur die Nothwendigkeit, zu den Scharfſchützen zu gehen, da du noch nie eine Kugel abgefeuert haſt?

Zu meiner Zeit mußte einer schon tüchtig Pulver verbrannt haben, eh' er sich dazu melden durfte, jetzt wird man auf gerathwohl Schütz, und Kerle stecken in dem grünen Rock, welche keine Katze vom Dach schießen, dafür aber freilich Cigarren rauchen und Halbherren sind! Geht mich nichts an!"

„Ei," sagte der Junge fast weinerlich, „so gebt es mir nur dies Eine Mal; ich werde morgen für ein anderes sorgen, heut' kann ich unmöglich mehr!"

„Ich gebe," versetzte der Meister, „meine Waffe niemand, der nicht damit umgehen kann; wenn du regelrecht das Schloß dieser Flinte abnehmen und auseinander legen kannst, so magst du sie nehmen; sonst aber bleibt sie hier!" Und er suchte aus einer Lade einen Schraubenzieher hervor, gab ihn dem Sohn und wies ihm die Flinte an. Der versuchte in der Verzweiflung sein Heil und begann die Schloßschrauben loszumachen. Der Vater schaute ihm spöttisch zu; es dauerte nicht lange, so rief er: „Laß mir den Schraubenzieher nicht so ausglitschen, du verdirbst mir die ganze Geschichte! Mach' die Schrauben eine nach der andern halb los und dann erst ganz, so geht's leichter! So, endlich!" Nun hielt Karl das Schloß in der Hand, wußte aber nichts mehr damit anzufangen und legte es seufzend hin, sich im Geiste schon im Strafkämmerchen sehend. Der

alte Hebiger aber, einmal im Eifer, nahm jetzt das Schloß, dem Sohn eine Lektion zu halten, indem er es erklärend auseinander nahm.

„Siehst du," sagte er, „zuerst nimmst du die Schlagfeder weg mittelst dieses Federhakens — auf diese Weise; dann kommt die Stangenfederschraube, die schraubt man nur halb aus, schlägt so auf die Stangenfeder, daß der Stift hier aus dem Loch geht; jetzt nimmst du die Schraube ganz weg. Jetzt die Stangenfeder, dann die Stangenschraube, die Stange; jetzo die Studelschraube und hier die Studel; ferner die Nußschraube, den Hahn und endlich die Nuß; dies ist die Nuß! Reiche mir das Klauenfett aus dem Schränklein dort, ich will die Schrauben gleich ein bischen einschmieren!"

Er hatte die benannten Gegenstände alle auf das Zeitungsblatt gelegt, Karl sah ihm eifrig zu, reichte ihm auch das Fläschchen und meinte, das Wetter habe sich günstig geändert. Als aber sein Vater die Bestandtheile des Schlosses abgewischt und mit dem Oele frisch befeuchtet hatte, setzte er sie nicht wieder zusammen, sondern warf sie in den Deckel einer kleinen Schachtel durcheinander und sagte: „Nun, wir wollen das Ding am Abend wieder einrichten; jetzt will ich die Zeitung fertig lesen!"

Getäuscht und wild ging Karl hinaus, sein

Leid der Mutter zu klagen; er fühlte einen gewaltigen Reſpekt vor der öffentlichen Macht, in deren Schule er nun ging als Rekrut. Seit er der Schule entwachſen, war er nicht mehr beſtraft worden, und auch dort in den letzten Jahren nicht mehr; nun ſollte das Ding auf einer höheren Stufe wieder angehen, bloß weil er ſich auf des Vaters Gewehr verlaſſen hatte.

Die Mutter ſagte: „Der Vater hat eigentlich ganz Recht! Alle vier Buben habt ihr einen beſſern Erwerb, als er ſelbſt, und das vermöge der Erziehung, die er euch gegeben hat; aber nicht nur braucht ihr den letzten Heller für euch ſelbſt, ſondern ihr kommt immer noch den Alten zu plagen mit Entlehnen von allen möglichen Dingen: ſchwarzer Frack, Perſpektiv, Reißzeug, Raſirmeſſer, Hut, Flinte und Säbel; was er ſich ſorglich in Ordnung hält, das holt ihr ihm weg und bringt es verdorben zurück. Es iſt, als ob ihr das ganze Jahr nur ſtudirtet, was man noch von ihm entlehnen könne; er hingegen verlangt nie etwas von euch, obgleich ihr das Leben und Alles ihm zu danken habt. Ich will dir für heut' noch einmal helfen!“

Sie ging hierauf zum Meiſter Hediger hinein und ſagte: „Lieber Mann! Ich habe vergeſſen, dir zu ſagen, daß der Zimmermeiſter Frymann hat berichten laſſen, die Siebenmännergeſellſchaft komme

heut zuſammen und es ſeien Verhandlungen, ich glaube etwas Politiſches!“ „So?“ ſagte er ſogleich angenehm erregt, ſtand auf und ging hin und her; „es nimmt mich Wunder, daß Frymann nicht ſelbſt gekommen iſt, um vorläufig mit mir zu reden, Rückſprache zu nehmen?“ Nach einigen Minuten kleidete er ſich raſch an, ſetzte den Hut auf und entfernte ſich mit den Worten: „Frau, ich gehe gleich jetzt fort, ich muß wiſſen, was es gibt! Bin auch dies Frühjahr noch keinen Tritt im Freien geweſen, und heut iſt's ſo ſchön! Alſo adieu denn!“

„So! nun kommt er vor zehn Uhr Nachts nicht mehr!“ lachte Frau Hediger und forderte Karl auf, das Gewehr zu nehmen, Sorg zu tragen und es rechtzeitig wieder zu bringen. „Ja nehmen!“ klagte der Sohn, „er hat ja das Schloß auseinander gethan, ich kann es nicht herſtellen.“ „So kann ich es!“ rief die Mutter und ging mit dem Sohn in das Stübchen. Sie kippte den Deckel um, in welchem das zerlegte Schloß lag, las die Federn und Schrauben auseinander und begann ſehr gewandt, ſie zuſammen zu fügen.

„Wo zum Teufel habt Ihr das gelernt, Mutter?“ rief Karl ganz verblüfft. „Das hab' ich gelernt,“ ſagte ſie, „in meinem väterlichen Hauſe! Dort hatten der Vater und meine ſieben Brüder mich abgerichtet,

ihnen ihre ſämmtlichen Büchſen und Gewehre zu putzen, wenn ſie geſchoſſen hatten. Ich that es oft unter Thränen, aber am Ende konnte ich mit dem Zeug umgehen wie ein Büchſenmachergeſell. Auch hieß man mich im Dorfe nur die Büchſenſchmiedin, und ich hatte faſt immer ſchwarze Hände und einen ſchwarzen Naſenzipfel. Die Brüder verſchoſſen und verjubelten Haus und Hof, ſo daß ich armes Kind froh ſein mußte, daß mich der Schneider, dein Vater, geheirathet hat."

Während dieſer Erzählung hatte die geſchickte Frau wirklich das Schloß zuſammengeſetzt und am Schafte befeſtigt. Karl hing die glänzende Patrontaſche um, nahm das Gewehr und eilte ſpornſtreichs auf den Exerzirplatz, wo er noch mit knapper Noth anlangte, ohne zu ſpät zu kommen. Nach ſechs Uhr brachte er die Sachen wieder zurück, verſuchte nun ſelbſt das Schloß auseinanderzunehmen und legte deſſen Beſtandtheile wieder in den Schachtelbeckel, wohl durcheinander gerüttelt.

Nachdem er ein Abendbrot verzehrt und es darüber dunkel geworden, ging er an die Schiffländе, miethete ein Schiffchen und fuhr längs den Ufern hin, bis er vor die Plätze am See gelangte, welche theils von Zimmerleuten, theils von Steinmetzen benutzt wurden. Es war ein ganz herrlicher Abend;

ein lauer Südwind kräuſelte leicht das Waſſer, der Vollmond erleuchtete deſſen ferne Flächen und blitzte hell auf den kleinen Wellen in der Nähe, und am Himmel ſtanden die Sterne in glänzend klaren Bildern; die Schneeberge aber ſchauten wie bleiche Schatten in den See herunter, faſt mehr geahnt als geſehen; der induſtriöſe Schnickſchnack, das Kleinliche und Unruhige der Bauart hingegen verſchwand in der Dunkelheit und wurde durch das Mondlicht in größere ruhige Maſſen gebracht, kurz das Landſchaftliche war für die kommende Szene würdig vorbereitet.

Karl Hediger fuhr raſch dahin, bis er in die Nähe eines großen Zimmerplatzes kam; dort ſang er mit halblauter Stimme ein paar Mal den erſten Vers eines Liedchens und fuhr dann langſam und gemächlich in den See hinaus. Von den Bauhölzern aber erhob ſich ein ſchlankes Mädchen, das dort geſeſſen, band ein Schiffchen los, ſtieg hinein und fuhr allmälig, mit einigen Wendungen, dem leiſe ſingenden Schiffer nach. Als ſie ihm zur Seite war, grüßten ſich die jungen Leute und fuhren ohne weitern Aufenthalt, Bord an Bord, in das flüſſige Silber hinaus, weit auf den See hin. Sie beſchrieben in jugendlicher Kraft einen mächtigen Bogen mit mehreren Schneckenlinien, welche das Mädchen angab und der Jüngling mit leiſem Ruderdrucke mitmachte, ohne von ihrer

Seite zu kommen, und man ſah, daß das Paar nicht ungeübt war im Zuſammenfahren. Als ſie recht in die Stille und Einſamkeit gerathen, zog das junge Frauenzimmer die Ruder ein und hielt ſtill. Das heißt, ſie legte nur das eine Ruder nieder, das andere hielt ſie wie ſpielend über dem Rande, jedoch nicht ohne Zweck; denn als Karl, ebenfalls ſtill haltend, ſich ihr ganz nähern, ja ihr Schiffchen förmlich entern wollte, wußte ſie ſein Fahrzeug mit dem Ruder ſehr gewandt abzuhalten, indem ſie ihm jeweilig einen einzigen Stoß gab. Auch dieſe Uebung ſchien nicht neu zu ſein, da ſich der junge Menſch bald ergab und in ſeinem Schifflein ſtill ſaß.

Nun fingen ſie an zu plaudern und Karl ſagte: „Liebe Hermine! Ich kann jetzt das Sprüchwort umkehren und rufen: was ich in der Jugend die Fülle hatte, das wünſch' ich im Alter, aber vergeblich! Als ich zehn Jahre alt war und du ſieben, wie oft haben wir uns da geküßt, und nun ich zwanzig bin, bekomme ich nicht einmal deine Fingerſpitzen zu küſſen."

„Ich will ein für alle Mal von dieſen unverſchämten Lügen nichts mehr hören!" antwortete das Mädchen halb zornig, halb lachend, „Alles iſt erfunden und erlogen, ich erinnere mich durchaus nicht an ſolche Vertraulichkeiten!"

„Leider!" rief Karl; „aber ich um ſo beſſer! Und

zwar biſt du gerade die Tonangeberin und Verführerin geweſen!“

„Karl, wie häßlich!“ unterbrach ihn Hermine; aber er fuhr unerbittlich fort: „Erinnere dich doch nur, wie oft, wenn wir müde waren, den armen Kindern ihre zerriſſenen Körbe mit Zimmerſpähnen füllen zu helfen, zum ſtäten Verdruſſe eurer Polierer, wie oft mußt' ich dann zwiſchen den großen Holzvorräthen, ganz im Verborgenen, aus kleinen Hölzern und Brettern ein Hüttlein bauen mit einem Dach, einer Thüre und einem Bänklein darin! Und wenn wir dann auf dem Bänkchen ſaßen, bei geſchloſſener Thüre, und ich meine Hände endlich in den Schoß legte, wer fiel mir dann um den Hals und küßte mich, daß es kaum zu zählen war?“

Bei dieſen Worten wäre er faſt in's Waſſer geſtürzt, denn da er während ſeiner Reden ſich unvermerkt wieder zu nähern geſucht hatte, gab ſie ſeinem Schifflein plötzlich einen ſo heftigen Stoß, daß es beinahe umſchlug. Hellauf lachte ſie, als er den linken Arm bis zum Ellbogen in's Waſſer tauchte und darüber fluchte.

„Wart' nur,“ ſagte er, „es kommt gewiß die Stunde, wo ich dir's eintränken werde!“

„Hat noch alle Zeit,“ erwiderte ſie, „bitte, übereilen Sie ſich nicht, mein ſchöner Herr!“ Dann fuhr

ſie etwas ernſter fort: „Der Vater hat unſere Geſchichte erfahren; ich habe ſie nicht geläugnet, was die Hauptſache betrifft; er will nichts davon wiſſen, er verbietet uns alle ferneren Gedanken daran; ſo ſteh'n wir alſo!“

„Und gedenkſt du dem Ausſpruche deines Herrn Vaters dich ſo fromm und unwiderruflich zu fügen, wie du dich anſtellſt?“

„Wenigſtens werde ich nie das erklärte Gegentheil von ſeinen Wünſchen thun und noch weniger mich in ein feindliches Verhältniß zu ihm wagen; denn du weißt, daß er die Dinge lang nachträgt und eines tief um ſich freſſenden Grolles fähig iſt. Du weißt, daß er, ſchon ſeit fünf Jahren Wittwer, meinetwegen nicht wieder geheiratet hat; ich glaube, das kann eine Tochter immer berückſichtigen! Und weil wir einmal dabei ſind, ſo muß ich dir auch ſagen, daß ich es unter dieſen Umſtänden für unſchicklich halte, uns ſo oft zu ſehen; es iſt genug, wenn ein Kind inwendig mit ſeinem Herzen nicht gehorcht; mit äußern Handlungen täglich zu thun, was die Eltern nicht gern ſähen, wenn ſie's wüßten, hat etwas Gehäſſiges, und darum wünſche ich, daß wir uns höchſtens alle Monat ein Mal allein ſehen, wie bisher faſt alle Tage, und im Uebrigen die Zeit über uns ergehen laſſen.“

„Ergehen laſſen! Und du kannſt und willſt wirklich die Dinge ſo gehen laſſen?“

„Warum nicht? Sind ſie ſo wichtig? Es iſt dennoch möglich, daß wir uns bekommen, es iſt möglich, auch nicht! Und die Welt wird doch beſtehen, wir vergeſſen uns vielleicht von ſelbſt, denn wir ſind noch jung; und in keinem Fall ſcheint mir groß Aufhebens zu machen!“

Dieſe Rede hielt die ſiebzehnjährige Schöne mit ſcheinbarer Trockenheit und Kälte, indem ſie die Ruder wieder ergriff und landwärts ſteuerte. Karl fuhr neben ihr, ſcheinbar voll Sorgen und Furcht, in der That voll Aerger über Herminens Worte. Sie freute ſich halb und halb, den Wildfang in Sorgen zu wiſſen, war aber doch auch nachdenklich über den Inhalt des Geſpräches und beſonders über die vierwöchentliche Trennung, welche ſie ſich auferlegt hatte.

So gelang es ihm, ſie endlich zu überraſchen und ſein Schiff mit einem Rucke an das ihre zu drücken. Augenblicklich hielt er ihren ſchlanken Oberkörper in den Armen und zog ihre Geſtalt zur Hälfte zu ſich hinüber, ſo daß ſie Beide halb über dem tiefen Waſſer ſchwebten, die Schiffchen ganz ſchief lagen und jede Bewegung das völlige Umſchlagen mit ſich brachte. Die Jungfrau fühlte ſich daher wehrlos und mußte es erdulden, daß Karl ihr ſieben oder acht heftige

Küſſe auf die Lippen drückte. Dann richtete er ſie ſammt ihrem Fahrzeug wieder ſanft und ſorglich in die Höhe; ſie ſtrich die Locken aus dem Geſicht, ergriff die Ruder, athmete heftig auf und rief, mit Thränen in den Augen, zornig und drohend: „Wart nur, du Schlingel, bis ich dich unter dem Pantoffel habe! du ſollſt es, weiß Gott im Himmel! verſpüren, daß du eine Frau haſt!“ Damit fuhr ſie, ohne ſich weiter nach ihm umzuſehen, mit raſchen Ruderſchlägen nach ihres Vaters Grundſtück und Heimweſen. Karl dagegen, voll Triumph und Glückſeligkeit, rief ihr nach: „Gute Nacht, Fräulein Hermine Frymann! es hat gut geſchmeckt!“

Frau Hediger hatte ihren Mann indeſſen nicht mit Unwahrheit berichtet, als ſie ihn zum Ausgehen veranlaßte. Die Nachricht, die ſie ihm mitgetheilt, war nur zu beliebigem Gebrauche noch aufgeſpart und dann im rechten Augenblicke benutzt worden. Es fand in der That eine Verſammlung ſtatt, nämlich der Geſellſchaft der ſieben Männer, oder der Feſten, oder der Aufrechten, oder der Freiheitliebenden, wie ſie ſich abwechſelnd nannten. Dies war einfach ein Kreis von ſieben alten bewährten Freunden, alle Handwerksmeiſter, Vaterlandsfreunde, Erzpolitiker und ſtrenge Haustyrannen nach dem Muſterbilde Meiſter Hedigers. Stück für Stück noch im vorigen Jahrhundert geboren, hatten

ſie als Kinder noch den Untergang der alten Zeit geſehen und dann viele Jahre lang die Stürme und Geburtswehen der neuen Zeit erlebt, bis dieſe gegen das Ende der vierziger Jahre ſich abklärte und die Schweiz wieder zu Kraft und Einigkeit führte. Einige von ihnen ſtammten aus den gemeinen Herrſchaften, dem ehemaligen Unterthanenland der Eidgenoſſen, und ſie erinnerten ſich, wie ſie als Bauernkinder am Wege hatten hinknieen müſſen, wenn eine Kutſche mit eidgenöſſiſchen Standesherren und dem Weibel gefahren kam; andere ſtanden in irgend einem Verwandtſchaftsgrade zu eingekerkerten oder hingerichteten Revoluzzern, kurz, Alle waren von einem unauslöſchlichen Haß gegen alle Ariſtokratie erfüllt, welcher ſich ſeit deren Untergang nur in einen bittern Hohn verwandelt hatte. Als dieſelbe aber ſpäter nochmals auftauchte in demokratiſchem Gewande und mit den alten Machtvermiethern, den Prieſtern, verbunden, einen mehrjährigen Kampf aufwühlte, da kam zu dem Ariſtokratenhaß noch derjenige gegen die „Pfaffen“ hinzu; ja nicht nur gegen Herren und Prieſter, ſondern gegen ihresgleichen, gegen ganze aufgeregte Volksmaſſen mußte ihre ſtreitbare Geſinnung ſich nun wenden, was ihnen auf ihre alten Tage eine unerwartete, zuſammengeſetzte Kraftübung verurſachte, die ſie aber tapfer beſtanden.

Die sieben Männer waren nichts weniger als unbeträchtlich; in allen Volksversammlungen, Vereinigungen und dergleichen halfen sie einen festen Kern bilden, waren unermüdlich bei der Spritze und Tag und Nacht bereit, für die Partei Gänge und Geschäfte zu thun, welche man keinen bezahlten Leuten, sondern nur ganz Zuverlässigen anvertrauen konnte. Oft wurden sie von den Parteihäuptern berathen und in's Vertrauen gezogen, und wenn es ein Opfer galt, da waren die sieben Männer mit ihrem Scherflein zuerst bei der Hand. Für alles dies begehrten sie keinen andern Lohn, als den Sieg ihrer Sache und ihr gutes Bewußtsein; nie drängte sich Einer von ihnen vor oder strebte nach einem Vortheil oder nach einem Amte, und ihre größte Ehre setzten sie darein, gelegentlich einem oder dem andern „berühmten Eidgenossen" schnell die Hand zu drücken; aber es mußte schon ein rechter sein und „sauber über's Nierenstück", wie sie zu sagen pflegten.

Diese Wackern hatten sich seit Jahrzehnten aneinander gewöhnt, nannten sich nur beim Vornamen und bildeten endlich eine feste geschlossene Gesellschaft, aber ohne alle andern Satzungen als die, welche sie im Herzen trugen. Wöchentlich zweimal kamen sie zusammen, und zwar, da auch in diesem kleinen Vereine zwei Gastwirthe waren, abwechselnd bei diesen

Da ging es dann ſehr kurzweilig und gemüthlich her; ſo ſtill und ernſt die Männer in größern Verſammlungen ſich zeigten, ſo laut und munter thaten ſie, wenn ſie unter ſich waren; keiner zierte ſich und keiner nahm ein Blatt vor den Mund; manchmal ſprachen alle zuſammen, manchmal horchten ſie andächtig einem Einzelnen, je nach ihrer Stimmung und Laune. Nicht nur die Politik war der Gegenſtand ihrer Geſpräche, ſondern auch ihr häusliches Schickſal. Hatte Einer Kummer und Sorge, ſo trug er was ihn drückte der Geſellſchaft vor; die Sache wurde berathen und die Hülfe zur gemeinen Angelegenheit gemacht; fühlte ſich Einer von dem Andern verletzt, ſo brachte er ſeine Klage vor die ſieben Männer, es wurde Gericht gehalten und der Unrechthabende zur Ordnung verwieſen. Dabei waren ſie abwechſelnd ſehr leidenſchaftlich oder ſehr ruhig und würdevoll oder auch ironiſch. Schon zweimal hatten ſich Verräther, unſaubere Subjekte unter ihnen eingeſchlichen, waren erkannt und in feierlicher Verhandlung verurtheilt und ausgeſtoßen, d. h. durch die Fäuſte der wehrbaren Greiſe jämmerlich zerbläut worden. Traf ein Hauptunglück die Partei, welcher ſie anhingen, ſo ging ihnen das über alles häusliche Unglück, ſie verbargen ſich einzeln in der Dunkelheit und vergoſſen bittere Thränen.

Der Wohlredendſte und Wohlhabendſte unter ihnen war Frymann, der Zimmermeiſter, ein wahrer Cröſus mit einem ſtattlichen Hausweſen. Der Unbemitteltſte war Hediger, der Schneider, dagegen im Worte gleich der zweite nach Frymann. Er hatte wegen politiſcher Leidenſchaftlichkeit ſchon längſt ſeine beſten Kunden verloren, dennoch ſeine Söhne ſorgfältig erzogen, und ſo beſaß er keine übrigen Mittel. Die andern fünf Männer waren gutverſorgte Leute, welche in der Geſellſchaft mehr zuhörten als ſprachen, wenn es ſich um große Dinge handelte, dafür aber in ihrem Hauſe und unter ihren Nachbaren um ſo gewichtigere Worte hören ließen.

Heute lagen wirklich bedeutende Verhandlungen vor, über welche ſich Frymann und Hediger vorläufig beſprochen hatten. Die Zeit der Unruhe, des Streites und der politiſchen Mühe war für dieſe Wackern vorüber und ihre langen Erfahrungen ſchienen mit den errungenen Zuſtänden für einmal abgeſchloſſen. Ende gut, alles gut! konnten ſie ſagen und ſie fühlten ſich ſiegreich und zufrieden. So wollten ſie ſich denn an ihrem politiſchen Lebensabend ein rechtes Schlußvergnügen gönnen und als die ſieben Männer vereint das eidgenöſſiſche Freiſchießen beſuchen, welches im nächſten Sommer zu Aarau ſtattfinden ſollte, das erſte nach der Einführung der neuen Bundes-

verfaſſung vom Jahr 1848. Nun waren die meiſten ſchon längſt Mitglieder des ſchweizeriſchen Schützenvereines, auch beſaß Jeder, mit Ausnahme Hedigers, der ſich mit ſeiner Rollflinte begnügte, eine gute Büchſe, mit welcher ſie in früheren Jahren zuweilen des Sonntags geſchoſſen. Ebenſo hatten ſie einzeln ſchon Feſte beſucht, ſo daß die Sache gerade nicht abſonderlich ſchien. Allein es war ein Geiſt des äußeren Pompes in einige gefahren und es handelte ſich um nichts geringeres, als in Aarau mit eigener Fahne aufzutreten und eine ſtattliche Ehrengabe zu überbringen.

Als die kleine Verſammlung einige Gläſer Wein getrunken und die gute Laune im Zuge war, rückten Frymann und Hediger mit dem Vorſchlage heraus, welcher dennoch die beſcheidenen Männer etwas überraſchte, ſo daß ſie einige Minuten unentſchloſſen waren. Denn es wollte ihnen nicht recht einleuchten, ein ſolches Aufſehen zu erregen und mit einer Fahne auszuziehen. Da ſie aber ſchon lange verlernt hatten, einem Aufſchwung und einer körnigen Unternehmung ihre Stimme zu verſagen, ſo widerſtanden ſie nicht länger, als die Redner ihnen ausmalten, wie die Fahne ein Sinnbild und der Auszug ein Triumph der bewährten Freundſchaft ſein und wie das Erſcheinen von ſolch' ſieben alten Krachern mit einem Freundſchaftsfähnchen gewiß

einen fröhlichen Spaß abgeben würde. Es ſollte nur ein kleines Fähnchen angefertigt werden von grüner Seide, mit dem Schweizerwappen und einer guten Inſchrift.

Nachdem die Fahnenfrage erledigt, wurde die Ehrengabe vorgenommen; der Werth derſelben wurde ziemlich ſchnell feſtgeſetzt, er ſollte etwa zweihundert alte Franken betragen. Die Auswahl des Gegenſtandes jedoch verurſachte eine längere und faſt ſchwierige Verhandlung. Frymann eröffnete die Umfrage und lud Kuſer, den Silberſchmied, ein, als ein Mann von Geſchmack ſich zu äußern. Kuſer trank ernſthaft einen guten Schluck, huſtete dann, beſann ſich und meinte, es füge ſich gut, daß er juſt einen ſchönen ſilbernen Becher im Laden habe, welchen er, falls es den Mannen genehm wäre, beſtens empfehlen und auf das Billigſte berechnen könnte. Hierauf erfolgte eine allgemeine Stille, nur unterbrochen durch kurze Aeußerungen, wie: das läßt ſich hören! oder: nun ja! Dann fragte Hediger, ob ein weiterer Antrag geſtellt werden wolle? Worauf Syfrig, der kunſtreiche Schmied, einen Schluck nahm, einen Muth faßte und ſprach: „Wenn es den Mannen recht iſt, ſo will ich hiemit auch einen Gedanken ausſprechen! Ich habe einen ganz eiſernen ſinnreichen Pflug geſchmiedet, der, wie ihr wißt, mir an der landwirthſchaftlichen Ausſtellung gelobt worden

iſt Ich bin erbötig, das fein gearbeitete Stück für die zweihundert Franken abzutreten, obgleich die Arbeit damit nicht bezahlt wird; aber ich bin der Anſicht, daß dieſes Werkzeug und Sinnbild des Ackerbaues eine ächt volksmäßige Ehrengabe darſtellen würde! Ohne im Uebrigen einem anderen Vorſchlage zu nahe treten zu wollen!“

Während dieſes Spruches hatte Bürgi, der liſtige Schreiner, ſich das Ding auch überlegt und als abermals eine kleine Stille herrſchte und der Silberſchmied ſchon ein längeres Geſicht machte, eröffnete ſich der Schreiner alſo: „Auch mir iſt ein Gedanke aufgeſtoßen, liebe Freunde, der vielleicht zum großen Spaſſe gereichen dürfte. Ich habe vor Jahr und Tag für ein fremdes Brautpaar ein zweiſchläfiges Himmelbett bauen müſſen vom ſchönſten Nußbaumholz, mit Maſerfurniren; täglich ſteckte mir das Pärchen in der Werkſtatt, maß Länge und Breite und ſchnäbelte ſich vor Geſellen und Lehrburſchen, weder deren Witze noch Anſpielungen ſcheuend. Allein als es zur Hochzeit kommen ſollte, da fuhren ſie plötzlich auseinander wie Hund und Katz, kein Menſch wußte warum, das Eine verſchwand dahin, das Andere dorthin und meine Bettſtatt blieb mir ſtehen, wie ein Fels. Sie iſt unter Brüdern hundertundachtzig Franken werth; ich will aber gern achtzig verlieren und gebe ſie für hundert.

Dann laſſen wir ein Bett dazu machen und ſtellen es vollſtändig aufgerichtet in den Gabenſaal mit der Aufſchrift: Für einen ledigen Eidgenoſſen zur Aufmunterung! Wie?“

Ein fröhliches Gelächter belohnte dieſen Gedanken; nur der Silber- und der Eiſenſchmied lächelten kühl und ſäuerlich; doch alsbald erhob Pfiſter, der Wirth, ſeine ſtarke Stimme und ſprach mit ſeiner gewohnten Offenheit: „Wenn es gilt, ihr Herren, daß Jeder ſein eigenes Korn zu Markte bringt, ſo wüßte ich denn etwas Beſſeres, als alles bisher Angetragene! Im Keller liegt mir wohlverſpundet ein Faß vierunddreißiger Rothwein, ſogenanntes Schweizerblut, das ich vor mehr als zwölf Jahren ſelbſt in Baſel gekauft habe. Bei eurer Mäßigkeit und Beſcheidenheit wagte ich noch nie, den Wein anzuſtechen, und doch liegt er mir im Zins um die zweihundert Franken, die er gekoſtet hat; denn es ſind gerade hundert Maß. Ich gebe euch den Wein zum Ankaufspreis, das Fäßchen werde ich ſo billig als möglich anſchlagen, froh, wenn ich nur Platz gewinne für verkäuflichere Waare, und ich will nicht mehr von hinnen kommen, wenn wir nicht Ehre einlegen mit der Gabe!“

Dieſe Rede, während welcher die drei früheren Antragſteller bereits gemurrt hatten, war nicht ſobald beendigt, als Erismann, der andere Wirth, das Wort

ergriff und ſagte: „Wenn es ſo geht, ſo will ich auch nicht dahinten bleiben und erkläre, daß ich das Beſte zu haben glaube für unſere Abſicht, und das wäre meine junge Milchkuh von reiner Oberländer-Race, die mir gerade feil iſt, wenn ich einen anſtändigen Käufer finde. Bindet dem Prachtthiere eine Glocke um den Hals, einen Melkſtuhl zwiſchen die Hörner, putzt es mit Blumen auf—"

„Und ſtellt es unter eine Glasglocke in den Gabentempel!" unterbrach ihn der gereizte Pfiſter, und damit platzte eines jener Gewitter los, welche die Sitzungen der ſieben Feſten zuweilen ſtürmiſch machten, aber nur um deſto hellerem Sonnenſcheine zu rufen. Alle ſprachen zugleich, vertheidigten ihre Vorſchläge, griffen diejenigen der Andern an und warfen ſich eigennützige Geſinnungen vor. Denn ſie ſagten ſich ſtets rund heraus, was ſie dachten, und bewältigten die Dinge mit offener Wahrheit und nicht durch hinterhaltiges Verwiſchen, wie es eine Art unächter Bildung thut.

Als nun ein Heidenlärm entſtanden war, klingelte Hediger kräftig mit dem Glaſe und redete mit erhobener Stimme: „Ihr Mannen! Erhitzt euch nicht, ſondern laßt uns ruhig zum Ziele gelangen! Es ſind alſo vorgeſchlagen ein Pokal, ein Pflug, ein aufgerüſtetes Himmelbett, ein Faß Wein und eine Kuh! Es ſei mir vergönnt, euere Anträge näher zu betrachten.

Deinen alten Ladenhüter, den Pokal, lieber Ruedi, kenn' ich wohl, er ſteht ſchon ſeit vielen Jahren hinter deinem Schaufenſter, ich glaube ſogar, er iſt einſt dein Meiſterſtück geweſen. Dennoch erlaubt ſeine veraltete Form nicht, daß wir ihn wählen und für ein neues Stück ausgeben. Dein Pflug, Chüeri Syfrig, ſcheint doch nicht ganz zweckmäßig erfunden zu ſein, ſonſt hätteſt du ihn ſeit drei Jahren gewiß verkauft; wir müſſen aber darauf denken, daß der Gewinner unſerer Gabe auch eine unverſtellte Freude an derſelben haben kann. Dein Himmelbett dagegen, Heinrich, iſt ein neuer und gewiß ergötzlicher Einfall, und ſicher würde er zu den volksthümlichſten Redensarten Veranlaſſung geben. Allein zu ſeiner ſchicklichen Ausführung wäre eine Ausrüſtung in feinem und hinreichendem Bettzeug erforderlich und das überſchritte die feſtgeſetzte Summe zu ſtark für nur ſieben Köpfe. Dein Schweizerblut, Lienert Pfiſter, iſt gut und es wird noch beſſer ſein, wenn du einen billigeren Preis anſetzeſt und das Faß endlich für uns ſelber anſtichſt, auf daß wir es an unſeren Ehrentagen trinken! Deiner Kuh endlich, Felix Erismann, iſt nichts nachzuſagen, als daß ſie beim Melken regelmäßig den Kübel umſchlägt. Darum willſt du ſie verkaufen; denn allerdings iſt dieſe Untugend nicht erfreulich. Aber wie? Wäre es recht, wenn nun ein braves Bäuerlein das Thier gewänne,

es voll Freuden ſeiner Frau heimbrächte, die es voll Freuden melken würde und dann die ſüße, ſchäumende Milch auf den Boden gegoſſen ſähe? Stelle dir doch den Verdruß, den Unwillen und die Täuſchung der guten Frau vor und die Verlegenheit des guten Schützen, nachdem der Spektakel ſich zwei oder dreimal wiederholt! Ja, lieben Freunde! nehmt es mir nicht übel! aber geſagt muß es ſein: Alle unſere Vorſchläge haben den gemeinſamen Fehler, daß ſie die Ehrenſache des Vaterlandes unbedacht und vorſchnell zum Gegenſtande des Gewinnes und der Berechnung gemacht haben. Mag dies tauſendfältig geſchehen von Groß und Klein, wir in unſerem Kreiſe haben es bis jetzt nicht gethan und wollen es ferner ſo halten! Alſo trage jeder gleichmäßig die Koſten der Gabe ohne allen Nebenzweck, damit es eine wirkliche Ehrengabe ſei!“

Die fünf Gewinnluſtigen, welche beſchämt die Köpfe hatten hängen laſſen, riefen jetzt einmüthig: „Gut geſprochen! Der Chäpper hat gut geſprochen!“ und ſie forderten ihn auf, ſelbſt einen Vorſchlag zu thun. Aber Frymann ergriff das Wort und ſagte: „Zu einer Ehrengabe ſcheint ſich mir ein ſilberner Becher immer noch am beſten zu eignen. Er behält ſeinen gleichen Werth, wird nicht verbraucht und bleibt ein ſchönes Erinnerungszeichen an frohe Tage und an

wehrbare Männer des Hauſes. Ein Haus, in welchem ein Becher aufbewahrt wird, kann nie ganz verfallen, und wer vermag zu ſagen, ob nicht um eines ſolchen Denkmals willen noch manches mit erhalten bleibt? Und wird nicht der Kunſt Gelegenheit gegeben, durch ſtets neue und ſchöne Formen Manigfaltigkeit in die Menge der Gefäße zu bringen und ſo ſich in der Erfindung zu üben und einen Strahl der Schönheit in das entlegenſte Thal zu tragen, ſo daß ſich nach und nach ein mächtiger Schatz edler Ehrengeſchirre im Vaterlande anhäuft, edel an Geſtalt und im Metall! Und wie zutreffend, daß dieſer Schatz, über das ganze Land verbreitet, nicht zum gemeinen Nießbrauch des täglichen Lebens verwendet werden kann, ſondern in ſeinem reinen Glanze in ſeinen geläuterten Formen fort und fort das Höhere vor Augen ſtellt, den Gedanken des Ganzen und die Sonne der ideal verlebten Tage feſtzuhalten ſcheint! Fort daher mit dem Jahrmarktströdel, der ſich in unſern Gabentempeln anzuhäufen beginnt, ein Raub der Motten und des gemeinſten Gebrauches! und feſtgehalten am alten ehrbaren Trinkgefäß! Wahrhaftig, wenn ich in der Zeit lebte, wo die ſchweizeriſchen Dinge einſt ihrem Ende nahen, ſo wüßte ich mir kein erhebenderes Schlußfeſt auszudenken, als die Geſchirre aller Körperſchaften, Vereine und Einzelbürger, von aller Geſtalt und Art,

zu tauſenden und abertauſenden zuſammenzutragen in all' ihrem Glanz der verſchwundenen Tage, mit all' ihrer Erinnerung, und den letzten Trunk zu thun dem ſich neigenden Vaterland "—

„Schweig! Du grober Gaſt! was ſind das für nichtswürdige Gedanken!" riefen die Aufrechten und Feſten und ſchüttelten ſich ordentlich. Aber Frymann fuhr fort: „Wie es dem Manne geziemt, in kräftiger Lebensmitte zuweilen an den Tod zu denken, ſo mag er auch in beſchaulicher Stunde das ſichere Ende ſeines Vaterlandes in's Auge faſſen, damit er die Gegenwart desſelben um ſo inbrünſtiger liebe; denn Alles iſt vergänglich und dem Wechſel unterworfen auf dieſer Erde. Oder ſind nicht viel größere Nationen untergegangen, als wir ſind? Oder wollt ihr einſt ein Daſein dahinſchleppen wie der ewige Jude, der nicht ſterben kann, dienſtbar allen neu aufgeſchoſſenen Völkern, er, der die Aegypter, die Griechen und die Römer begraben hat? Nein! ein Volk, welches weiß, daß es einſt nicht mehr ſein wird, nützt ſeine Tage um ſo lebendiger, lebt um ſo länger und hinterläßt ein rühmliches Gedächtniß; denn es wird ſich keine Ruhe gönnen, bis es die Fähigkeiten, die in ihm liegen, an's Licht und zur Geltung gebracht hat, gleich einem raſtloſen Manne, der ſein Haus beſtellt, ehe denn er dahin ſcheidet. Dies iſt nach meiner Meinung

die Hauptsache. Ist die Aufgabe eines Volkes gelöst, so kommt es auf einige Tage längerer oder kürzerer Dauer nicht mehr an, neue Erscheinungen harren schon an der Pforte ihrer Zeit! So muß ich denn gestehen, daß ich alljährlich einmal in schlafloser Nacht oder auf stillen Wegen solchen Gedanken anheimfalle und mir vorzustellen suche, welches Völkerbild einst nach uns in diesen Bergen walten möge? Und jedesmal gehe ich mit um so größerer Hast an meine Arbeit, wie wenn ich dadurch die Arbeit meines Volkes beschleunigen könnte, damit jenes künftige Völkerbild mit Respekt über unsere Gräber gehe! Aber weg mit diesen Gedanken und zu unserer fröhlichen Sache zurück! Ich dächte nun, wir bestellen bei unserm Meister Silberschmied einen neuen Becher, an dem er keinen Gewinn zu nehmen verspricht, sondern ihn so werthvoll als möglich liefert. Dazu lassen wir von einem Künstler eine gute Zeichnung entwerfen, welche vom gedankenlosen Schlendrian abweicht; doch soll er, wegen der beschränkten Mittel, mehr auf die Verhältnisse, auf einen schönen Umriß und Schwung des Ganzen sehen, als auf reichen Zierrath, und der Meister Kuser wird danach eine saubere und solide Arbeit herstellen!"

Dieser Vorschlag wurde angenommen und die Verhandlungen geschlossen. Sogleich aber nahm

Frymann von neuem die Rede und trug vor: „Nachdem wir nun das Allgemeine erledigt, werthe Freunde! ſo erlaubt mir, noch eine beſondere Sache anzubringen und eine Klage zu führen, deren freundliche Beilegung wir nach alter Weiſe gemeinſam betreiben wollen. Ihr wißt, wie unſer lieber Mann, der Chäpper Hediger, vier Stück hübſche muntere Buben in die Welt geſtellt hat, welche mit ihrer frühen Heiratsluſt die Gegend unſicher machen! Drei haben denn auch richtig ſchon Weib und Kind, obgleich der älteſte noch nicht ſiebenundzwanzig Jahre zählt. Nun iſt noch der Jüngſte da, eben zwanzigjährig, und was thut der? Er ſtellt meiner einzigen Tochter nach und verdreht ihr den Kopf! So ſind dieſe beſeſſenen Heiratsteufel allbereits in den Kreis der engeren Freundſchaft eingedrungen und drohen, dieſelbe zu trüben! Abgeſehen von der zu großen Jugend der Kinder geſtehe ich hier mit Offenheit, daß eine ſolche Heirat gegen meine Wünſche und Abſichten geht. Ich habe ein umfangreiches Geſchäft und ein beträchtliches Vermögen; darum ſuche ich mir, wenn es Zeit iſt, einen Tochtermann, welcher Geſchäftsmann iſt, ein entſprechendes Capital hinzu bringt und die großen Bauten, welche ich im Sinne habe, fortführt; denn ihr wißt, daß ich weitläufige Bauplätze angekauft habe und der Ueberzeugung bin,

daß ſich Zürich bedeutend vergrößern wird. Dein Sohn aber, guter Chäpper, iſt ein Regierungsſchreiber und hat nichts, als das ſpärliche Einkommen, und wenn er auch höher ſteigt, ſo wird dies nie viel größer werden, und ſeine Rechnung iſt ein für allemal gemacht. Mag er dabei bleiben, er iſt verſorgt, wenn er gut Haus hält, aber eine reiche Frau braucht er nicht, ein reicher Beamter iſt ein Unſinn, der einem Andern das Brot vor dem Maul wegnimmt; zum Faullenzen aber oder zum Pröbeln eines Unerfahrenen gebe ich mein Geld vollends nicht her! Dazu kommt noch, daß es gegen mein Gefühl geht, das alte bewährte Freundesverhältniß mit Chäpper in ein Verwandtſchaftsweſen umzuwandeln! Was? wir ſollen uns mit Familienverdrießlichkeiten und gegenſeitiger Abhängigkeit beladen? Nein, ihr Mannen, bleiben wir bis zum Tode innig verbunden, aber unabhängig von einander, frei und unverantwortlich in unſern Handlungen, und nichts da von Schwäher und Gegenſchwäher und dergleichen Titeln! So fordere ich dich denn auf, Chäpper, im Schoße der Freundſchaft zu erklären, daß du mich in meinen Abſichten unterſtützen und dem Beginnen deines Sohnes entgegen treten willſt! Und nichts für ungut, wir kennen uns Alle!“

„Wir kennen uns, das iſt wohlgeſprochen!“ ſagte

Hediger feierlich, nachdem er eine lange Prise geschnupft: „ihr wißt Alle, welchen Unstern ich mit meinen Söhnen hatte, obgleich es rührige und aufgeweckte Burſche ſind! Ich ließ ſie lernen, alles was ich wünſche ſelber gelernt zu haben. Jeder kannte etwas Sprachen, machte ſeinen guten Aufſatz, rechnete vortrefflich und beſaß in übrigen Kenntniſſen hinreichende Anfangsgründe, um bei einigem Streben nie mehr in völlige Unwiſſenheit zurückzuſinken. Gott ſei Dank, dachte ich, daß wir im Stande ſind, endlich unſere Buben zu Bürgern zu erziehen, denen man kein X mehr für ein U vormachen kann. Und ich ließ darauf jeden das Handwerk lernen, das er ſich wünſchte. Aber was geſchieht? Kaum hatten ſie den Lehrbrief in der Taſche und ſich ein wenig umgeſehen, ſo wurde ihnen der Hammer zu ſchwer, ſie dünkten ſich zu geſcheidt für das Handwerk und fingen an den Schreiberſtellen nachzulaufen. Weiß der Teufel, wie ſie es nur machten, die Schlingel gingen ab wie friſche Wecken! Nun, man kann ſie ſcheint's brauchen! Einer iſt auf der Poſt, zwei ſind bei Eiſenbahngeſellſchaften angeſtellt, und der vierte hockt auf einer Kanzlei und behauptet ein Verwaltungsbeamter zu ſein. Kann mir am Ende gleich ſein! Wer nicht Meiſter ſein will, muß eben Geſell bleiben und Vorgeſetzte haben ſein Leben lang! Allein da ihnen Geld

sachen durch die Hände gehen, mußten die sämmtlichen jungen Herren Schreiber Bürgen stellen; ich selbst habe kein Vermögen, also habt ihr alle wechselsweise meinen Buben Bürgschaft geleistet, die sich in einander gerechnet auf vierzigtausend Franken beläuft, dazu waren die alten Handwerker, die Freunde des Vaters, gut genug! Und wie meint ihr nun, daß mir zu Muthe sei? Wie stehe ich euch gegenüber da, wenn nur Einer von allen vieren einmal einen Fehltritt, einen Leichtsinn, eine Unvorsichtigkeit begeht?"

„Papperlapap!" riefen die Alten, „schlag dir doch dergleichen Mucken aus dem Sinn! Wenn die Burschen nicht brav wären, so hätten wir nicht gebürgt, da sei ruhig!"

„Das weiß ich alles!" erwiderte Hediger; „aber das Jahr ist lang und wenn es vorbei ist, kommt wieder ein anderes. Ich kann euch versichern, ich erschrecke jedes Mal, wenn Einer mit einer feineren Cigarre mir in's Haus kommt! Wird er nicht dem Luxus und der Genußsucht anheimfallen? denke ich. Sehe ich eine der jungen Frauen mit einem neuen Kleid einherziehen, so fürchte ich, sie stürze den Mann in üble Umstände und Schulden; spricht Einer auf der Straße mit einem verschuldeten Menschen, so ruft es in mir: Wird der ihn nicht zu einer Unbesonnenheit verführen? Kurz, ihr seht, daß ich mich demüthig

und abhängig genug fühle und weit entfernt bin, mich noch einem reichen Gegenschwäher gegenüber in Dienstbarkeit zu versetzen und aus einem Freunde einen Herrn und Gönner zu schaffen! Und warum soll ich wünschen, daß mein junger Schnauser von Sohn sich reich und geborgen fühle und mir mit dem Hochmuth eines solchen vor der Nase herum laufe, er, der noch nichts erfahren? Sollte ich helfen, ihm die Schule des Lebens zu verschließen, daß er schon bei jungen Jahren ein Hartherziger, ein Flegel und ein Lümmel wird, der nicht weiß, wie das Brot wächst, und noch Wunder meint, was er für Verdienste besitze? Nein, sei ruhig, mein Freund! hier meine Hand darauf! Nichts von Schwägerschaft, fort mit dem Gegenschwäher!"

Die beiden Alten schüttelten sich die Hand, die Uebrigen lachten und Bürgi sagte: „Wer würde nun glauben, daß ihr Zwei, die in der Vaterlandssache erst so weise Worte geredet und uns die Köpfe gewaschen habt, nun im Umsehen so thörichtes Zeug beginnen würdet! Gott sei Dank! So habe ich also doch noch Aussicht, meine zweischläfige Bettstelle an den Mann zu bringen, und ich schlage vor, daß wir sie dem jungen Pärchen zum Hochzeitsgeschenk machen!"

„Angenommen!" riefen die andern Vier, und Hüner der Wirth fügte hinzu: „Und ich verlange, daß

mein Faß Schweizerblut an der Hochzeit getrunken werde, der wir Alle beiwohnen!"

„Und ich werde es bezahlen, wenn sie stattfindet!" schrie Frymann zornig, „aber wenn nichts daraus wird, wie ich sicher weiß, so bezahlt ihr das Faß, und wir trinken es in unsern Sitzungen, bis wir fertig sind!" „Die Wette ist angenommen!" hieß es; doch Frymann und Hediger schlugen mit den Fäusten auf den Tisch und wiederholten in einem fort: „Nichts von Schwäherschaft! Wir wollen keine Gegenschwäher sein, sondern unabhängige gute Freunde!"

Mit diesem Ausruf war die inhaltreiche Sitzung endlich geschlossen, und die Freiheitliebenden wandelten fest und aufrecht nach Hause.

Beim nächsten Mittagessen eröffnete Hediger, als die Gesellen fort waren, seinem Sohne und seiner Frau den feierlichen Beschluß von gestern, daß zwischen Karl und des Zimmermanns Tochter fortan kein Verhältniß mehr geduldet würde. Frau Hediger, die Büchsenschmiedin, wurde durch diesen Gewaltspruch so zum Lachen gereizt, daß ihr das Restchen Wein, welches sie eben austrinken wollte, in die Luftröhre gerieth und ein gewaltiges Husten verursachte.

„Was ist da zu lachen?" sprach ärgerlich der

Meiſter; ſeine Frau erwiderte: „Ach ich muß nur lachen, daß das Sprichwort: Schuſter bleib beim Leiſt! auch auf eueren Verein anzuwenden iſt! Was bleibt ihr nicht bei der Politik, ſtatt euch in Liebeshändel zu miſchen?“

„Du lachſt wie ein Weib und ſprichſt wie ein Weib!“ verſetzte Hediger mit großem Ernſt; „eben in der Familie beginnt die wahre Politik; freilich ſind wir politiſche Freunde; aber um es zu bleiben, wollen wir nicht die Familien durcheinander werfen und Kommunismus treiben mit dem Reichthum der Einen. Ich bin arm und Frymann iſt reich und ſo ſoll es bleiben; um ſo mehr gereicht uns die innere Gleichheit zur Freude. Soll ich nun durch eine Heirat meine Hand in ſein Haus und in ſeine Angelegenheiten ſtecken und den Eifer und die Befangenheit wachrufen? das ſei ferne!“

„Ei ei ei! das ſind doch wunderbare Grundſätze!“ antwortete Frau Hediger; „ſchöne Freundſchaft, wenn ein Freund dem Sohne des andern ſeine Tochter nicht geben mag! Und ſeit wann heißt es denn Kommunismus, wenn durch Heirat Wohlhabenheit in eine Familie gebracht wird? Iſt das eine verwerfliche Politik, wenn ein glücklicher Sohn ein ſchönes und reiches Mädchen zu gewinnen weiß, daß er dadurch zu Beſitz und Anſehen gelangt, ſeinen betagten Eltern

und seinen Brüdern zur Hand sein und ihnen helfen kann, daß sie auch auf einen grünen Zweig kommen? Denn wo einmal das Glück eingekehrt ist, da greift es leicht um sich, und ohne daß dem Einen Abbruch geschieht, können die Anderen in seinem Schatten mit Geschick ihre Angel auswerfen. Nicht, daß ich es auf ein Schlaraffenleben absehe! Aber es gibt gar viele Fälle, wo mit Anstand und Recht ein reich gewordener Mann von seinen unbemittelten Verwandten mag zu Rath gezogen werden. Wir Alten werden nichts mehr bedürfen; dagegen könnte vielleicht die Zeit kommen, wo dieser oder jener von Karls Brüdern eine gute Unternehmung, eine glückliche Veränderung wagen möchte, wenn ihm Jemand die Mittel anvertraute. Auch wird der Ein' und Andere einen begabten Sohn haben, der sich in die Höhe schwingen würde, wenn das Vermögen da wäre, ihn studiren zu lassen. Der würde vielleicht ein beliebter Arzt werden, der ein angesehener Advokat oder gar ein Richter, der ein Ingenieur oder ein Künstler, und allen diesen würde es dann, einmal so weit gekommen, wiederum ein Leichtes sein, sich gut zu verheiraten und so zuletzt eine angesehene, zahlreiche und glückliche Familie zu bilden. Was wäre nun menschlicher, als daß ein begüterter Oheim da wäre, der, ohne sich Schaden zu thun, seinen rührigen, aber armen Verwandten die

Welt aufthäte? Denn wie oft kommt es nicht vor, daß um eines Glücklichen willen, der in einem Hause ist, auch alle Andern etwas von der Welt erschnappen und klug werden? Und dem Allem willst du den Zapfen vorstecken und das Glück an der Quelle verstopfen?"

Hediger lachte voll Verdruß und rief: „Luftschlösser! Du sprichst wie die Bäuerin mit dem Milchtopf! Ich sehe ein anderes Bild von dem reich Gewordenen unter armen Verwandten! Der läßt sich allerdings nichts abgehen und hat immer tausend Einfälle und Begierden, die ihn zu tausend Ausgaben veranlassen und die er befriedigt. Kommen aber seine Eltern und seine Brüder zu ihm, geschwind setzt er sich wichtig und verdrießlich über sein Zinsbuch, die Feder quer im Munde, seufzt und spricht: danket Gott, daß ihr nicht den Verdruß und die Last einer solchen Vermögensverwaltung habt! Lieber wollt' ich eine Herde Ziegen bewachen, als ein Rudel böswilliger und saumseliger Schuldner! Nirgends geht Geld ein, überall suchen sie auszubrechen und durchzuschlüpfen. Tag und Nacht muß man in Sorgen sein, daß man nicht gröblich betrogen wird! Und kriegt man einen Schuft beim Kragen, so hebt er ein solches Gewinsel an, daß man ihn nur schnell wieder muß laufen lassen, wenn man nicht als ein Wucherer und Un-

menſch will verſchrieen werden. Alle Amtsblätter, alle Tagfahrten, alle Ausſchreibungen, alle Inſerate muß man leſen und wieder leſen, um nicht eine Eingabe zu verſäumen und einen Termin zu überſehen. Und nie iſt Geld in der Kaſſe! Zahlt Einer ein Darlehen zurück, ſo ſtellt er ſein Geldſäckchen in allen Schenken auf den Tiſch und thut dick mit ſeiner Abzahlung, und eh' er aus dem Hauſe iſt, ſtehen Drei da, die das Geld haben wollen, einer davon ſogar ohne Unterpfand! Und dann die Anſprüche der Gemeinde, der Wohlthätigkeitsanſtalten, der öffentlichen Unternehmungen, der Subſcriptionsliſten aller Art — man kann nicht ausweichen, die Stellung erfordert es; aber ich ſage euch, man weiß oft nicht, wo einem der Kopf ſteht! Dies Jahr bin ich gar in der Klemme, ich habe meinen Garten verſchönern laſſen und einen Balkon gebaut, die Frau hat es ſchon lange gewünſcht, nun ſind die Rechnungen da! Mir ein Reitpferd zu halten, wie der Arzt ſchon hundertmal gerathen, daran darf ich gar nicht denken, denn immer kommen neue Ausgaben dazwiſchen. Seht, da hab' ich mir auch eine kleine Kelter bauen laſſen von neuſter Konſtruktion, um den Muskateller zu preſſen, den ich an den Spalieren ziehe — hol' mich der Teufel, wenn ich ſie dies Jahr bezahlen kann! Nun, ich habe Gottlob noch Kredit! So ſpricht er und ſchüchtert, indem er

noch eine grauſame Prahlerei damit zu verbinden weiß, ſeine armen Brüder, ſeinen alten Vater ein, daß ſie ihr Anliegen verſchweigen und ſich nur wieder fortmachen, nachdem ſie ſeinen Garten und ſeinen Balkon und ſeine ſinnreiche Kelter bewundert. Und ſie gehen zu fremden Leuten, um Hülfe zu ſuchen und bezahlen gern höhere Zinſen, um nur nicht ſo viel Geſchwätz hören zu müſſen. Seine Kinder ſind fein und köſtlich gekleidet und gehen elaſtiſch über die Straßen; ſie bringen den armen Vetterchen und Bäschen kleine Geſchenke und holen ſie alljährlich zweimal zum Eſſen, und es iſt dies den reichen Kindern ein großer Jux; aber wenn die Gäſte ihre Schüchternheit verlieren und auch laut werden, ſo füllt man ihre Taſchen mit Aepfeln und ſchickt ſie nach Hauſe. Dort erzählen ſie alles was ſie geſehen und was ſie zu eſſen bekommen haben, und alles wird getadelt; denn Groll und Neid erfüllt die armen Schwägerinnen, welche nichtsdeſtoweniger der wohlhabenden Perſon ſchmeicheln und deren Staat rühmen mit beredten Zungen. Endlich kommt ein Unglück über den Vater oder über die Brüder und der reiche Mann muß nun wohl oder übel, des Gerüchtes wegen, vor den Riß ſtehen. Er thut es auch, ohne ſich lange bitten zu laſſen; aber nun iſt das Band brüderlicher Gleichheit und Liebe ganz zerriſſen! Die Brüder und ihre

Kinder sind nun die Knechte und Unterthanenkinder des Herrn; Jahr aus und ein werden sie geschulmeistert und zurecht gewiesen, in grobes Tuch müssen sie sich kleiden und schwarzes Brod essen, um einen kleinen Theil des Schadens wieder einzubringen, und die Kinder werden in Waisenhäuser und Armenschulen gesteckt, und wenn sie stark genug sind, müssen sie arbeiten im Hause des Herren und unten an seinem Tische sitzen, ohne zu sprechen."

„Hu!" rief die Frau, „was sind das für Geschichten! Und willst du wirklich deinen eigenen Sohn hier für einen solchen Schubiak halten? Und ist es denn geschrieben, daß gerade seine Brüder ein solches Unglück treffen sollte, das sie zu seinen Knechten machte? Sie, die sich schon selbst zu helfen wußten bis jetzt? Nein, da glaube ich doch zur Ehre unseres eigenen Blutes, daß wir durch eine reiche Heirat nicht dergestalt aus dem Häuschen geriethen, vielmehr sich meine bessere Ansicht bestätigen würde!"

„Ich will nicht behaupten", erwiderte Hediger, „daß es gerade bei uns so zuginge; aber auch bei uns würde die äußere und endlich auch die innere Ungleichheit eingeführt; wer nach Reichthum trachtet, der strebt seines Gleichen ungleich zu werden —"

„Larifari!" unterbrach ihn die Frau, indem sie das Tischtuch zusammennahm und zum Fenster

hinausſchüttelte: „iſt denn Frymann, der das Gut in Händen hat, um das wir uns ſtreiten, euch Andern ungleich geworden? Seid ihr nicht ein Herz und eine Seele und ſteckt immer die Köpfe zuſammen?“

„Das iſt was anderes!“ rief der Mann, „was ganz anderes! Der hat ſein Gut nicht erſchlichen oder in der Lotterie gewonnen, ſondern Thaler um Thaler durch ſeine Mühe erworben während vierzig Jahren. Und dann ſind wir nicht Brüder, ich und er, und gehen einander nichts an und wollen es ferner ſo halten, das iſt der Punkt! Und endlich iſt der nicht wie andere Leute, der iſt noch ein Feſter und Aufrechter! Wir wollen aber nicht immer nur dieſe kleinen Privatverhältniſſe betrachten! Glücklicher Weiſe gibt es bei uns keine ungeheuer reichen Leute, der Wohlſtand iſt ziemlich vertheilt; laß aber einmal Kerle mit vielen Millionen entſtehen, die politiſche Herrſchſucht beſitzen, und du wirſt ſehen, was die für Unfug treiben! Da iſt der bekannte Spinnerkönig, der hat wirklich ſchon viele Millionen und man wirft ihm vor, daß er ein ſchlechter Bürger und ein Geizhals ſei, weil er ſich nichts um's Allgemeine kümmere. Im Gegentheil, ein guter Bürger iſt er, der nach wie vor die andern gehen läßt, ſich ſelbſt regiert und lebt wie ein anderer Mann. Laß dieſen Kauz ein politiſches

herrſchſüchtiges Genie ſein, gib ihm einige Liebenswürdigkeit, Freude an Aufwand und Sinn für allerhand theatraliſchen Pomp, laß ihn Paläſte und gemeinnützige Häuſer bauen und dann ſchau, was er für einen Schaden anrichtet im gemeinen Weſen und wie er den Charakter des Volkes verdirbt. Es wird eine Zeit kommen, wo in unſerem Lande, wie anderwärts, ſich große Maſſen Geldes zuſammenhängen, ohne auf tüchtige Weiſe erarbeitet und erſpart worden zu ſein; dann wird es gelten, dem Teufel die Zähne zu weiſen; dann wird es ſich zeigen, ob der Faden und die Farbe gut ſind an unſerem Fahnentuch! Kurz und gut! ich ſehe nicht ein, warum einer meiner Söhne nach fremdem Gute die Hand ausſtrecken ſoll, ohne einen Streich darum gearbeitet zu haben. Das iſt ein Schwindel wie ein anderer!"

„Es iſt ein Schwindel, der da iſt, ſo lange die Welt ſteht", ſagte die Frau mit Lachen, „daß Zwei ſich heiraten wollen, die ſich gefallen! Hieran werdet ihr mit all' euren großen und ſteifen Worten nichts ändern! Du biſt übrigens allein der Narr im Spiele; denn Meiſter Frymann ſucht weislich zu verhüten, daß deine Kinder den ſeinigen gleich werden. Aber die Kinder werden auch ihre eigene Politik haben und ſie durchführen, wenn etwas an dem Handel iſt, was ich nicht weiß."

„Mögen ſie," ſagte der Meiſter, „das iſt ihre Sache; die meinige iſt, nichts zu begünſtigen und ſo lange Karl minderjährig iſt, jedenfalls meine Einwilligung zu verſagen."

Mit dieſer diplomatiſchen Erklärung und der neueſten Nummer des „Republikaners" zog er ſich in ſein Studierzimmer zurück. Frau Hediger dagegen wollte ſich nun hinter den Sohn machen und ihn neugierig zur Rede ſtellen; doch bemerkte ſie erſt jetzt, daß er ſich aus dem Staube gemacht habe, da ihm die ganze Verhandlung durchaus überflüſſig und unzweckmäßig erſchien und er ſich überhaupt ſchente, ſeine Liebeshändel vor den Eltern auszukramen.

Deſto zeitiger beſtieg er am Abend das Schiffchen und ruderte hinaus, wo er ſchon viele Abende geweſen. Allein er ſang ſein Liedchen einmal und zweimal und ſogar bis auf den letzten Vers, ohne daß ſich jemand ſehen ließ, und nachdem er länger als eine Stunde vergeblich vor dem Zimmerplatze gekreuzt hatte, fuhr er verwirrt und niedergeſchlagen zurück und glaubte, ſeine Sache ſtände in der That ſchlecht. Die vier oder fünf nächſten Abende ging es ihm ebenſo und nun gab er es auf, der Ungetreuen nachzuſtellen, als wofür er ſie hielt; denn obgleich er ſich ihres Vorſatzes erinnerte, ihn nur alle vier Wochen ſehen zu wollen, ſo hielt er dies nur für eine Vor-

bereitung zur gänzlichen Verabſchiedung und verfiel in eine zornige Traurigkeit. Es kam ihm deshalb höchſt gelegen, daß die Uebungszeit für die Scharfſchützenrekruten begann, und er ging vorher mit einem Bekannten, der Schütz war, mehrere Nachmittage hindurch auf eine Schießſtätte, um ſich nothdürftig zu üben und die zur Anmeldung erforderlichen Anzahl Treffer aufweiſen zu können. Sein Vater ſah ziemlich ſpöttiſch dieſem Treiben zu und kam unverſehens ſelbſt hin, um den Sohn noch rechtzeitig von dem thörichten Unterfangen abzuhalten, wenn er, wie er vermuthete, gar nichts könnte.

Allein er kam eben recht, als Karl ſein halbes Dutzend Fehlſchüſſe ſchon hinter ſich hatte und nun eine Reihe ziemlich guter Schüſſe abgab. „Du machſt mir nicht weiß," ſagte er erſtaunt, „daß du noch nie geſchoſſen habeſt; du haſt heimlich ſchon manchen Franken dafür ausgegeben, das ſteht feſt!"

„Heimlich habe ich wohl ſchon geſchoſſen, aber ohne Koſten. Wißt Ihr wo, Vater?"

„Das hab' ich mir gedacht!"

„Ich habe ſchon als Junge oft dem Schießen zugeſehen, aufgemerkt, was darüber geſprochen wurde, und ſeit Jahren ſchon empfand ich eine ſolche Luſt dazu, daß ich davon träumte, und wenn ich noch im Bette lag, in Gedanken die Büchſe Stunden lang re-

gierte und hunderte von wohlgezielten Schüſſen nach der Scheibe ſandte."

„Das iſt vortrefflich! Da wird man in Zukunft ganze Schützenkompagnien in's Bett konſigniren und ſolche Gedankenübungen anordnen; das ſpart Pulver und Schuh'!"

„Das iſt nicht ſo lächerlich, als es ausſieht," ſagte der erfahrene Schütz, der Karl unterrichtete: „es iſt gewiß, daß von zwei Schützen, die an Auge und Hand gleich begabt ſind, der welcher an's Nachdenken gewöhnt iſt, Meiſter bleiben wird. Es braucht auch einen angebornen Takt zum Abdrücken, und es gibt gar ſeltſame Dinge hier, wie in allen Uebungen."

Je öfter und je beſſer Karl traf, deſto mehr ſchüttelte der alte Hediger das Haupt; die Welt ſchien ihm auf den Kopf geſtellt; denn er ſelbſt hatte, was er war und konnte, nur durch Fleiß und angeſtrengte Uebung erreicht; ſelbſt ſeine Grundſätze, welche die Leute ſonſt ſo leicht und zahlreich wie Häringe einzupacken wiſſen, hatte er nur durch anhaltendes Studium in ſeinem Hinterſtübchen erworben. Doch wagte er nun nicht mehr Einſprache zu thun und begab ſich von hinnen, nicht ohne innerliche Zufriedenheit, einen vaterländiſchen Schützen unter ſeine Söhne zu zählen, und bis er ſeine Wohnung erreichte, war er entſchloſſen, demſelben eine gut ſitzende Uniform von

besserem Tuche zu machen. „Versteht sich, muß er sie bezahlen!“ sagte er sich; aber er konnte schon wissen, daß er seinen Söhnen nie etwas zurückforderte und daß sie ihm nie etwas zu erstatten begehrten. Das ist Eltern gesund und läßt sie zu hohen Jahren kommen, auf daß sie erleben, wie ihre Kinder wiederum von den Enkeln lustig geschröpft werden, und so geht es von Vater auf Sohn und alle bleiben bestehen und haben guten Appetit.

Karl wurde nun auf mehrere Wochen in die Kaserne gesteckt und gedieh zu einem hübschen und gewandten Soldaten, der, obgleich er verliebt war und nichts mehr von seinem Mädchen sah noch hörte, dennoch aufmerksam und munter seinem Dienst oblag, so lange der Tag dauerte, und des Nachts ließen die Reden und Possen, welche die Schlafkameraden aufführten, keine Möglichkeit übrig, seinen Gedanken einsam nachzuhangen. Es war ein Dutzend Leute aus verschiedenen Bezirken, welche ihre heimischen Künste und Witze austauschten und verwertheten, lange nachdem die Lichter gelöscht waren und bis Mitternacht herankam. Aus der Stadt war außer Karl nur noch Einer dabei, welchen er von Hörensagen kannte. Der war einige Jahre älter als er und hatte schon als Füsilier gedient. Seines Zeichens ein Buchbinder, arbeitete er seit geraumer Zeit keinen Streich mehr und lebte aus

den in die Höhe geſchraubten Miethzinſen alter Häuſer, die er mit Geſchick und ohne Kapital zu kaufen wußte. Manchmal verkaufte er eines wieder an einen Gimpel zu übertriebenem Preiſe, ſteckte, wenn der Käufer nicht halten konnte, den Reukauf und die bereits bezahlten Summen in die Taſche und nahm das Haus wieder an ſich, indem er den Miethern abermals aufſchlug. Auch hatte er's im Griff, durch leichte bauliche Veränderungen die Wohnungen um ein Kämmerlein oder kleines Stübchen zu vergrößern und abermals eine bedeutende Zinserhöhung eintreten zu laſſen. Dieſe Veränderungen waren durchaus nicht zweckmäßig und bequem erdacht, ſondern ganz willkürlich und einfältig; ebenſo kannte er alle Pfuſcher unter den Handwerkern, welche die wohlfeilſte und ſchlechteſte Arbeit lieferten, mit denen er machen konnte, was er wollte. Wenn ihm gar nichts anderes mehr einfiel, ſo ließ er eines ſeiner alten Gebäude auswendig neu anweißen und erhöhte abermals die Miethe. Dergeſtalt erfreute er ſich einer hübſchen jährlichen Einnahme, ohne eine Stunde wirklicher Arbeit. Seine Gänge und Verabredungen waren bald beſorgt, und ebenſo lang, als vor ſeinen Machereien, ſtellte er ſich vor den Bauwerken anderer Leute auf, ſpielte den Sachverſtändigen, redete in alles hinein und war im Uebrigen der dümmſte Kerl von der Welt. Daher galt er für einen klugen

und wohlhabenden jungen Mann, der es schon früh zu etwas brächte, und er ließ sich nichts abgehen. Er hielt sich nun zu gut für einen Infanteriesoldaten und hatte Offizier werden wollen. Da er aber dafür zu faul und unwissend war, hatte man ihn nicht brauchen können, und nun war er durch hartnäckige Aufdringlichkeit zu den Scharfschützen gekommen.

Hier suchte er sich mit Gewalt im Ansehen zu erhalten, ohne sich anzustrengen, lediglich durch seinen Geldbeutel. Er lud die Unterinstruktoren und die Kameraden fortwährend zum Zechen ein und gedachte sich durch plumpe Freigebigkeit Nachsicht und Freiheit zu verschaffen. Doch erreichte er nichts, als daß er gehänselt wurde und allerdings einer Art Nachsicht genoß, indem man es bald aufgab, etwas Rechtes aus ihm zu machen und ihn laufen ließ, so lang er die Andern nicht störte. Ein einziger Rekrut schloß sich ihm an und machte ihm den Bedienten, putzte ihm Waffen und Zeug und redete zu seinen Gunsten, und das war ein reicher Bauernsohn und junger Geizkragen, welcher stets furchtbare Freß- und Trinklust empfand, sobald er sie auf fremde Kosten befriedigen konnte. Der glaubte sich den Himmel zu verdienen, wenn er seine blanken Thaler vollzählig wieder nach Hause tragen und doch sagen konnte, er habe lustig gelebt während des Dienstes und gezecht wie ein wahrer

Scharfschütz; er war dabei lustig und guter Dinge und unterhielt seinen Gönner, der bei weitem nicht besaß, was er, mit seiner dünnen Fistelstimme, womit er hinter der Flasche allerlei ländliche Modelieder gar seltsam zu singen wußte; denn er war ein fröhlicher Geizhals. So lebten die beiden, Ruckstuhl, der junge Schnapphahn, und Spörri, der junge Bauernfilz, in herrlicher Freundschaft. Jener hatte immerdar Fleisch und Wein vor sich stehen und that was er mochte, und dieser verließ ihn so wenig als möglich, sang und putzte ihm die Stiefel und verschmähte sogar die kleinen Geldgeschenke nicht, die jener abließ.

Die Andern trieben indessen ihren Spott mit ihnen und machten unter sich aus, daß Ruckstuhl in keiner Compagnie sollte geduldet werden. Das galt jedoch für seinen Famulus nicht, denn der war wunderlicher Weise ein guter Schütz, und im Heer ist Jeder willkommen, der seine Sache versteht, mag er dabei ein Philister oder ein Wildfang sein.

Karl war der Erste, wenn man sich über das Paar lustig machte; aber in einer Nacht verging ihm der Spaß, als der weinselige Ruckstuhl, nachdem schon alles still war im Zimmer, seinem Anhänger vorprahlte, was er für ein Herr sei und wie er in Bälde dazu eine reiche Frau zu nehmen gedächte, die Tochter

des Zimmermeisters Frymann, die ihm nach allem was er gemerkt, nicht entgehen könne.

Jetzt war Karls Ruhe dahin, und am nächsten Tage ging er, sobald er eine Stunde frei hatte, zu seinen Eltern, um zu horchen, was es gebe. Da er aber selbst nicht von der Sache beginnen mochte, so vernahm er nichts von Herminen, bis erst, als er wieder ging, die Mutter ihm einen Gruß von ihr ausrichtete.

„Wo habt Ihr sie denn gesehen?“ fragte er möglichst kaltblütig.

„Ei, sie kommt jetzt alle Tage mit der Magd auf den Markt und lernt einkaufen. Ich muß ihr dabei Anleitung geben, wenn wir uns treffen, und wir gehen dann auf dem ganzen Markte herum und haben viel zu lachen; denn sie ist immer lustig.“

„So?“ sagte der Vater, „darum bleibst du manchmal so lange weg! Und was treibst du da für Kuppelei? Schickt sich das für eine Mutter, so zu handeln und mit Personen herumzulaufen, die dem Sohne verboten sind, und ihre Grüße zu bestellen?“

„Was verbotene Personen? Kenne ich das gute Kind nicht von klein auf, habe es noch auf dem Arm getragen und soll nicht mit ihm umgehen? Und soll sie die Leute in unserm Hause nicht grüßen dürfen? Und soll das eine Mutter nicht besorgen? Und sollte

eine Mutter ihre Kinder nicht verkuppeln dürfen? Mich dünkt, ſie iſt gerade die rechte Behörde dazu! Aber von dergleichen Dinge ſprechen wir gar nicht, wir Frauensleute ſind nicht halb ſo erpicht auf euch ungezogene Männer, und wenn ich der Hermine zu rathen habe, ſo nimmt ſie gar keinen!“

Karl hörte das Geſpräch nicht mehr zu Ende, ſondern ging ſeiner Wege; denn er hatte einen Gruß und von einer verdächtigen Neuigkeit war nicht die Rede geweſen. Nur legte er den Finger an die Naſe, warum Hermine wol ſo luſtig ſei, da ſie ſonſt nie viel gelacht habe? Er legte es endlich zu ſeinen Gunſten aus und nahm an, ſie ſei nur luſtig, weil ſie ſeine Mutter antreffe. So beſchloß er, ſich ſtill zu halten, dem Mädchen etwas Gutes zuzutrauen und die Dinge geſchehen zu laſſen.

Einige Tage ſpäter kam Hermine mit dem Strickzeug zu Frau Hediger zum Beſuch und es herrſchte da eine große Freundlichkeit, Geſpräch und Lachen, ſo daß Hediger, der einen feinen Bratenrock zuſchnitt, in ſeiner Werkſtatt faſt geſtört wurde und ſich wunderte, was da für eine Gevatterin angekommen ſei. Doch achtete er nicht lange darauf, bis er endlich hörte, daß ſeine Frau über einen Schrank ging und im blauen Kaffeegeſchirr klapperte. Die Büchſenſchmiedin kochte nämlich einen Kaffee, ſo gut ſie ihn je ge-

kocht; auch nahm sie eine tüchtige Handvoll Salbeiblätter, tauchte sie in einen Eierteig und buck sie in heißer Butter zu sogenannten Mäuschen, da die Stiele der Blätter wie Mausschwänze aussahen. Sie gingen prächtig auf, daß es eine gethürmte Schüssel voll gab, deren Duft mit demjenigen des reinen Kaffees zum Meister empor stieg. Als er vollends hörte, wie sie Zucker zerklopfte, wurde er höchst ungeduldig, bis man ihm zum „Trinken" rief; aber er wäre keinen Augenblick vorher gegangen, denn er war einer von den Festen und Aufrechten. Als er nun in die Stube trat, sah er seine Frau und die ziervolle verbotene Person in dicker Freundschaft hinter der Kanne sitzen, und zwar hinter der blaugeblümten, und außer den Mäuslein stand noch Butter da und die blaugeblümte Büchse voll Honig; es war zwar kein Bienenhonig, sondern nur Kirschmus, ungefähr von der Farbe von Herminens Augen; und dazu war es Sonnabend, ein Tag, wo alle ehrbaren Bürgersfrauen fegen und scheuern, kehren und bohnen und keinen genießbaren Bissen kochen.

Hediger sah sehr kritisch auf die ganze Anstalt und grüßte mit etwas strenger Miene; allein Hermine war so holdselig und dabei resolut, daß er wie auf's Maul geschlagen da saß und damit endigte, daß er selbst ein „Glas Wein" aus dem Keller holte

und ſogar aus dem kleinen Fäßchen. Hermine erwiderte dieſe Gnade dadurch, daß ſie behauptete, es müſſe für Karl auch ein Teller voll Mäuſe aufbewahrt werden, da er in der Kaſerne doch nicht viel Gutes hätte. Sie nahm ihren Teller und zog mit den zierlichen Fingern eigenhändig die ſchönſten Mäuschen an den Schwänzen aus der Schüſſel und ſo viele, daß die Mutter ſelbſt zuletzt rief, es ſei nun genug. Jene ſtellte aber den Teller neben ſich, betrachtete ihn wohlgefällig von Zeit zu Zeit, nahm auch etwa wieder ein Stück daraus und aß es, indem ſie ſagte, ſie ſei jetzt bei Karl zu Gaſte, und erſetzte den Raub gewiſſenhaft aus der Schüſſel.

Endlich wurde das Ding dem guten Hediger zu bunt; er kratzte ſich hinter den Ohren, und ſo eilig ſeine Arbeit war, zog er doch ſchnell den Rock an und rannte fort, den Vater der Sünderin aufzuſuchen. „Wir müſſen aufpaſſen!“ ſagte er zu ihm, „deine Tochter ſitzt in dickſter Herrlichkeit bei meiner Alten, und es iſt mir ein ſehr verdächtiges Gethue, du weißt, die Weiber ſind des Teufels.“

„Warum jagſt du den Aff nicht fort?“ ſagte Frymann ärgerlich.

„Ich fortjagen? das werd' ich bleiben laſſen, das iſt ja eine Staatshere! Komm' du ſelbſt und ſieh nach.“

„Gut, ich komme sogleich mit und werde dem Kind angemessen bedeuten, was es zu thun hat!“

Als sie aber hinkamen, fanden sie statt des Fräuleins den Scharfschützen, der seine grüne Weste aufgeknöpft hatte und sich das aufgehobene Gebäck und den Rest des Weines um so besser schmecken ließ, als ihm die Mutter beiläufig mitgetheilt hatte, Hermine würde diesen Abend wieder einmal auf dem See fahren, da es so schöner Mondschein und schon vier Wochen her sei, seit sie es gethan.

Karl fuhr um so zeitiger auf den See hinaus, als er mit dem Zapfenstreich, den die Zürcher Trompeter in himmlischen Harmonien ertönen lassen in schönen Frühlings- und Sommernächten, wieder einrücken mußte. Es war noch nicht völlig dunkel, da er vor den Zimmerplatz kam; aber o weh, des Herrn Frymanns Bootchen schwamm nicht wie sonst im Wasser, sondern lag umgekehrt auf zwei Böcken, wohl zehn Schritte vom Ufer entfernt.

Sollte das eine Fopperei sein oder ein Streich von dem Alten? dachte er und wollte eben betrübt und aufgebracht abfahren, als der große goldene Mond aus den Wäldern des Zürichberges heraufstieg und zugleich Hermine hinter einer blühenden Weide hervortrat, die ganz voll gelber Kätzchen hing.

„Ich wußte nicht, daß unser Schiff neu angemalt

wird", flüſterte ſie, „ich muß daher in deines kommen, fahr' ſchnell weg!" Und ſie ſprang leichten Fußes zu ihm hinein und ſetzte ſich an's andere Ende ſeines Jagers, der kaum ſieben Schuh lang war. Sie fuhren hinaus, bis ſie jedem ſpähenden Blick entſchwanden, und Karl ſtellte unverweilt Hermine wegen Ruckſtuhl zur Rede, indem er deſſen Worte und Thaten erzählte.

„Ich weiß", antwortete ſie, „daß dieſer Monſieur mich zur Frau begehrt und daß mein Vater ſogar nicht abgeneigt iſt, ihm zu willfahren; er hat ſchon davon geſprochen."

„Reitet ihn denn der Teufel, dich dieſem Strolch und Tagdieb zu geben? Wo bleiben denn ſeine gravitätiſchen Grundſätze?"

Hermine zuckte die Achſeln und erwiderte: „Der Vater hat einmal die Idee, eine Anzahl großer Häuſer zu bauen und damit zu ſpekuliren; darum möchte er einen Schwiegerſohn haben, der ihm darin zur Hand geht, beſonders was das Spekuliren betrifft, und indem er für das Ganze beſorgt iſt, weiß, daß er ſeinen eigenen Nutzen fördert. Er denkt ſich ein gemeinſchaftliches, vergnügtes Schaffen und Spintiſiren, wie er es gewünſcht hätte mit einem eigenen Sohne zu theilen, und nun ſcheint ihm dieſer Herr das rechte Genie dazu zu ſein. Dem fehlt nichts, ſagt er, als

ein tüchtiges Geschäftsleben, um ein ganzer Praktikus zu werden. Von seiner einfältigen Lebensart weiß der Vater nichts, weil er nicht auf das Thun der Leute sieht und nirgends hinkommt, als zu seinen alten Freunden. Kurz, der Ruckstuhl ist morgen, da es Sonntag ist, bei uns zum Essen eingeladen, um die Bekanntschaft zu befestigen, und ich fürchte, daß er gleich mit der Thür in's Haus fallen wird. Er ist zudem ein schmälicher Wohldiener und frecher Mensch, wie ich gehört habe, wenn er etwas erschnappen will, woran ihm gelegen ist."

„Ei nun," sagte Karl, „so wirst du ihn gehörig abtrumpfen!"

„Das werde ich auch thun; aber besser wäre es, wenn er gar nicht käme und meinen Papa im Stich ließe."

„Das wäre freilich besser; aber es ist ein frommer Wunsch, er wird sich wohl hüten, weg zu bleiben."

„Ich habe mir einen Plan ausgedacht, der freilich etwas sonderbar ist. Könntest du ihn nicht heute noch oder morgen früh zu einer Dummheit verführen, daß ihr miteinander Arrest erhieltet für vierundzwanzig oder achtundvierzig Stunden?"

„Du bist sehr gütig, mich zwei Tage in's Loch zu schicken, um dir ein Nein zu ersparen! Thust du's nicht billiger?"

„Es iſt nothwendig, damit unſer Gewiſſen nicht zu ſehr leidet, daß du das Leiden mit ihm theileſt! Was das Nein betrifft, ſo wünſche ich gar nicht in die Lage zu kommen, Ja oder Nein zu dem Menſchen ſagen zu müſſen; es iſt ſchon genug, daß er in den Kaſernen von mir ſpricht. Weiter ſoll er es nicht einmal bringen.“

„Du haſt Recht, mein Schätzchen! Dennoch denke ich den Schlingel allein in's Loch ſpazieren zu laſſen, es dämmert mir ein Projekt auf. Doch genug hievon, es iſt Schade für die köſtliche Zeit und um den goldenen Mondſchein! Denkſt du dir nichts dabei?“

„Was ſoll ich mir dabei denken?“

„Daß wir uns vier Wochen nicht geſehen haben und daß du heute nicht wohl ungeküßt das Land betreten dürfteſt.“

„Willſt du mich etwa küſſen?“

„Ja, ich! aber es eilt mir gar nicht, ich habe dich zu ſicher in der Hand! Ich will mich noch einige Minuten, vielleicht fünf, höchſten ſechs darauf freuen!“

„So ſo! Iſt das nun der Dank für mein Vertrauen, und iſt es dir wirklich Ernſt? Läſſeſt du nicht mit dir unterhandeln?“

„Und wenn du mit Engelszungen redeteſt, mit nichten! Jetzt iſt guter Rath einmal theuer, mein Fräulein!“

„So will ich Ihnen auch etwas vortragen, mein Herr! Wenn du mich heute Abend noch nur mit einer Fingerspitze berührst gegen meinen Willen, so ist es aus zwischen uns und ich werde dich nie wieder sehen; das schwöre ich dir bei Gott und bei meiner Ehre! Denn es ist mir Ernst."

Ihre Augen funkelten, als sie das sagte. „Das wird sich dann schon geben," erwiderte Karl, „halte dich nur still, ich werde jetzt bald kommen!"

„Thu was du willst!" sagte Hermine kurz und schwieg. Allein sei es, daß er sie doch für fähig hielt, ihr Wort zu halten, oder daß er selbst nicht wünschte, daß sie ihren Schwur bräche, er blieb gehorsam an seinem Platze sitzen und schaute mit blitzenden Augen zu ihr hinüber, im Mondlichte spähend, ob sie nicht mit den Mundwinkeln zucke und ihn auslache.

„Ich muß mich also wieder mit der Vergangenheit trösten und durch meine Erinnerungen entschädigen," begann er nach einer kleinen Stille; „wer sollte es diesem strengen, festgeschlossenen Mündchen ansehen, daß es vor vielen Jahren schon so süße Küsse zu geben wußte?"

„Fängst du wieder an mit deinen unverschämten Erfindungen? Aber wisse, daß ich das ärgerliche Zeug auch nicht länger anhören will!"

„Sei nur ruhig! Nur noch diesmal wollen wir

unſere Betrachtungen rückwärts lenken in jene goldene Zeit, und zwar wollen wir reden von dem letzten Kuſſe, den du mir gegeben haſt, ich erinnere mich der Umſtände, als ob es heute wäre, deutlich und klar, und ich bin überzeugt, du desgleichen! Ich war ſchon dreizehn Jahre alt, du etwa zehn, und ſchon einige Jahre waren verfloſſen, ohne daß wir uns mehr geküßt hätten, denn wir dünkten uns nun große Leute. Da ſollte es doch noch einen angenehmen Schluß geben; oder war es die frühe Lerche, die den neuen Morgen verkündete? Es war an einem ſchönen Pfingſtmontag —"

„Nein, Himmelfahrtstag —" unterbrach ihn Hermine, ſchwieg jedoch ohne das Wort ganz auszuſprechen.

„Du haſt Recht, es war ein prachtvoller Himmelfahrtstag im Monat Mai, wir waren mit einer Geſellſchaft junger Leute ausgezogen, wir Zwei die einzigen Kinder dabei, du hielteſt dich an die großen Mädchen und ich mich an die Jünglinge, und wir verſchmähten, mit einander zu ſpielen oder auch nur zu reden. Nachdem man ſchon weit und breit herumgekommen, ließ man ſich in einem hohen und lichten Gehölz nieder und begann ein Pfänderſpiel; denn der Abend war nicht mehr fern und die Geſellſchaft wollte nicht ohne einige Küſſerei nach Hauſe kehren. Zwei

Leute wurden verurtheilt, ſich mit Blumen im Munde zu küſſen, ohne dieſelben fallen zu laſſen. Als dieſes und die nachfolgenden Paare das Kunſtſtück nicht zu Stande brachten, kamſt du plötzlich ganz unbefangen auf mich zugelaufen, ein Maiglöckchen im Munde, ſteckteſt mir auch ein ſolches zwiſchen die Lippen und ſagteſt: Probier' ein Mal! Richtig fielen beide Blümchen auf die Erde zu ihren Geſchwiſtern, du ſetzteſt aber im Eifer dennoch dein Küßchen ab. Es war, wie wenn ein leichter ſchöner Schmetterling abgeſeſſen wäre, und ich griff unwillkürlich mit zwei Fingerſpitzen darnach, ihn zu haſchen. Da glaubte man, ich wolle den Mund abwiſchen und lachte mich aus."

„Hier ſind wir am Lande!" ſagte Hermine und ſprang hinaus. Dann kehrte ſie ſich freundlich noch einmal gegen Karl.

„Weil du dich ſo ſtill gehalten und meinem Worte die Ehre gegeben haſt, die ihm gebührt," ſagte ſie, „ſo will ich, wenn es nöthig ſein ſollte, auch vor vier Wochen wieder mit dir fahren und es dir in einem Briefchen anzeigen. Es wird das erſte Schriftliche ſein, das ich dir anvertraue."

Damit eilte ſie nach dem Hauſe. Karl dagegen fuhr eilig nach dem Hafenplatz, um den Zapfenſtreich der biederen Trompeter nicht zu verſäumen, der wie ein ſchartiges Raſiermeſſer die laue Luft durchſchnitt.

Er traf ſchon auf dem Wege mit Ruckſtuhl und Spörri zuſammen, die gelind angeſäuſelt waren; ſie freundſchaftlich und bieder begrüßend, faßte er den Erſten unter den Arm und fing an, ihn zu rühmen und zu loben: „Was Teufels haben Sie wieder getrieben? Was haben Sie wieder für Streiche ausgeheckt, Sie ſchlimmer Patron? Sie ſind doch der ſplendideſte Schütz im ganzen Kanton, was ſage ich, in der ganzen Schweiz!“

„Donner!“ rief Ruckſtuhl, höchſt geſchmeichelt, daß einmal ein anderer als Spörri ſich an ihn machte und ihn rühmte, „Donner! daß wir ſchon in's Neſt müſſen! Können wir nicht noch ſchnell eine Flaſche Guten abthun?“

„Bſt! das können wir auf dem Zimmer ausrichten! Es iſt ohnehin Sitte bei den Scharfſchützen, daß man wenigſtens einmal während des Dienſtes die Offiziere hintergeht und heimlich eine Nacht durch auf dem Zimmer zecht. Und wir wollen als Rekruten zeigen, daß wir der Spezialwaffe würdig ſind.“

„Das wäre ein Hauptſpaß! Ich zahle den Wein, ſo wahr ich Ruckſtuhl heiße! Aber ſchlau müſſen wir ſein, liſtig wie die Schlangen, ſonſt ſind wir geköthet“.

„Nur ruhig, wir ſind die rechten Leute! Wir

wollen nur recht ſtill und ſcheinheilig einrücken und keinerlei Aufhebens machen.“

Als ſie in die Kaſerne kamen, waren die andern Zimmergenoſſen alle in der Wirthſchaft und nahmen dort den Schlaftrunk. Karl zog einige in's Vertrauen, die theilten es weiter mit, und ſo verſah ſich Jeder mit ein paar Flaſchen, die ſie unbemerkt, einer nach dem andern, hinaustrugen und unter den Betten verbargen. Auf dem Zimmer, als es zehn Uhr war, legten ſie ſich ruhig in's Bett, bis nachgeſehen war, ob die Lichter gelöſcht ſeien. Dann ſtanden alle wieder auf, verhingen die Fenſter mit Mänteln und zündeten die Lichter wieder an, zogen den Wein hervor und fingen an zu pokuliren, daß es eine Art hatte, und Ruckſtuhl dünkte ſich wie in Elyſium, da Alle ihm zutranken und ihn einen großen Mann ſein ließen. Denn der heiße Wunſch, auch beim Militär zu gelten, ohne etwas dafür zu thun, machte ihn dümmer, als er eigentlich war. Als er nebſt ſeinem Trabanten gehörig zugedeckt war, wurden erſt verſchiedene Trinkſpiele begonnen. Der eine mußte auf dem Kopfe ſtehend eine Gießkelle voll Wein austrinken, die ihm Einer vorhielt, der andere auf einen Stuhl ſitzen und, während eine an die Decke gehängte und in Umſchwung geſetzte Bleikugel ſeinen Kopf umkreiſte, drei Gläſer leeren, ehe die Kugel den Kopf berührte, der dritte

etwas anderes, und jeder, der es nicht vollbrachte, erhielt irgend eine drollige Strafe. Alles dies wurde in größter Stille vollzogen; wer laut wurde, verfiel ebenfalls in Buße, und alle waren im Hemde, um bei einer Ueberraschung schnell in's Bett kriechen zu können. Wie nun die Zeit nahte, wo die Runde durch die Gänge strich, wurde den zwei Freunden auch ein Trinkstück aufgegeben. Sie sollten sich gegenseitig zwei auf die flache Klinge gesetzte volle Gläser an den Mund halten und dieselben austrinken, ohne einen Tropfen zu vergießen. Prahlend zogen sie vom Leder und kreuzten die mit Gläsern beschwerten Waidmesser; aber sie zitterten dergestalt, daß die Gläser herabfielen und sie nicht einen Tropfen erschnappten. Sie wurden daher angewiesen, eine Viertelstunde in „kleiner Uniform" vor der Thüre Schildwache zu stehen, und solche Unternehmung wurde als das Kühnste gepriesen, was seit Menschengedenken in dieser Kaserne verübt worden sei. Ueber das bloße Hemd wurde ihnen Waidsack und Waidmesser kreuzweis umgehängt, dazu mußten sie den Tschako aufsetzen und die schwarzen Ueberstrümpfe anziehen, aber ohne Schuhe, und so wurden sie, den Stutzen in der Hand, vor die Thüre geführt und an beiden Pfosten aufgestellt. Kaum waren sie dort, so schob man den Riegel vor, tilgte alle Spuren des Gelages, enthüllte die Fenster, löschte die

Lichter und ſchlüpfte jeder in ſein Bett, als hätte er ſchon ſeit Stunden geſchlafen. Die beiden Schildwachen gingen indeſſen im Scheine der Ganglaterne auf und ab, die Büchſe auf der Schulter, und ſchauten mit kühnen Blicken um ſich. Spörri, der wegen des Gratisrauſches in ſeligſter Stimmung war, wurde ganz übermüthig und hub plötzlich an zu ſingen, und das beſchleunigte die Schritte des dienſthabenden Offiziers, der ſchon auf dem Wege war. Als er herannahte, wollten ſie raſch in's Zimmer entſchlüpfen; aber die Thüre ging nicht auf und ehe ſie ſich zu helfen wußten, war der Feind da. Jetzt tanzte in ihrem Kopfe alles durcheinander. Sie ſtellten ſich in der Verwirrung jeder vor ſeinen Pfoſten, präſentirten das Gewehr und riefen: „Werda!“

„Was Kreuzſakerment ſoll das heißen? Was treibt ihr da?“ rief die Runde, ohne jedoch eine genügende Antwort zu erhalten, da die beiden Käuze kein vernünftiges Wort hervorbrachten. Der Offizier öffnete raſch die Thüre und ſah in das Zimmer; denn Karl, der die Ohren geſpitzt, war ſchnell aus dem Bette geſprungen, hatte den Riegel zurückgeſchoben und ſich eben ſo raſch wieder unter die Decke gemacht. Als der Offizier ſah, daß alles dunkel und ſtill war, und nichts hörte, als ſchnaufen und ſchnarchen, rief er: „Heda, Leute!“

„Geht zum Teufel!“ rief Karl, „und legt euch einmal ſchlafen, Ihr Trunkenbolde!“ Auch die Andern ſtellten ſich, als ob ſie geweckt würden, und riefen: „Sind die Beſtien noch nicht im Bett? Werft ſie hinaus, ruft die Wache!“

„Sie iſt ſchon da, ich bin's!“ ſagte der Offizier, „mach' Einer von euch Licht, raſch!“ Es geſchah, und als die Beſeſſenen beleuchtet wurden, erhob ſich ein Gelächter unter allen Bettdecken hervor, wie wenn ſämmtliche Mannſchaft von dem Anblick im höchſten Grad überraſcht wäre. Ruckſtuhl und Spörri lachten mit, wie die Narren, marſchirten herum und hielten ſich die Bäuche; denn ihre Geiſter hatten wieder eine andere Richtung eingeſchlagen. Ruckſtuhl machte dem Offizier ein Schnippchen um's Andere unter die Naſe, und Spörri ſtreckte ihm die Zunge heraus. Als der Verhöhnte ſah, daß mit dem fröhlichen Paare nichts anzufangen ſei, zog er ſeine Schreibtafel hervor und ſchrieb ihre Namen auf. Nun traf es ſich zum Unglück, daß er gerade in einem von Ruckſtuhls Häuſern wohnte und, da eben Oſtern vorüber war, den Miethzins noch nicht bezahlt hatte, ſei es weil er nicht bei Geld war oder weil er des Dienſtes wegen die Sache verſäumt. Kurz, Ruckſtuhls Genius verfiel urplötzlich auf dieſen Gegenſtand, und er ſtotterte lachend, indem er gegen den Offizier torkelte: „Bezahlen —

zahlen Sie zuerſt Ihre Schu — Schulden, Herr Lieutenant, e — eh Sie di — die Leute aufſchreiben — ſchreiben! Wiſſen Sie wol?" Spörri aber lachte noch lauter, ſchwankte und krebſte rückwärts, mit dem Kopfe wakkelnd, und fiſtelte: „Be — be be be — zahlen Sie Ihre Schulden, Herr Lieutenant, da — da das iſt gu — gut geſagt, gut geſagt."

„Stehen vier Mann auf," ſagte jener ruhig, „und führen die Arreſtanten auf die Wache! man ſoll ſie ausdrücklich ſcharf einſperren; in drei Tagen wollen wir vorläufig ſehen, ob ſie ausgeſchlafen haben. Werft ihnen die Mäntel über und gebt ihnen die Hoſen auf den Arm. Marſch!"

„Die Ho Ho Ho — die Ho — Hoſen," ſchrie Ruckſtuhl, „die brauchen wir; da — da da fällt noch wa — wa — was raus, wenn man ſie ſchüttelt!"

„Ra — ra raus, wenn man ſie ſch — ſchüttelt, Herr Lieutenant!" wiederholte Spörri und beide ſchwangen die Beinkleider herum, daß die Thaler darin erklangen. So zogen ſie mit ihrer Begleitung lachend und lärmend durch die Gänge, die Treppen hinunter und verſchwanden bald in einem kellerartigen Raume des Erdgeſchoſſes, worauf es ſtille wurde.

Am folgenden Mittag wurde bei Meiſter Frymann der Tiſch ungewöhnlich reich gedeckt. Hermine füllte die geſchliffenen Flaſchen mit Vierunddreißiger, ſtellte

die glänzenden Gläser neben die Teller, legte schöne Servietten darauf und zerschnitt ein frisches Brot aus der Bäckerei zur Henne, wo ein altherkömmliches Gastbrot gebacken wurde, das Entzücken aller Kinder und Kaffeeschwestern von Zürich. Auch schickte sie einen sonntäglich geputzten Lehrling zum Pastetenbeck, die Maccaronipasete und den Kaffeekuchen zu holen, und endlich stellte sie auf einem Seitentischchen den Nachtisch zurecht, die Hüpli und Dissleten, das Gleichschwer und die Pfannenmümpfel oder den Gugelhupf. Irrmann, der durch die schöne Sonntagsluft angenehm erregt war, entnahm aus diesem Eifer, daß die Tochter seinen Plänen keinen ernstlichen Widerstand leisten wolle, und er sagte vergnügt zu sich selbst: So sind sie alle! Sobald eine annehmbare und bestimmte Gelegenheit an sie herantritt, so machen sie kurz ab und nehmen sie beim Schopf!

Nach alter Sitte war Herr Ruckstuhl auf Punkt Zwölf geladen. Als er ein Viertel nach Zwölf nicht da war, sagte Irrmann: „Wir wollen essen; man muß den Musjo bei Zeiten an Ordnung gewöhnen!“ Und als er nach der Suppe immer noch nicht kam, rief der Meister die Lehrlinge und die Magd herbei, welche heute allein essen sollten und theilweise schon fertig waren, und sagte zu ihnen: „Da esst noch mit wir wollen das Zeug nicht angasen. Haut zu und

laßt es euch schmecken, wer nicht kommt zur rechten Zeit, der soll haben was übrig bleibt!"

Das ließen sich die nicht zweimal sagen und waren fröhlich und guter Dinge, und Hermine war am aufgeweckteßen und empfand um so beßeren Appetit, je verdrießlicher und unlustiger der Vater wurde. „Das scheint ein Riegel zu sein!" brummte er vor sich hin; sie hörte es aber und sagte: „Gewiß hat er keinen Urlaub bekommen, man muß ihn nicht voreilig verurtheilen."

„Was Urlaub! Vertheidigst du ihn schon? Wie wird der keinen Urlaub bekommen, wenn es ihm darum zu thun ist?"

Aeußerst unmuthig beendigte er die Mahlzeit und ging sogleich und gegen seine Gewohnheit auf ein Kaffeehaus, nur um sich nicht mehr von dem nachlässigen Freier antreffen zu laßen, wenn er endlich käme. Gegen vier Uhr kehrte er, statt wie gewohnt seine Sonntagsgesellschaft, die sieben Männer, aufzusuchen, nochmals zurück, neugierig, ob Ruckstuhl sich noch gezeigt habe? Als er durch den Garten kam, saß Frau Hediger mit Herminen, da es ein warmer Frühlingstag war, im Gartenhaus, und sie tranken den Kaffee und aßen die Pfaffenmümpfel und den Guetzlihupf und schienen sehr aufgeräumt. Er begrüßte die Frau, und obgleich ihr Anblick ihn wurmte, trug er sie sogleich, ob sie nichts aus der Kaserne

wüßte und ob vielleicht die Schützen einen gemeinsamen Ausflug gemacht hätten?

„Ich glaube nicht," sagte Frau Hediger, „am Morgen sind sie in der Kirche gewesen und nachher ist Karl zum Essen zu uns gekommen; wir hatten Schafbraten, und den läßt er nie im Stich!"

„Hat er nichts von Herrn Ruckstuhl gesagt, wo der hin sei?"

„Von Herrn Ruckstuhl? Ja, der sitzt mit noch Einem im scharfen Arrest, weil er einen schrecklichen Rausch trank und sich gegen die Vorgesetzten verging; es soll eine große Komödie gewesen sein."

„Hol' ihn der Teufel!" sagte Frymann und ging stracks hinweg. Eine halbe Stunde später sagte er zu Hediger: „Nun hockt deine Frau bei meiner Tochter im Garten und freut sich mit ihr, daß mir ein Heiratsprojekt gescheitert ist."

„Warum jagst du sie nicht fort? Warum hast du sie nicht angeschnurrt?"

„Wie kann ich, da wir in alter Freundschaft stehen? Siehst du, so verwirren uns diese verdammten Geschichten jetzt schon die Verhältnisse! Darum jetzt geblieben! Nichts von Schwägerschaft!"

„Nichts von Gegenschwäher!" bekräftigte Hediger und schüttelte seinem Freunde die Hand.

Der Juli und das Schützenfest von 1849 standen nun vor der Thüre, es waren kaum noch vierzehn Tage bis dahin. Die sieben Männer hielten wieder eine Sitzung; denn Becher und Fahne waren fertig und wurden vorgezeigt und für recht befunden. Die Fahne wurde in der Stube aufgepflanzt und in ihrem Schatten erhob sich nun die schwierigste Verhandlung, welche die Aufrechten je bewegt. Denn plötzlich stellte sich die Wahrheit heraus, daß zu einer Fahne ein Sprecher gehöre, wenn man mit derselben aufziehen wolle, und die Wahl dieses Sprechers war es, die das siebenbemannte Schifflein fast hätte stranden lassen. Dreimal wurde die ganze Mannschaft durchgewählt, und dreimal lehnte sie es der Reihe nach des Entschiedensten ab. Alle waren erbost, daß keiner sich unterziehen wollte, und Jeder war erzürnt, daß man gerade ihm die Last aufbürdete und das Unerhörte zumuthete. So eifrig sich Andere herbeidrängen, wo es gilt, das Maul aufzusperren und sich hören zu lassen, so scheu wichen diese vor der Gelegenheit zurück, öffentlich zu reden, und Jeder berief sich auf sein Ungeschick und darauf, daß er es noch nie in seinem Leben gethan, und weder thue noch thun werde. Denn sie hielten noch das Reden für eine ehrwürdige Kunst, die ebensoviel Talent als Studium verlange, und sie hegten noch eine rückhaltlose und

ehrliche Achtung vor guten Rednern, die ſie zu rühren wußten, und hielten alles für ausgemacht und heilig, was ein ſolcher ſagte. Sie unterſchieden dieſe Redner ſcharf von ſich ſelbſt und legten ſich dabei das Verdienſt des aufmerkſamen Zuhörens, der gewiſſenhaften Erwägung, Zuſtimmung oder Verwerfung bei, welches ihnen eine hinlänglich rühmliche Aufgabe ſchien.

Als nun auf dem Wege der Abſtimmung kein Sprecher erhältlich war, entſtand ein Tumult und allgemeiner Lärm, in welchem Jeder den Andern zu überzeugen ſuchte, daß er ſich opfern müſſe. Beſonders hatten ſie es auf Hediger und Frymann abgeſehen und drangen auf ſie ein. Die wehrten ſich aber gewaltig und ſchoben es einer auf den andern, bis Frymann Stille gebot und ſagte: „Ihr Mannen! Wir haben eine Gedankenloſigkeit begangen und müſſen nun einſehen, daß wir am Ende unſere Fahne lieber zu Hauſe laſſen, und ſo wollen wir uns kurz dazu entſchließen und ohne alles Aufſehen das Feſt beſuchen!“

Eine große Niedergeſchlagenheit folgte dieſen Worten. „Er hat Recht,“ ſagte Kuſer, der Silberſchmied. „Es wird uns nichts anderes übrig bleiben,“ Syfrig, der Pflugmacher. Doch Bürgi rief: „Es geht nicht! Schon kennt man unſer Vorhaben und daß die Fahne gemacht iſt. Wenn wir's unterlaſſen, ſo gibt es eine Kalendergeſchichte.“

„Das iſt auch wahr," bemerkte Eriemann, der Wirth, „und die Zopfe, unſere alten Widerſacher, werden den Spaß handlich genug ausbeuten."

Ein Schrecken durchrieſelte die alten Gebeine bei dieſer Vorſtellung, und die Geſellſchaft drang auf's Neue in die beiden begabteſten Mitglieder; die wehrten ſich abermals und drohten am Ende ſich zurückzuziehen.

„Ich bin ein ſchlichter Zimmermann und werde mich niemals dem Geſpotte ausſetzen!" rief Krymann, wogegen Hediger einwarf: „Wie ſoll erſt ich armer Schneider es thun? Ich würde euch Alle lächerlich machen und mir ſelbſt ſchaden ohne allen Zweck. Ich ſchlage vor, daß einer von den Wirthen angehalten werden ſoll, die ſind noch am meiſten an die Menge gewöhnt!"

Die verwahrten ſich aber auf's Heftigſte und Pfiſter ſchlug den Schreiner vor, der ein Spaßvogel ſei. „Was Spaßvogel?" ſchrie Burgi, „iſt das etwa ein Spaß, einen eidgenöſſiſchen Feſtpräſidenten anzureden vor tauſend Menſchen?" — Ein allgemeiner Seufzer beantwortete dieſen Ausſpruch, der das Schwierige der Aufgabe auf's Neue vor die Augen ſtellte.

Es entſtand nun allmälig ein Hinaus- und Hineinlaufen und ein Gemunkel in den Ecken. Krymann und Hediger blieben allein am Tiſche ſitzen und ſahen

finſter drein, denn ſie merkten, daß es ihnen am Ende doch wieder an den Kragen ging. Endlich, als alle wieder beiſammen waren, trat Bürgi vor Jene hin und ſprach: „Ihr zwee Mannen, Chäpper und Daniel! Ihr habt beide ſo oft zu unſerer Zufriedenheit unter uns geſprochen, daß Jeder von euch, wenn er nur will, recht gut eine kurze öffentliche Anrede halten kann. Es iſt der Beſchluß der Geſellſchaft, daß ihr unter euch das Loos zieht und damit Baſta! ihr werdet euch der Mehrheit fügen zwei gegen fünf!“

Ein neuer Lärm bekräftigte dieſe Worte; die Angeredeten ſahen ſich an und fügten ſich kleinmüthig endlich dem Beſchluſſe, aber nicht ohne die Hoffnung eines Jeden, daß das bittere Loos dem Andern zufallen werde. Es fiel auf Frymann, welcher zum erſten Mal mit ſchwerem Herzen die Verſammlung der Freiheitliebenden verließ, während Hediger ſich entzückt die Hände rieb; ſo rückſichtslos macht die Selbſtſucht die älteſten Freunde.

Frymann's Freude auf das Feſt war ihm nun dahingenommen und ſeine Tage verdunkelten ſich. Jeden Augenblick dachte er an die Rede, ohne daß ſich der mindeſte Gedanke geſtalten wollte, weil er ihn weit in der Ferne herumſuchte, anſtatt das Nächſte zu ergreifen und zu thun, als ob er nur bei ſeinen

Freunden wäre. Die Worte, welche er unter diesen zu sprechen pflegte, erschienen ihm als Geschwätz, und er grübelte nach etwas Absonderlichem und Hochtrabendem herum, nach einem politischen Manifest, und zwar nicht aus Eitelkeit, sondern aus bitterem Pflichtgefühl. Endlich fing er an, ein Blatt Papier zu beschreiben, nicht ohne viele Unterbrechungen, Seufzer und Flüche. Er brachte mit saurer Mühe zwei Seiten zu Stande, obgleich er nur wenige Zeilen hatte abfassen wollen; denn er konnte den Schluß nicht finden, und die vertrackten Phrasen hingen sich aneinander wie harzige Kletten und wollten den Schreiber nicht aus ihrem zähen Wirrsal entlassen.

Das zusammengefaltete Papierchen in der Westentasche, ging er bekümmert seinen Geschäften nach, stand zuweilen hinter einen Schuppen, las es wieder und schüttelte den Kopf. Zuletzt anvertraute er sich seiner Tochter und las ihr den Entwurf vor, um die Wirkung zu beobachten. Die Rede war eine Anhäufung von Donnerworten gegen Jesuiten und Aristokraten, und dazwischen waren die Ausdrücke Freiheit, Menschenrecht, Knechtschaft und Verdummung u. dgl. reichlich gespickt, kurz es war eine bittere und geschraubte Kriegserklärung, in welcher von den Alten und ihrem Fähnlein keine Rede war, und dazu verworren und ungeschickt gegeben, während er sonst

mündlich wohlgeſetzt und richtig zu ſprechen verſtand.

Hermine ſagte, die Rede ſei ſehr kräftig, doch ſcheine ihr dieſelbe etwas verſpätet, da die Jeſuiten und Ariſtokraten für einmal beſiegt ſeien, und ſie glaube, eine heitere und vergnügte Kundgebung wäre beſſer angebracht, da man zufrieden und glücklich ſei.

Frymann ſtutzte etwas, und obgleich die Schärfe der Leidenſchaft in ihm, als einem Alten, noch ſtark genug war, ſo ſagte er doch, ſich an der Naſe zupfend: „Du magſt Recht haben, verſtehſt es aber doch nicht ganz. Man muß kräftig auftreten in der Oeffentlichkeit und tüchtig aufſetzen, ſozuſagen wie die Theatermaler, deren Arbeit in der Nähe ein grobes Geſchmier iſt. Dennoch läßt ſich vielleicht hie und da etwas mildern.“

„Das wird gut ſein,“ fuhr Hermine fort, „da ſo viele „alſo“ vorkommen. Zeig' einmal! Siehſt du, faſt jede zweite Zeile ſteht einmal alſo.

„Hier ſteckt eben der Teufel!“ rief er, nahm ihr das Papier aus der Hand und zerriß es in hundert Stücke. „Fertig!“ ſagte er, „es geht nicht, ich will nicht der Narr ſein!“ Doch Hermine rieth ihm nun, überhaupt gar nichts zu ſchreiben, es darauf ankommen zu laſſen und erſt eine Stunde vor dem Aufzug einen Gedanken zu faſſen und denſelben dann friſch

von der Leber weg auszusprechen, wie wenn er zu Hause wäre. „Das wird das Beste sein," erwiderte er, „wenn's dann fehlt, so habe ich wenigstens keine falschen Ansprüche gemacht!"

Dennoch konnte er nicht umhin, den bewußten Gedanken schon jetzt fortwährend aufzustören und anzubohren, ohne daß er sich entwickeln wollte; er ging zerstreut und sorgenvoll herum, und Hermine beobachtete ihn mit großem Wohlgefallen.

Unversehens war die Festwoche angebrochen und in der Mitte derselben fuhren die Sieben in einem eigenen Omnibus mit vier Pferden, vor Tagesanbruch nach Aarau. Die neue Fahne flatterte glänzend vom Bocke; in der grünen Seide schimmerten die Worte: „Freundschaft in der Freiheit!" und alle die Alten waren vergnügt und lustig, spaßhaft und ernsthaft durcheinander und nur Frymann zeigte ein gedrücktes und verdächtiges Aussehen.

Hermine befand sich schon in Aarau in einem befreundeten Hause, da ihr Vater sie für musterhaft geführte Wirthschaft dadurch zu belohnen pflegte, daß er sie an allen seinen Fahrten Theil nehmen ließ; und schon mehr als einmal hatte sie als ein rosiges Hyazinthchen den fröhlichen Kreis der Alten geziert. Auch Karl war schon dort; obschon durch die Militärschule seine Zeit und seine Gelder genugsam in An-

ſpruch genommen worden, ſo war er doch auf Herminens Aufforderung zu Fuß hinmarſchirt und hatte merkwürdiger Weiſe ganz in ihrer Nähe ein Quartier gefunden; denn ſie mußten ihrer Angelegenheit obliegen, und man konnte nicht wiſſen, ob das Feſt nicht günſtig zu benutzen wäre. Gelegentlich wollte er auch ſchießen und führte nach ſeinen Mitteln fünfundzwanzig Schüſſe bei ſich; die wollte er verſenden und nicht mehr noch weniger.

Er hatte die Ankunft der ſieben Aufrechten bald ausgeſpürt und folgte ihnen in der Entfernung, als ſie mit ihrem Fähnlein enggeſchloſſen nach dem Feſtplatze zogen. Es war der beſuchteſte Tag der Woche, die Straßen von ab- und zuſtrömendem Volke im Sonntagsgewande bedeckt; große und kleine Schützenvereine zogen mit und ohne Muſik daher; aber ſo klein war keiner, wie derjenige der Sieben. Sie mußten ſich durch das Gedränge winden, marſchirten aber nichtsdeſtoweniger mit kleinen Schritten im Takt und hielten die Arme ſtramm mit geſchloſſenen Fäuſten. Frymann trug die Fahne voran mit einem Geſicht, als ob er zur Hinrichtung geführt würde. Zuweilen ſah er ſich nach allen Seiten um, ob kein Entrinnen wäre; aber ſeine Geſellen, froh daß ſie nicht in ſeinen Schuhen gingen, ermunterten ihn und riefen ihm kraftvolle Kernworte zu. Schon näherten ſie ſich dem

Feſtplatze, das knatternde Schützenfeuer tönte ſchon nah in die Ohren und hoch in der Luft wehte die eidgenöſſiſche Schützenfahne in ſonniger Einſamkeit, und ihre Seide ſtraffte ſich bald zitternd aus nach allen vier Ecken, bald ſchlug ſie anmuthige Schnippchen über das Volk hin, bald hing ſie einen Augenblick ſcheinheilig an der Stange nieder, kurz ſie trieb alle die Kurzweil, die einer Fahne während acht langen Tagen einfallen kann; doch ihr Anblick gab dem Träger des grünen Fähnleins einen Stich in's Herz.

Karl hatte, indem er die luftige Fahne wehen ſah und ſie einen Augenblick betrachtete, den kleinen Zug plötzlich aus dem Geſichte verloren, und als er ihn mit den Augen ſuchte, konnte er ihn nirgends mehr entdecken; es war, als ob ihn die Erde verſchlungen hätte. Raſch drängte er ſich hin und wieder bis zum Eingange des Platzes und überſah dieſen; kein grünes Fähnlein tauchte aus dem Gewühl. Er ging zurück und um ſchneller vorwärts zu kommen, lief er auf einem Seitenwege längs der Straße. Dort ſtand eine kleine Schenke, deren Inhaber einige magere Tännchen vor die Thüre gepflanzt, einige Tiſche und Bänke aufgeſtellt und ein Stück Leinwand über das Ganze geſpannt hatte, gleich einer Spinne, die ihr Netz dicht bei einem großen Honigtopfe ausbreitet, um die ein' und andere Fliege zu fangen. In dieſem Häuschen

ſah Karl zufällig hinter dem trüben Fenſter eine goldene Fahnenſpitze glänzen; ſofort ging er hinein, und ſiehe da! ſeine lieben Alten ſaßen wie von einem Donnerwetter hingehagelt in der niedern Stube, kreuz und quer auf Stühlen und Bänken und hingen die Häupter, und in der Mitte ſtand Frymann mit der Fahne und ſagte: „Punktum! Ich thu's nicht! Ich bin ein alter Mann und will mir nicht für den Reſt meiner Jahre den Makel der Thorheit und einen Uebernamen aufpfeffern laſſen!“

Und hiermit ſtellte er die Fahne mit einem kräftigen Aufſtoß in eine Ecke. Keine Antwort erfolgte, bis der vergnügte Wirth kam und den unverhofften Gäſten eine mächtige Weinflaſche vorſetzte, obgleich im Schrecken noch Niemand beſtellt hatte. Da goß Hediger ein Glas voll, trat zu Frymann hin und ſagte: „Alter Freund! Brudermann! da, trink einen Schluck Wein und ermanne dich!“

Aber Frymann ſchüttelte den Kopf und ſprach kein Wort mehr. In großer Noth ſaßen ſie, wie ſie noch nie darin geſeſſen, alle Putſche, Contrerevolutionen und Reaktionen die ſie erlebt, waren Kinderſpiel gegen dieſe Niederlage vor den Thoren des Paradieſes.

„So kehren wir in Gottes Namen um und fahren wieder heim!“ ſagte Hediger, welcher befürchtete, daß das Schickſal ſich doch noch gegen ihn wenden könnte.

Da trat Karl, welcher bislang unter der Thüre geſtanden, vor und ſagte fröhlich: „Ihr Herren, gebt mir die Fahne! Ich trage ſie und ſpreche für euch, ich mache mir nichts daraus!“

Erſtaunt ſahen Alle auf, und ein Strahl der Erlöſung und Freude blitzte über alle Geſichter; nur der alte Hediger ſagte ſtreng: „Du? Wie kommſt du hieher? Und wie willſt du Gelbſchnabel ohne Erfahrung für uns Alte reden?“

Doch rings erſcholl es: „Wohlgethan! Vorwärts unentwegt! Vorwärts mit dem Jungen!“ Und Frymann ſelbſt gab ihm die Fahne; denn eine Zentnerlaſt fiel ihm vom Herzen und er war froh, die alten Freunde aus der Noth geriſſen zu ſehen, in die er ſie hinein geführt. Und vorwärts ging es mit erneuter Luſt; Karl trug die Fahne hoch und ſtattlich voran, und hinten ſah der Wirth betrübt nach dem entſchwindenden Trugbild, das ihn einen Augenblick getäuſcht hatte. Nur Hediger war jetzt finſter und muthlos, da er nicht zweifelte, ſein Sohn werde ſie doppelt tief in's Waſſer führen. Doch ſie hatten ſchon den Platz betreten; eben zogen die Graubündner ab, ein langer Zug brauner Männer, und an ihnen vorbei und nach dem Klange ihrer Muſik marſchirten die Alten ſo taktfeſt als je durch das Volk. Nochmals mußten ſie auf der Stelle marſchiren, wie der

techniſche Ausdruck ſagt, wenn man auf demſelben Flecke die Bewegung des Marſches fortmacht, da drei glückliche Schützen, welche Becher gewonnen hatten, mit Trompetern und Anhang ihren Weg kreuzten; doch das Alles, verbunden mit dem heftigen Schießen, erhöhte nur ihre feierliche Berauſchung, und endlich entblößten ſie ihre Häupter angeſichts des Gabentempels, der mit ſeinen Schätzen ſchimmerte und auf deſſen Zinnen eine dichte Menge Fahnen flatterte in den Farben der Kantone, der Städte, Landſchaften und Gemeinden. In ihrem Schatten ſtanden einige ſchwarze Herren, und Einer davon hielt den gefüllten Silberpokal in der Hand, die Angekommenen zu empfangen.

Die ſieben alten Köpfe ſchwammen wie eine von der Sonne beſchienene Eisſcholle im dunklen Volksmeere, ihre weißen Häärlein zitterten in der lieblichen Oſtluft und weheten nach der gleichen Richtung, wie hoch oben die roth und weiße Fahne. Sie fielen wegen ihrer kleinen Zahl und wegen ihres Alters allgemein auf, man lächelte nicht ohne Achtung und Alles war aufmerkſam, als der jugendliche Fähndrich nun vortrat und friſch und vernehmlich dieſe Anrede hielt:

„Liebe Eidgenoſſen!

„Wir ſind da unſer acht Mannli mit einem Fahnli

gekommen, sieben Grauköpfe mit einem jungen Fähndrich! Wie ihr seht, trägt Jeder seine Büchse, ohne daß wir den Anspruch erheben, absonderliche Schützen zu sein; zwar fehlt keiner die Scheibe, manchmal trifft auch Einer das Schwarze; wenn aber einer von uns einen Centrumschuß thun sollte, so könnt' ihr darauf schwören, daß es nicht mit Fleiß geschehen ist. Wegen des Silbers, das wir aus euerem Gabensaal forttragen werden, hätten wir also ruhig können zu Hause bleiben!

„Und dennoch, wenn wir auch keine ausbündigen Schützen sind, hat es uns nicht hinter dem Ofen gelitten; wir sind gekommen, nicht Gaben zu holen, sondern zu bringen: ein bescheidenes Becherlein, ein fast unbescheiden fröhliches Herz und ein neues Fahnli, das mir in der Hand zittert vor Begierde, auf eurer Fahnenburg zu wehen. Das Fahnli nehmen wir aber wieder mit, es soll nur seine Weihe bei euch holen! Seht, was mit goldener Schrift darauf geschrieben steht: Freundschaft in der Freiheit! Ja, es ist so zu sagen die Freundschaft in Person, welche wir zum Feste führen, die Freundschaft von Vaterlandswegen, die Freundschaft aus Freiheitsliebe! Sie ist es, welche diese sieben Kahlköpfe, die hier in der Sonne schimmern, zusammengeführt hat vor dreißig, vor vierzig Jahren, und zusammenge-

halten durch alle Stürme, in guten und ſchlimmen Zeiten! Es iſt ein Verein, der keinen Namen hat, keinen Präſidenten und keine Statuten; ſeine Mitglieder haben weder Titel noch Aemter, es iſt ungezeichnetes Stammholz aus dem Waldesdickicht der Nation, das jetzt für einen Augenblick vor den Wald heraustritt an die Sonne des Vaterlandstages, um gleich wieder zurückzutreten und mit zu rauſchen und zu brauſen mit den tauſend andern Kronen in der heimeligen Waldnacht des Volkes, wo nur wenige ſich kennen und nennen können und doch Alle vertraut und bekannt ſind.

„Schaut ſie an, dieſe alten Sünder! Sämmtlich ſtehen ſie nicht im Geruche beſonderer Heiligkeit! Spärlich ſieht man einen von ihnen in der Kirche! Auf geiſtliche Dinge ſind ſie nicht wohl zu ſprechen! aber ich kann euch, liebe Eidgenoſſen! hier unter freiem Himmel etwas Seltſames anvertrauen: ſo oft das Vaterland in Gefahr iſt, fangen ſie ganz ſachte an, an Gott zu glauben; erſt jeder leis für ſich, dann immer lauter, bis ſich einer dem andern verräth und ſie dann zuſammen eine wunderliche Theologie treiben, deren erſter und einziger Hauptſatz lautet: Hilf dir ſelbſt, ſo hilft dir Gott! Auch an Freudentagen, wie der heutige, wo viel Volk beiſammen iſt und es lacht ein recht blauer Himmel darüber, verfallen ſie wiederum

in dieſe theologiſchen Gedanken und ſie bilden ſich dann ein, der liebe Gott habe das Schweizerpanier herausgehängt am hohen Himmel und das ſchöne Wetter extra für uns gemacht! In beiden Fällen, in der Stunde der Gefahr und in der Stunde der Freude ſind ſie dann plötzlich zufrieden mit den Anfangsworten unſerer Bundesverfaſſung: Im Namen Gottes des Allmächtigen! und eine ſo ſanftmüthige Duldſamkeit beſeelt ſie dann, ſo widerhaarig ſie ſonſt ſind, daß ſie nicht einmal fragen ob der katholiſche oder der reformirte Herr der Heerſchaaren gemeint ſei!

„Kurz, ein Kind, welchem man eine kleine Arche Noe geſchenkt hat, angefüllt mit bunten Thierchen, Männlein und Weiblein, kann nicht vergnügter darüber ſein, als ſie über das liebe Vaterländchen ſind mit den tauſend guten Dingen darin vom bemooſten alten Hecht auf dem Grunde ſeiner Seeen bis zum wilden Vogel, der um ſeine Eisfirnen flattert. Ei! was wimmelt da für verſchiedenes Volk im engen Raume, mannigfaltig in ſeiner Hantierung, in Sitten und Gebräuchen, in Tracht und Ausſprache! Welche Schlauköpfe und welche Mondkälber laufen da nicht herum, welches Edelgewächs und welch' Unkraut blüht da luſtig durcheinander, und alles iſt gut und herrlich und an's Herz gewachſen; denn es iſt im Vaterland!

„So werden ſie nun zu Philoſophen, den Werth der irdiſchen Dinge betrachtend und erwägend; aber ſie können über die wunderbare Thatſache des Vaterlandes nicht hinaus kommen. Zwar ſind ſie in ihrer Jugend auch gereiſt und haben vieler Herren Länder geſehen, nicht voll Hochmuth, ſondern jedes Land ehrend, in dem ſie rechte Leute fanden; doch ihr Wahlſpruch blieb immer: Achte jedes Mannes Vaterland, aber das deinige liebe!

„Wie zierlich und reich iſt es aber auch gebaut! Je näher man es anſieht, deſto reicher iſt es gewoben und geflochten, ſchön und dauerhaft, eine preiswürdige Handarbeit.

„Wie kurzweilig iſt es, daß es nicht einen eintönigen Schlag Schweizer, ſondern daß es Zürcher und Berner, Unterwaldner und Neuenburger, Graubündner und Basler gibt, und ſogar zweierlei Basler! daß es eine Appenzeller Geſchichte gibt und eine Genfer Geſchichte; dieſe Mannigfaltigkeit in der Einheit, welche Gott uns erhalten möge, iſt die rechte Schule der Freundſchaft, und erſt da, wo die politiſche Zuſammengehörigkeit zur perſönlichen Freundſchaft eines ganzen Volkes wird, da iſt das Höchſte gewonnen! denn was der Bürgerſinn nicht ausrichten ſollte, das wird die Freundesliebe vermögen und beide werden zu Einer Tugend werden!

„Dieſe Alten hier haben ihre Jahre in Arbeit und Mühe hingebracht; ſie fangen an, die Hinfälligkeit des Fleiſches zu empfinden, den Einen zwickt es hier, den Andern dort. Aber ſie reiſen, wenn der Sommer gekommen iſt, nicht in's Bad, ſie reiſen zum Feſte. Der eidgenöſſiſche Feſtwein iſt der Geſundbrunnen, der ihr Herz erfriſcht; das ſommerliche Bundesleben iſt die Luft, die ihre alten Nerven ſtärkt, der Wellenſchlag eines frohen Volkes iſt das Seebad, welches ihre ſteifen Glieder wieder lebendig macht. Ihr werdet ihre weißen Köpfe alſobald untertauchen ſehen in dieſes Bad! So gebt uns nun, liebe Eidgenoſſen, den Ehrentrunk! Es lebe die Freundſchaft im Vaterlande! Es lebe die Freundſchaft in der Freiheit!“

„Sie lebe hoch! Bravo!“ ſchallte es in die Runde und der Empfangsredner erwiderte die Anſprache und begrüßte die eigenthümliche und ſprechende Erſcheinung der Alten. „Ja,“ ſchloß er, „mögen unſere Feſte nie etwas Schlechteres werden, als eine Sittenſchule für die Jungen, der Lohn eines reinen öffentlichen Gewiſſens und erfüllter Bürgertreue und ein Vergnügungsbad für die Alten! Mögen ſie eine Feier bleiben unverbrüchlicher und lebendiger Freundſchaft im Lande von Gau zu Gau und von Mann zu

Mann! Euer, wie ihr ihn nennt, namen- und ſtatutenloſe Verein, ehrwürdige Männer, lebe hoch!“

Abermals wurde das Lebehoch ringsum wiederholt und unter allgemeinem Beifall das Fähnchen zu den übrigen auf die Zinne geſteckt. Hierauf ſchwenkte das Trüppchen der Sieben ab und ſtracks nach der großen Feſthütte, um dort ſich durch ein gutes Frühſtück zu erholen, und kaum waren ſie angelangt, ſo ſchüttelten alle ihrem Redner die Hand und riefen: „Wie aus unſerm Herzen geſprochen! Hediger, Chäppermann! das iſt gutes Holz an deinem Buben, der wird gut, laß ihn nur machen! Grad wie wir, nur geſcheidter, wir ſind alte Eſel; aber unentwegt geblieben, nur feſt, Karl!“ u. ſ. f.

Frymann aber war ganz verblüfft; der Junge hatte gerade geſagt, was ihm ſelbſt hätte einfallen ſollen, ſtatt ſich mit den Jeſuiten herumzuſchlagen. Auch er gab Karl freundſchaftlich die Hand und dankte ihm für die Hülfe in der Noth. Zuletzt trat der alte Hediger zu ſeinem Sohne, nahm ebenfalls ſeine Hand, richtete ſcharf und feſt ſein Auge auf ihn und ſagte:

„Sohn! Eine ſchöne, aber gefährliche Gabe haſt du verrathen! Pflege ſie, baue ſie, mit Treue, mit Pflichtgefühl, mit Beſcheidenheit! Nie leihe ſie dem Unächten und Ungerechten, dem Eiteln und dem Nichtigen; denn ſie kann wie ein Schwert werden in

deiner Hand, das ſich gegen dich ſelbſt kehrt oder gegen das Gute, wie gegen das Schlechte; ſie kann auch eine bloße Narrenpritſche werden. Darum grad-ausgeſehen, beſcheiden, lernbegierig, aber feſt, unentwegt! Wie du uns heute Ehre gemacht haſt, ſo denke ſtets daran, deinen Mitbürgern, deinem Vaterland Ehre zu machen, Freude zu machen; an dies denke, und du wirſt am ſicherſten vor falſcher Ehrſucht bewahrt bleiben! Unentwegt! Glaube nicht immer ſprechen zu müſſen, laß manche Gelegenheit vorbeigehen und ſprich nie um deinetwillen, ſondern immer einer erheblichen Sache wegen! Studiere die Menſchen nicht, um ſie zu überliſten und auszubeuten, ſondern um das Gute in ihnen aufzuwecken und in Bewegung zu ſetzen, und glaube mir: Viele, die dir zuhören, werden oft beſſer und klüger ſein, als du, der da ſpricht. Wirke nie mit Trugſchlüſſen und kleinlichen Spitzfindigkeiten, mit denen man nur die Spreuer bewegt; den Kern des Volkes rührſt du nur mit der vollen Wucht der Wahrheit um. Darum buhle nicht um den Beifall der Lärmenden und Unruhigen, ſondern ſieh auf die Gelaſſenen und Feſten, unentwegt!"

Kaum hatte er dieſe Rede geendigt und Karls Hand losgelaſſen, ſo ergriff ſie ſchnell Frymann und ſagte:

„Gleichmäßig bilde deine Kenntniſſe aus und be-

reichere deine Grundlagen, daß du nicht in leere Worte verfalleſt! Nach dieſem erſten Anlaufe laß nun eine geraume Zeit verſtreichen, ohne an dergleichen zu denken! Wenn du einen glücklichen Gedanken haſt, ſo ſprich nicht, nur um dieſen anzubringen, ſondern lege ihn zurück; die Gelegenheit kommt immer wieder, wo du ihn reifer und beſſer verwenden kannſt. Nimmt dir aber ein Anderer dieſen Gedanken vorweg, ſo freue dich darüber, ſtatt dich zu ärgern; denn es iſt ein Beweis daß du das Allgemeine gefühlt und gedacht haſt. Bilde deinen Geiſt und überwache deine Gemüthsart und ſtudiere an andern Rednern den Unterſchied zwiſchen einem bloßen Maulhelden und zwiſchen einem wahrhaftigen und gemüthreichen Manne! Reiſe nicht im Land herum und laufe nicht auf allen Gaſſen, ſondern gewöhne dich, von der Veſte deines Hauſes aus und inmitten bewährter Freunde den Weltlauf zu verſtehen; dann wirſt du mit mehr Weisheit zur Zeit des Handelns auftreten, als die Jaghunde und Landläufer. Wenn du ſprichſt, ſo ſprich weder wie ein witziger Hausknecht, noch wie ein tragiſcher Schauſpieler, ſondern halte dein gutes natürliches Weſen rein und dann ſprich immer aus dieſem heraus. Ziere dich nicht, wirf dich nicht in Poſitur, blick, bevor du beginnſt, nicht herum wie ein Feldmarſchall oder gar die Verſammlung belauernd! Sag'

nicht, du ſeiſt nicht vorbereitet, wenn du es biſt; denn man wird deine Weiſe kennen und es ſogleich merken; und wenn du geſprochen haſt, ſo geh' nicht herum, Beifall einzuſammeln, ſtrahle nicht von Selbſtzufriedenheit, ſondern ſetze dich ſtill an deinen Platz und horche aufmerkſam dem folgenden Redner. Die Grobheit ſpare wie Gold, damit, wenn du ſie in gerechter Entrüſtung einmal hervorkehrſt, es ein Ereigniß ſei und den Gegner wie ein unvorgeſehener Blitzſtrahl treffe! Wenn du aber denkſt, je wieder mit einem Gegner zuſammen zu gehen und gemeinſam mit ihm zu wirken, ſo hüte dich davor, ihm im Zorne das Aeußerſte zu ſagen, damit das Volk nicht rufe: Pack ſchlägt ſich, Pack verträgt ſich!"

Alſo ſprach Frymann, und der arme Karl ſaß ob all' den Reden erſtaunt und verdonnert und wußte nicht, ſollte er lachen oder ſich aufblaſen. Aber Syfrig der Schmied rief:

„Da ſeht nun dieſe Zwei, die nicht für uns ſprechen wollten und nun wieder reden, wie die Bücher!"

„So iſt es!" ſagte Bürgi, „aber wir haben dadurch neuen Zuwachs bekommen, einen kräftigen jungen Schößling getrieben! Ich beantrage, daß der Junge in unſern Kreis der Alten aufgenommen werde und fortan unſern Sitzungen beiwohne!"

„Alſo ſei es!" riefen alle und ſtießen mit Karl

an; der leerte etwas unbeſonnen ſein volles Glas, was ihm jedoch die Alten in Betracht der aufgeregten Stunde hingehen ließen, ohne zu murren.

Nachdem die Geſellſchaft ſich durch das Frühſtück hinlänglich von ihrem Abenteuer erholt, zerſtreute ſie ſich. Die Einen gingen, ein paar Schüſſe zu probiren, die Andern den Gabenſaal und die übrigen Einrichtungen zu beſehen, und Frymann ging, ſeine Tochter und die Frauen zu holen, bei denen ſie zu Gaſt war; denn zum Mittageſſen wollten ſich Alle wieder an dem Tiſche finden, der ziemlich in der Mitte der Halle und im Bereich der Tribüne gelegen war. Sie merkten ſich die Nummer und gingen höchſt wohlgemuth und aller Sorgen ledig auseinander.

Genau um zwölf Uhr ſaß die Tiſchgeſellſchaft von einigen tauſend Köpfen, welche jeden Tag andere waren, am gedeckten Tiſche. Landleute und Städter, Männer und Weiber, Alte und Junge, Gelehrte und Ungelehrte, alle ſaßen fröhlich durcheinander und harrten auf die Suppe, indem ſie die Flaſchen entkorkten und das Brod anſchnitten. Nirgends blickte ein hämiſches Geſicht, nirgends ließ ſich ein Aufſchrei oder ein kreiſchendes Gelächter hören, ſondern nur gleichmäßig verbreitet das hundertfach verſtärkte Geſumme einer frohen Hochzeit, der gemäßigte Wellenſchlag einer in ſich vergnügten See. Hier ein langer

Tiſch voll Schützen, dort eine blühende Doppelreihe von Landmädchen, am dritten Tiſch eine Zuſammenkunft ſogenannter alter Häuſer aus allen Theilen des Landes, die das Examen endlich überſtanden hatten, und am vierten ein ganzes ausgewandertes Städtlein, Männer und Frauen durcheinander. Doch dieſe ſitzenden Heerſchaaren bildeten nur die Hälfte der Verſammlung; ein ununterbrochener Menſchenzug, ebenſo zahlreich, ſtrömte als Zuſchauer durch die Gänge und Zwiſchenräume und umkränzte, ewig wandelnd, die Eſſenden. Es waren, Gott ſei Preis und Dank, die Vorſichtigen und Sparſamen, die ſich die Sache berechnet und anderswo für noch weniger Geld geſättigt hatten, die Nationalhälfte, welche alles billiger und enthaltſamer bewerkſtelligt, während die andere ſo ſchrecklich über die Schnur haut; ferner die Allzuvornehmen, die der Küche nicht trauten und denen die Gabeln zu ſchlecht waren, und endlich die Armen und die Kinder, welche unfreiwillig zuſchauten. Aber jene machten keine ſchlechten Bemerkungen und dieſe zeigten weder zerriſſene Kleider noch böſe Blicke; ſondern die Vorſichtigen freuten ſich über die Unvorſichtigen, der Vornehmling, welchem die Schüſſeln voll grüner Erbſen im Juli zu lächerlich waren, ging ebenſo wohlgeſinnt einher, wie der Arme, dem ſie verführeriſch in die Naſe dufteten. Hie und da freilich

zeigte ſich ein ſträflicher Eigennutz, indem es etwa einem filzigen Bäuerlein gelang, unbeſehens einen verlaſſenen Platz einzunehmen und friſchweg mit zu eſſen, ohne bezahlt zu haben; und was noch ſchlimmer war für ordnungsliebende Augen, es entſtand deswegen nicht einmal ein Wortwechſel und ein Hinauswerfen.

Der oberſte Feſtwirth ſtand vor dem weiten Küchenthor und blies auf einem Jägerhörnchen das Zeichen zum Auftragen eines Gerichtes, worauf eine Compagnie Aufwärter hervorbrach und ſich mit künſtlich eingeübter Schwenkung rechts, links und gradaus zerſtreute. Einer derſelben fand ſeinen Weg zu dem Tiſche, an welchem die Aufrechten und Feſten ſaßen, unter ihnen Karl, Hermine und ihre Freundinnen, Baſen oder was ſie ſein mochten. Die Alten horchten eben eifrig auf einen Hauptredner, der die Tribüne beſtiegen, nachdem der Tambour einen kräftigen Wirbel geſchlagen. Ernſt und geſammelt ſaßen ſie, mit weggelegter Gabel, ſteif und aufrecht, alle ſieben Köpfe nach der Tribüne gewendet. Aber ſie errötheten, wie junge Mädchen und ſahen einander an, als der Redner mit einer Wendung aus Karls Rede begann, die Erſcheinung der ſieben Greiſe erzählte und hieran ſeine eigene Rede knüpfte und ausführte. Nur Karl hörte nichts; denn er ſcherzte leiſe mit den Frauen, bis ihn ſein Vater anſtieß und ſeine Mißbilligung ausdrückte.

Als der Redner unter großem Beifall geendigt, sahen sich die Alten abermals an; sie hatten schon vielen Versammlungen beigewohnt, aber zum ersten Mal waren sie selbst der Gegenstand einer Rede geworden, und sie wagten nicht, sich umzuschauen, so verschämt waren sie, wenn auch überglücklich. Aber wie es der Weltlauf ist, ihre Nachbaren ringsum kannten sie nicht und ahnten nicht, was sie für Propheten in ihrer Nähe hatten, und so wurde ihre Bescheidenheit nicht beleidigt. Um so zufriedener drückten sie einander die Hände, nachdem sie Jeder sachte für sich gerieben, und ihre Augen sagten: Nur unentwegt! Das ist der süße Lohn für Tugend und andauernde Vortrefflichkeit!

Worauf Kuser rief: „Nun, diesen Spaß haben wir unserm Meister Karl zu verdanken! Ich glaube doch, wir werden ihm schließlich Bürgi's Himmelbett zusprechen und ihm eine gewisse Puppe drein legen müssen. Was meinst du, Daniel Frymann?“ „Ich fürchte auch,“ sagte Pfister, „daß er mir mein Schweizerblut abkaufen muß und seine Wette verliert.“

Doch Frymann runzelte plötzlich die Stirn und sprach: „Ein gutes Mundwerk wird nicht gleich mit einem Weibe bezahlt! Wenigstens in meinem Hause gehört noch eine gute Hand dazu! Laßt uns, ihr

Freunde, den Scherz nicht auf ungehörige Dinge ausdehnen!“

Karl und Hermine waren roth geworden und ſchauten verlegen in das Volk hinaus. Da ertönte der Kanonenſchuß, der den Wiederbeginn des Schießens verkündigte, und auf den eine lange Reihe von Schützen, die Büchſe in der Hand, gewartet hatte. Augenblicklich knallte es wieder auf der ganzen Linie, Karl erhob ſich vom Tiſche, ſagte, nun wolle er ſein Glück auch verſuchen, und begab ſich nach dem Schießſtande. „Und ich will ihm wenigſtens zuſehen, wenn ich ihn auch nicht bekommen ſoll!“ rief Hermine ſcherzend und ging ihm nach, begleitet von den Freundinnen.

Doch geſchah es, daß die Frauenzimmer ſich in der Menge aus den Augen geriethen und Hermine zuletzt mit Karl allein blieb und getreulich mit ihm zog von Scheibe zu Scheibe. Er begann am äußerſten Ende, wo kein Gedränge war, und ſchoß ohne ſonderlichen Ernſt zwei oder drei Treffer gleich hintereinander. Nach Herminen ſich umwendend, die hinter ihm ſtand, ſagte er lachend: „Ei das geht ja gut!“ Sie lachte auch, aber nur mit den Augen, mit dem Munde ſagte ſie ernſthaft: „Du mußt einen Becher gewinnen.“ „Das geht nicht,“ antwortete Karl, „um fünfundzwanzig Nummern zu ſchießen, müßte ich wenigſtens fünfzig Schüſſe thun, und ich habe gerade nur fünfund-

zwanzig bei mir.“ „Ei,“ ſagte ſie, „es gibt ja genug Pulver und Blei hier zu kaufen.“

„Das will ich aber nicht, da käme mir der Becher mit dem Schußgeld theuer zu ſtehen! Manche verpuffen allerdings mehr Geld, als der Gewinn beträgt, aber ein ſolcher Narr bin ich nicht.“

„Du biſt ja hübſch grundſätzlich und haushälteriſch,“ ſagte ſie beinahe zärtlich, „das gefällt mir! Aber das iſt erſt recht gut, wenn man mit Wenigem ſo viel ausrichtet, wie andere mit ihren weitläufigen Anſtalten und ihren ſchrecklichen Anſtrengungen! Darum nimm dich zuſammen und mach' es mit den fünfundzwanzig Kugeln? Wenn ich ein Schütz wäre, ſo wollt' ich es ſchon zwingen!“

„Nie, es kommt gar nicht vor, du Närrin!“

„Drum ſeid ihr eben Sonntagsſchützen! Aber ſo fange nur endlich wieder an und probir's!“

Er that einen weiteren Schuß und hatte wieder eine Nummer und dann noch eine. Wieder ſah er Herminen an, und ſie lachte noch mehr mit den Augen und ſagte noch ernſthafter: „Siehſt du? Es geht doch, jetzt fahre fort.“ — Unverwandt ſah er ſie an und konnte den Blick kaum wegwenden, denn noch nie hatte er ihre Augen ſo geſehen; es glühte etwas Herbes und Tyranniſches mitten in der lachenden Süßigkeit ihres Blickes, zwei Geiſter ſprachen beredt

aus ſeinem Glanze: der befehlende Wille, aber mit ihm verſchmolzen die Verheißung des Lohnes und aus der Verſchmelzung entſtand ein neues geheimniß-volles Weſen. Thu mir den Willen, ich habe dir mehr zu geben, als du ahnſt! ſagten dieſe Augen, und Karl ſchaute fragend und neugierig hinein, bis ſie ſich verſtanden mitten im Geräuſch und Gebrauſe des Feſtes. Als er ſeine Augen in dieſem Glanze ge-ſättigt, wandte er ſich wieder, zielte ruhig und traf abermals. Jetzt fing es ihm ſelbſt an möglich zu ſcheinen; doch weil ſich Leute um ihn zu ſammeln be-gannen, ging er weg und ſuchte einen ruhigeren und einſameren Stand, und Hermine folgte ihm. Dort ſchoß er wiederum einige Treffer, ohne einen Schuß vergeblich zu thun, und ſo fing er an, die Kugeln bedächtlich wie Goldſtücke zu behandeln, und jede be-gleitete Hermine mit geizigen leuchtenden Blicken, eh ſie im Laufe verſchwand; Karl aber, eh er zielte, ohne Haſt noch Unruhe, ſchaute jedesmal dem ſchönen Weſen in's Geſicht. So oft ſein Glück auffiel und die Leute ſich um ihn ſammelten, ging er weiter vor eine andere Scheibe; auch ſteckte er die erhaltenen Zettel nicht auf den Hut, ſondern gab ſie ſeiner Be-gleiterin zum Aufbewahren; die hielt das ganze Büſchel und nie hatte ein Schütz einen ſchöneren Nummernhalter beſeſſen. So erfüllte er in der That

ihren Wunſch und brachte nach und nach die fünfundzwanzig Schüſſe ſo glücklich an, daß nicht einer außerhalb des vorgeſchriebenen Kreiſes einſchlug.

Sie überzählten die Karten und fanden das ſeltene Glück beſtätigt. „Das habe ich Ein Mal gekonnt und werde es in meinem Leben nie wieder machen!“ ſagte Karl; „item, das haſt du mit deinen Augen bewirkt. Es nimmt mich nur Wunder, was du noch Alles damit durchzuſetzen gedenkſt.“

„Das mußt du abwarten,“ erwiderte ſie und lachte jetzt auch mit dem Munde. „Geh jetzt zu den Alten,“ ſagte er, „und bitte ſie, ſie möchten mich aus dem Gabenſaal abholen, damit ich ein Geleit habe, da ſonſt Niemand bei mir iſt, oder willſt du mit mir marſchiren?“ „Ich hätte faſt Luſt,“ ſagte ſie, ging aber doch eilig davon.

Die Alten ſaßen in tiefen und fröhlichen Geſprächen; das Volk in der Hütte hatte ſich zum größten Theil verändert; ſie aber hielten feſt an ihrem Tiſche und ließen das Leben um ſich wogen. Lachend trat Hermine zu ihnen und rief: „Ihr ſollt den Karl abholen, er hat einen Becher!“

„Wie, was?“ riefen ſie und brachen in Jubel aus; „ſo treibt er's?“ „Ja,“ ſagte ein Bekannter, der eben herzutrat, „und zwar hat er den Becher mit fünfundzwanzig Schüſſen gewonnen, das kommt nicht alle

Tage vor! Ich habe das Pärchen beobachtet, wie ſie's mit einander gemacht haben!" Meiſter Frymann ſah erſtaunt auf ſeine Tochter: „Haſt du etwa auch geſchoſſen? Ich will nicht hoffen; denn dergleichen Schützinnen nehmen ſich gut aus ſo im Ganzen, aber nicht im Beſonderen."

„Sei nur zufrieden," ſagte Hermine, „ich habe nicht geſchoſſen, ſondern nur ihm befohlen, daß er gut ſchießen ſoll." Hediger aber erbleichte vor Verwunderung und Genugthuung, daß er einen Sohn haben ſollte, redebegabt und berühmt in den Waffen, der mit Handlungen und Thaten aus ſeiner verborgenen Schneiderwohnung hervorträte. Er zog die Pfeifen ein und dachte, da wolle er nichts mehr bevormunden. Doch die Greiſe brachen nun auf nach dem Gabentempel, wo ſie richtig den jungen Helden ſchon mit dem glänzenden Becher in der Hand und mit den Trompetern auf ſie harrend antrafen. Alſo zogen ſie mit ihm nach der Weiſe eines muntern Marſches in die Hütte, um den Becher zu „verſchwellen", wie man zu ſagen pflegt, abermals mit feſten kurzen Schrittchen und geballten Fäuſten, triumphirend in die Runde blickend. An ihrem Hauptquartier wieder angekommen, füllte Karl den Becher, ſetzte ihn mitten auf den Tiſch und ſagte: „Hiemit widme ich dieſen Becher der Geſellſchaft, damit er ſtets bei ihrer Fahne bleibe!"

„Angenommen!“ hieß es; der Becher begann zu kreisen und eine neue Lustbarkeit verjüngte die Alten, welche nun schon seit Tagesanbruch munter waren. Die Abendsonne floß unter das unendliche Gebälk der Halle herein und vergoldete tausende von lustverklärten Gesichtern, während die rauschenden Klänge des Orchesters die Räume erfüllten. Hermine saß im Schatten von ihres Vaters breiten Schultern so bescheiden und still, als ob sie nicht drei zählen könnte. Aber von der Sonne, welche den vor ihr stehenden Becher bestreifte, daß dessen inwendige Vergoldung sammt dem Weine aufblitzte, spielten goldene Lichter über ihr rosig erglühtes Gesicht, welche sich mit dem Weine bewegten, wenn die Alten im Feuer der Rede auf den Tisch schlugen; und man wußte dann nicht, ob sie selber lächelte, oder nur die spielenden Lichter. Sie war jetzt so schön, daß sie bald von den umherblickenden jungen Leuten entdeckt wurde. Fröhliche Trupps setzten sich in der Nähe fest, um sie im Auge zu behalten, und es wurde gefragt: „Woher ist sie, wer ist der Alte, kennt ihn Niemand?“ Es ist eine St. Gallerin, es soll eine Thurgauerin sein! hieß es da; nein, es sind alles Zürcher an jenem Tisch, hieß es dort. Wo sie hinsah, zogen die lustigen Jünglinge den Hut, um ihrer Anmuth die gebührende Achtung zu erweisen, und sie lachte bescheiden, aber

ohne ſich zu zieren. Als jedoch ein langer Zug Burſche am Tiſche vorüberging und alle die Hüte zogen, da mußte ſie doch die Augen niederſchlagen und noch mehr, als unverſehens ein hübſcher Berner Student kam, die Mütze in der Hand, und mit höflichem Freimuth ſagte, er ſei von dreißig Freunden abgeſandt, die am vierten Tiſche von da ſäßen, ihr mit Erlaubniß ihres Herrn Vaters zu erklären, daß ſie das feinſte Mädchen in der Hütte ſei. Kurz, Alles machte ihr förmlich den Hof, die Segel der Alten wurden von neuem Triumphe geſchwellt und Karls Ruhm ward durch Herminen beinah verdunkelt. Aber auch er ſollte nochmals obenauf kommen.

Denn es entſtand ein Geräuſch und Gedränge im mittleren Gange, herrührend von zwei Sennen aus dem Entlibuch, die ſich durch die Menge ſchoben. Es waren zwei ordentliche Bären mit kurzen Holzpfeifchen im Munde, die Sonntagsjacken unter den dicken Armen führend, kleine Strohhütchen auf den großen Köpfen und die Hemden auf der Bruſt mit ſilbernen Herzſchnallen zuſammengehalten. Der Eine, der voranging, war ein Kloben von fünfzig Jahren und ziemlich angetrunken und ungeberdig; denn er begehrte mit allen Männern Kraftübungen anzuſtellen und ſuchte überall ſeine klobigen Finger einzuhaken, indem er freundlich oder auch herausfordernd mit den

Aeuglein blinzelte. So entstand überall vor ihm her Anstoß und Verwirrung. Aber dicht hinter ihm ging der Andere, ein noch derberer Gesell von achtzig Jahren mit einem Krauskopf voll kurzer gelber Löcklein,. und das war der Herr Vater des Fünfzigjährigen. Der lenkte den Herrn Sohn, ohne das Pfeifchen ausgehen zu lassen, mit eiserner Hand, indem er von Zeit zu Zeit sagte: „Bübeli, halt Ruh! Bübeli sei mir ordentlich!“ und ihm dabei die entsprechenden Rücke und Handleitungen ertheilte. So steuerte er ihn mit kundiger Faust durch das empörte Meer, bis gerade vor dem Tische der Siebenmänner es eine gefährliche Stockung absetzte, da eben eine Schaar Bauern daher kam, welche den Raufluſtigen zur Rede stellen und in die Mitte nehmen wollten. In der Furcht, sein Bübeli werde eine groſse Teufelei anrichten, sah sich der Vater nach einer Zuflucht um und bemerkte die Alten. „Unter diesen Schimmelköpfen wird er ruhig sein!“ brummte er vor sich hin, faßte mit der einen Faust den Jungen im Kreuz und steuerte ihn zwischen die Bänke hinein, während er mit der andern Hand rückwärts fächelnd die nachdringenden Gereizten sanft abwehrte; denn der ein und andere war in aller Schnelligkeit bereits erheblich gezwickt worden.

„Mit eurer Erlaubniß, ihr Herren,“ sagte der

Ursulte zu den Alten, „laßt mich hier eine wenig absitzen, daß ich mir dem Büebli noch ein Glas Wein gebe! Er wird mir dann schläfrig und still, wie ein Lämmlein!“

Also keilte er sich ohne Weiteres mit seinem Früchtchen in die Gesellschaft hinein, und der Sohn schaute wirklich sanft und ehrerbietig umher. Doch sagte er alsobald: „Ich möchte aus dem silbernen Krüglein dort trinken!“ „Bist Du mir ruhig oder ich schlage dich ungespitzt in den Erdboden hinein!“ sagte der Alte; als ihm aber Hediger den gefüllten Becher zuschob, sagte er: „Nu so denn! Wenn's die Herren erlauben, so trink, aber suf mir nit alles.“

„Ihr habt da einen muntern Knaben, Manno.“ sagte Frymann, „wie alt ist er denn?“ „Ho,“ erwiderte der Alte, „er wird mir um's Neujahr herum so zweiundfünzig werden; wenigstens hat er mir anno 1798 schon in der Wiege geschrieen, als die Franzosen kamen, mir die Küh' wegtrieben und das Hüttlein anzündeten. Weil ich aber einem Paar davon die Köpfe gegeneinander gestoßen habe, mußte ich flüchten und das Weibli ist mir in der Zeit vor Elend gestorben. Darum muß ich mir das Burschli allein erziehen.“

„Habt Ihr ihm keine Frau gegeben, die Euch hätte helfen können?“

„Nein, bis Tato ist er mir noch zu ungeschickt und wild, es thut's nicht, er schlägt alles kurz und klein!“

Inzwischen hatte der jugendliche Tangenichts den würzigen Becher ausgetrunken, ohne einen Tropfen darin zu lassen. Er hopste sein Pferdchen und blinzelte gar vergnügt und friedlich im Kreis umher. Da entdeckte er die Hermine und der Strahl weiblicher Schönheit, der von ihr ausging, entzündete plötzlich in seinem Herzen wieder den Ehrgeiz und die Neigung zu Kraftäußerungen. Als sein Auge zugleich auf Karl fiel, der ihm gegenüber saß, streckte er ihm einladend den gekrümmten Mittelfinger über den Tisch hin.

„Halt inn' Burschli! seit' dich der Satan schon wieder?“ schrie der Alte ergrimmt und wollte ihn am Kragen nehmen; Karl aber sagte, er möchte ihn nur lassen und hing seinen Mittelfinger in denjenigen des Bären, und Jeder suchte nun den andern zu sich herüber zu ziehen. „Wenn du mir dem Herrlein weh' thust oder ihm den Finger ausrenkst,“ sagte der Alte noch, „so nehm ich dich bei den Ohren, daß du es drei Wochen spürst!“ Die beiden Hände schwebten nun eine geraume Zeit über der Mitte des Tisches; Karl vergaß bald das Lachen und wurde purpurroth im Gesicht; aber zuletzt zog er allmälig

den Arm und den Oberkörper ſeines Gegners merklich auf ſeine Seite und damit war der Sieg entſchieden.

Ganz verdutzt und betrübt ſah ihn der Entlibucher an, fand aber nicht lange Zeit dazu; denn der über ſeine Niederlage nun doch erboſte Uralte gab ihm eine Ohrfeige, und beſchämt ſah der Sohn nach Herminen; dann fing er plötzlich an zu weinen und rief ſchluchzend: „Und ich will jetzt einmal eine Frau haben!“ — „Komm, komm!“ ſagte der Papa. „jetzt biſt du reif für's Bett!“ Er packte ihn unter dem Arm und trollte ſich mit ihm davon.

Nach dem Abzug dieſer wunderlichen Erſcheinung trat eine Stille unter die Alten und alle wunderten ſich abermals über Karls Werke und Verrichtungen.

„Das kommt lediglich vom Turnen,“ ſagte er beſcheiden, „das gibt Uebung, Kraft und Vortheil zu dergleichen Dingen, und faſt Jeder kann ſie ſich an eignen, der nicht von der Natur vernachläſſigt iſt.“

„Es iſt ſo!“ ſagte Hediger, der Vater, nach einigem Nachdenken, und fuhr begeiſtert fort: „Darum preiſen wir ewig und ewig die neue Zeit, die den Menſchen wieder zu erziehen beginnt, daß er auch ein Menſch wird, und die nicht nur dem Junker und dem Berghirt, nein, auch dem Schneiderskind befiehlt, ſeine Glieder zu üben und den Leib zu veredeln, daß es ſich rühren kann!“

„Es ist so!“ sagte Arymann, der ebenfalls aus einem Nachdenken erwacht war: „und auch wir haben Alle mitgerungen, diese neue Zeit herbeizuführen. Und heute feiern wir, was unsre alten Köpfe betrifft, mit unsrem Fähnlein den Abschluß, das „Ende Feuer!“ und überlassen den Rest den Jungen. Nun hat man aber nie von uns sagen können, daß wir starrsinnig auf Irrthum und Mißverständniß beharrt seien! Im Gegentheil, unser Bestreben ging dahin, immer dem Vernunftgemäßen, Wahren und Schönen zugänglich zu bleiben; und somit nehme ich frei und offen meinen Ausspruch in Betreff der Kinder zurück und lade dich ein, Freund Chäpper, ein Gleiches zu thun! Denn was könnten wir zum Andenken des heutigen Tages Besseres stiften, pflanzen und gründen, als einen lebendigen Stamm, hervorgewachsen recht aus dem Schooße unserer Freundschaft, ein Haus, dessen Kinder die Grundsätze und den unentwegten Glauben der sieben Aufrechten aufbewahren und übertragen? Wohlan denn, so gebe der Bürgi sein Himmelbett her, daß wir es aufrüsten! Ich lege hinein die Anmuth und weibliche Reinheit, du die Kraft, die Entschlossenheit und Gewandtheit, und damit vorwärts, weil sie jung sind, mit dem aufgesteckten grünen Fähnlein! das soll ihnen verbleiben und sie sollen es aufbewahren, wenn wir einst aufgelöst sind! So

leiſte nun nicht länger Widerſtand, alter Hediger, und gib mir die Hand als Gegenſchwäher!"

„Angenommen!" ſagte Hediger feierlich, „aber unter der Bedingung, daß du den Jungen keine Mittel zur Einfältigkeit und herzloſen Prahlerei ausbingibſt! Denn der Teufel geht um und ſucht, wen er verſchlinge!"

„Angenommen!" rief Frymann, und Hediger: „So grüße ich dich denn als Gegenſchwäher, und das Schweizerblut mag zur Hochzeit angezapft werden!"

Alle Sieben erhoben ſich jetzt, und unter großem Hallo wurden Karls und Herminens Hände in einander gelegt.

„Glück zu! da gibt's eine Verlobung, ſo muß es kommen!" riefen einige Nachbaren und gleich kamen eine Menge Leute mit ihren Gläſern herbei, mit den Verlobten anzuſtoßen. Wie beſtellt fiel auch die Muſik ein; aber Hermine entwand ſich dem Gedränge, ohne jedoch Karls Hand zu laſſen, und er führte ſie aus der Hütte hinaus auf den Feſtplatz, der bereits in nächtlicher Stille lag. Sie gingen um die Fahnenburg herum und da Niemand in der Nähe war, ſtanden ſie ſtill. Die Fahnen wallten geſchwätzig und lebendig durcheinander, aber das Freundſchaftsfähnchen konnten ſie nicht entdecken, da es in

den Falten einer großen Nachbarin verſchwand und wohl aufgehoben war. Doch oben im Sternenſchein ſchlug die eidgenöſſiſche Fahne, immer einſam, ihre Schnippchen, und das Rauſchen ihres Zeuges war jetzt deutlich zu hören. Hermine legte ihre Arme um den Hals des Bräutigams, küßte ihn freiwillig und ſagte bewegt und zärtlich: „Nun muß es aber recht hergehen bei uns! Mögen wir ſo lange leben, als wir brav und tüchtig ſind und nicht einen Tag länger!“

„Dann hoffe ich lange zu leben, denn ich habe es gut mit dir im Sinn!“ ſagte Karl und küßte ſie wieder: „aber wie ſteht es nun mit dem Regiment? Willſt du mich wirklich unter den Pantoffel kriegen?“

„So ſehr ich kann! Es wird ſich indeſſen ſchon ein Recht und eine Verfaſſung zwiſchen uns ausbilden, und ſie wird gut ſein, wie ſie iſt!“

„Und ich werde die Verfaſſung gewährleiſten und bitte mir die erſte Gevatterſchaft aus!“ ertönte unverhofft eine kräftige Baßſtimme. Hermine reckte das Köpfchen und faßte Karls Hand; der trat aber näher und ſah einen Wachtpoſten der argauiſchen Scharfſchützen, der im Schatten eines Pfeilers ſtand. Das Metall ſeiner Ausrüſtung blinkte durch das Dunkel. Jetzt erkannten ſich die jungen Männer, die neben

einander Rekruten gewesen, und der Argauer war ein stattlicher Bauernsohn. Die Verlobten setzten sich auf die Stufen zu seinen Füßen und erzählten sich was mit ihm wol eine halbe Stunde, ehe sie zur Gesellschaft zurückkehrten.

Urſula.

I.

Wenn die Religionen sich wenden, so ist es, wie wenn die Berge sich aufthun; zwischen den großen Zauberschlangen, Golddrachen und Krystallgeistern des menschlichen Gemüthes, die an's Licht steigen, fahren alle häßlichen Tazzelwürmer und das Heer der Ratten und Mäuse hervor. So war es zur ersten Reformationszeit auch in den nordöstlichen Theilen der Schweiz und sonderlich in der Gegend des zürcherischen Oberlandes, als ein dort angesessener Mann, der Hansli Gyr genannt, aus dem Kriege heimkehrte.

In den Anfangstagen des Jahres 1523 zog nämlich das kleine Zürcherheer über die Alpen zurück, das wunderlicher Weise dem Papstthum Land und Leute gegen Frankreich geschützt hatte, während in der Heimat schon das Evangelium gepredigt wurde. Diese Zürcher hatten Parma, Piacenza und andere Städte genommen, nach dem Tode Leo's X. den vatikanischen

Palaſt verwahrt, bis Hadrian VI. gewählt war, und bei alledem den Zuſammenſtoß mit den übrigen Eidgenoſſen vermieden, die mit dem Franzoſen im Bündniß und in deſſen Heeren ſtanden. Als ſie ſchließlich ſahen, daß ſie von den Römern allerdings und trotz der Glaubensbewegung beſchmeichelt und gehätſchelt, aber zugleich gehänſelt und die ſchuldigen Gelder nicht bezahlt wurden, zogen ſie endlich, vom Rathe abberufen, heimwärts, und die Hauptleute kamen gerade noch zeitig genug in Zürich an, um dem erſten Religionsgeſpräche vom 29. Januar auf dem dortigen Rathhauſe beizuwohnen und mitzurichten über das gleiche Rom.

Es mochte wiederum einen ſeltſamen Anblick gewähren, dieſe ſchwertgewohnten, mit goldenen Ketten geſchmückten und ſchwer befiederten Männer, die vom jahrelangen Aufenthalt in dem Italien des ſechszehnten Jahrhunderts herkamen, Theil nehmen zu ſehen an dem lediglich auf das geiſtige Wort geſtützten logiſchen Fortgang von Diſputationen, Abſtimmungen und Beſchlüſſen, an der Reinigung von Glauben, Sitte und Staat, die ſich im Widerſtand gegen eine Welt vollzog und deren unfertig gebliebene Ausbreitung nur eine Folge begangener Fehler ſein ſollte.

Als der gedachte Heerzug, der nicht viel über fünfundzwanzighundert Mann ſtark ſein mochte, mit

Zeug und Troß vom Walenſee hermarſchirend, am linken Ufer der Züricherſees, der Stadt Rapperswyl gegenüber, anlangte, ſchwenkte Hansli Gyr mit Urlaub von der Heerſäule ab und wandte ſich der Rapperswyler Brücke zu, um ſeine am Berge Bachtel im jenſeitigen Lande gelegene Hofſtatt frühzeitiger zu erreichen. Der Name Hansli bedeutete nicht etwa eine kleine Geſtalt; denn es war ein ziemlich hochgewachſener Mann und kräftiger Rottmeiſter, obgleich noch jung an Jahren. Vielmehr drückte ſich darin eine gewiſſe vertrauliche Beliebtheit und der Ruf der Zuverläſſigkeit aus, in welchem der Träger unter ſeinen Genoſſen ſtand; wie denn in den Mannſchaftsrödeln oder den Verzeichniſſen der Jahrzeitbücher ſolche oft vorkommende Koſeformen für die Namen längſt heimgegangener ſonſt gänzlich unbekannter Kriegsleute den Eindruck machen, daß dieſe mehr als andere werth und lieb geweſen ſeien, vielleicht wegen ihres einfacheren, treuherzigeren Weſens oder wegen heitern Gleichmuthes und gutartiger Laune oder irgend anderer guten Eigenſchaften.

Den ledernen Reiſeſack leicht über die Achſel geworfen, ſchritt der Mann auf der gegen fünftauſend Schuh langen geländerloſen Holzbrücke rüſtig dahin, daß die Bretter klapperten und der gefrorene Schnee darauf knarrte. Stattlich gekleidet und gewaffnet zeigte

er gleichwol nichts von dem übermüthigen Pompe der Kriegsknechte jener Zeit; ſein Kleid in den weiß und und blauen Landesfarben war von ſtarkem Wolltuch und nur mäßig zerſchnitten, etwa wie auch heutzutage der Beſcheidenſte den Schneider nicht hindern kann, dieſe oder jene Mode an ſeiner Leibeshülle anzudeuten. Allerdings waren Harniſch, Eiſenhut und Helbarte von guter mailändiſcher Arbeit, der Harniſch ſogar von den ſchlanken Hüften gegen die breiten Schultern hin fächerförmig und fein cannelirt, und von eigentlichem Luxus konnten allenfalls die hohen Lederhandſchuhe zeugen, die er trug; denn ohne ſolche ließ ſich damals kein ſchweizeriſcher Soldat ſehen, der etwas auf ſich hielt, wie es auch in einem Liede deutſcher Landsknechte heißt:

Das Geld woll'n wir verſchlemmen,
Das der Schweizer um Handſchuh' gibt.

Sonſt aber beſtand der größte Staat, in welchem der Mann glänzte, aus dem blitzenden Scheine der Winterſonne, die weithin ſichtbar ſich in ſeiner ſilberblanken Rüſtung ſpiegelte, alſo daß, ſo lang er au der Brücke ging, im See unter ihm ein zweiter Abglanz mit hinüber wandelte und erſt verſchwand, als Hansli in das dunkle Hafenthor des Städtleins Rapperswyl getreten war.

Da er noch gegen drei Stunden Weges zurückzu

legen hatte und überdies nicht sicher war, an seinem verlassenen Heimatherde heute noch etwas Nahrung zu finden, ging er in eine Taverne hinein und ließ sich warmes Essen sowie eine Kanne Wein geben. Die Stube war mit Schiffern, Krämersleuten und Bauern angefüllt, mit gut katholischem Volke aus der schwyzerischen March und dem Gasterlande, und obgleich Hansli Gyr schon Manches von den heimischen Vorgängen vernommen, hatte er doch keine Vorstellung besessen von der bereits tief gehenden Leidenschaft und Gereiztheit, welche jetzt in den Gesprächen der zechenden Leute zu Tage trat. Verwundert hörte er die über die Zürcher schon im Schwange gehenden Spottnamen und Scheltworte, wie sie in solchen Zeiten immer die ersten Waffen der unwilligen Beschränktheit gegen die Neuerer bilden. Ein alter Söldner, den er wiedererkannte und um die Bedeutung der Worte fragte, erklärte ihm, dieselben mißbilligend, Herkunft und Sinn der häßlichen Schmachrufe, brach aber gleich selber in bitteren Tadel aus.

„Deine Herren von Zürich," rief er, „wollen die Pfaffen kuranzen und lassen sich von der neuen Art selbst Zaunpfähle auf ihren Köpfen spitzen! Predigen lassen sie gegen uns arme Kriegsleute, daß es ein Elend und eine Schande ist! Sie wollen uns verbieten, unser Leben zu gewinnen, wo wir es finden, und mit

Ehren einen blutigen Pfennig zu ſuchen oder einen goldenen Kronenzinken herunterzuſchlagen! Stubenhocker und Duckmäuſer ſollen wir werden, die der Mutter am Fürtuch hangen, und doch haben wir Land und Freiheit nicht mit Bücherleſen und Schwätzen, ſondern mit guten Spießen und langen Degen erhalten! Mögen ſie es ſo treiben, ſie werden am Ende geſchickte Schulmeiſter und Disputirer ſein, aber ſicherlich im offenen Feld keinen Streit mehr beſtehen und kaum ihre Stadtmauer ſchirmen!“

Hansli Gyr wurde von dieſer Rede nicht ſtark betroffen; er war, ob noch jung an Jahren, des Krieges müde und ſehnte ſich nach Ruhe und friedlicher Arbeit. Auch ſchien ihm der alte Kriegsmann, wenn er ihn genauer betrachtete, nicht viel Urſache zu haben, ſich ſeiner vergangenen Tage zu freuen. Denn er war offenbar von Mühſeligkeiten und wildem Leben gebrochen, von der Gicht geplagt und vor der Zeit alt geworden; ſein abgeſchoſſenes ſeidenes Wams ließ unter den Spuren von Schweiß, Staub und Eiſenroſt kaum noch eine Farbe erkennen; die dazu gehörige gebauſchte Prachthoſe war längſt verſchwunden und mit einem beſcheidenen Kleidungsſtück von Ziegenfell vertauſcht. Zwiſchen Wams und Hoſen hing noch das Hemd heraus, aber nicht mehr als Schmuck und Fahne des Uebermuthes, ſondern als ein grauer und

gröblicher Sack der Armuth. Den Kopf deckte lediglich ein Käpplein von verblichenem rothem Sammet, das er einſt unter dem Federhut getragen und jetzt unabläſſig über die Ohren zog, die ihn ſchmerzten, und ſtatt des Schwertes trug er eine Krücke. Begierig nahm er den Krug an, welchen Hansli friſch füllen ließ, und wickelte etwas übrig gebliebenes Brot und Kaſe ſorgfältig in ein Tüchlein.

Nichtsdeſtoweniger fuhr er grollend fort: „Deine Herren haben ſich aber die Ruthe ſchon ſelbſt gebunden! Das gemeine Volk überbietet ſie in der Thorheit, wie der Aff den Narren, und die Bauern wollen zu einem andern Loch hinaus als die Herren! Geh nur heim auf deinen Berg, der wimmelt, wie ein Hund voll Flöhe, von Schwärmern und Propheten, die in den Wäldern predigen, tanzen und Unzucht treiben, und die Weiber ſind toller, denn die Männer!“

Erſchreckt horchte der jüngere Kriegsmann auf und verlangte näheren Bericht über dieſe abenteuerlichen Dinge, worauf der Alte ihm in ſeiner Weiſe erzählte, was er von dem wiedertäuferiſchen Treiben wußte, das insbeſondere im Grüninger Amte und in der Gegend des Bachtelberges ſich ausgebreitet hatte. Er ſchloß die Erzählung, zu ſeiner eigenen Narrheit zurückkehrend, mit der Ermahnung, der Junge ſolle nicht in dieſes heimiſche Wirrſal hinein, ſondern wieder

fort und zu den Kriegsſchaaren des Königs Franziscus gehen, wo es Scharten auszuwetzen und neues Glück zu erjagen gelte.

Mit blinzelndem Auge ſah der Alte unter den weißen Buſchbrauen hervor und ſchaute träumeriſch im Geiſte die ſtürmenden Schlachthaufen, die fliegenden Fahnen, niedergeworfenen Feinde, die brennenden Gehöfte, üppigen Quartiere, fremdländiſchen Frauen und die ſilbergefüllten Beutel.

Als er wieder erwachte von den ſchönen Träumen, fand er den Kameraden nicht mehr neben ſich, weil der von Neugierde und Sorge getrieben ſchon die Stadt verlaſſen hatte und mit ſtarken Schritten der Heimat entgegen eilte.

Dort waren ihm in den letzten Jahren, während er zu Felde lag, kurz nacheinander Vater und Mutter geſtorben, der kleine Bauernhof aber und die Güter inzwiſchen von einem Nachbaren beſorgt worden, deſſen Behauſung ein paar hundert Schritte entfernt auf der gleichen anſteigenden Höhe des Bergfußes ſtand. Nicht ſowol die Sorge für ſein Eigenthum beſchleunigte ſeinen Gang, als die Furcht, die Dinge ſonſt nicht mehr zu finden, wie er ſie einſt verlaſſen. Mitten in der italieniſchen Pracht und Herrlichkeit und beim Anblick der römiſchen Weiber hatte er ſtets nur an die junge Urſula, die Nachbarstochter, gedacht, mit

der er aufgewachſen war. Ihr ſtilles, ſchlichtes Weſen, ohne allen Schein, weder ſchön noch häßlich, gut, wie das tägliche Brot, friſch, wie das Quellwaſſer und rein wie die Luft vom Berge, beſiegte vor ſeinen Sinnen jeden fremden und gewaltſamen Glanz, und das Zuſammenwohnen mit ihr dünkte ihm ſo unentbehrlich wie die Heimaterde ſelbſt, welche den Menſchen mit ihren treuen Maßliebaugen anſchaut.

Halb vertraut war er von der nicht völlig Erwachſenen geſchieden; nun nahm es ihn Wunder, wie Urſula ausſehen möge, und konnte doch keine andere Vorſtellung gewinnen, als diejenige des halben Kindes. Um ſo haſtiger eilte er vorwärts zu kommen, von den Reden des alten Soldaten verwirrt, und hielt ſich bei bekannten Leuten, denen er auf ſeinem Wege begegnete, nur kurz auf. Trotzdem glaubte er zu bemerken, daß die Einen Geſichter machten, als ob ſie ſagen wollten: du wirſt dich wundern, wenn du heimkommſt! und daß Andere ihn prüfend beäugelten, wie wenn ſie ſeine Geſinnung ausforſchten. Endlich ſah er ſein Haus auf der Höhe unter den zwei großen Nußbäumen ſtehen, die es im Sommer beſchatteten und jetzt ihre mächtigen Aeſte auslegten, dunkel und bemoost, wie das Strohdach unter ihnen, und von dem über Tag geſchmolzenen Schnee triefend. Aber nicht nur dieſe fallenden Tropfen, ſondern auch die kleinen

Fensterscheiben, die er hinter den Läden verschlossen wähnte, funkelten wie frisch gewaschen in der sinkenden Abendsonne; aus dem Dache stieg ein wirthlicher Rauch empor. die Thüre öffnete sich und eine nicht unfeine weibliche Gestalt trat heraus, mehr wie eine Bürgersfrau als wie eine Bäuerin damaliger Zeit gekleidet. Ein langes dunkles Gewand umhüllte einen schlanken Leib bis zum Halse, dicht unter der Brust gegürtet, und ließ am Oberarme die schmal gefalteten Aermel eines weißen Hemdes hervorgehen; ein halbdurchsichtiges Häubchen bedeckte die Stirn bis nahe zu den großen dunkeln Augen; über dies war ein feines weißes Tuch mehrmals um Kopf, Nacken und Kinn gewunden, so daß nichts von dem Haupthaare sichtbar und das Gesicht vollkommen eingefaßt wurde.

Hansli Gyr hatte so eben nur an Ursula gedacht und erkannte sie vielleicht gerade deswegen nicht sogleich, als die gereifte weibliche Gestalt ihm entgegen kam, die Arme öffnete und ihm um den Hals fiel. Erst als ihre weiche Brust auf seinem fühllosen Harnisch lag, erkannte er sie an dem Schnitt ihres ernsten Mundes, den sie ihm zum Kusse bot, und erst nachdem er sie unbewußt umschlossen und geküßt hatte, wurde er des unerwarteten Glücksfalles inne, den er sich nicht so nahe gedacht. Er hielt sie verwirrt und ungewiß in den Armen, ließ diese allmälig locker, da er

unrecht zu thun glaubte, zog die liebe Geſtalt aber gleich wieder feſter an ſich, bis er ſie endlich entſchieden von ſich abhielt und, ſie betrachtend, ausrief: „Biſt du denn eigentlich die Urſula? Und ſo groß und ſchön geworden?“

„Wollte Gott, ich wäre ſchön!“ ſagte ſie mit liebevollem Blicke, „ich möcht es dir herzlich gönnen! Wie lange hab' ich auf dich gewartet! Wir wußten aber, daß ihr heute kommt, wir haben euere Wehre glänzen ſehen in der weiten Ferne und durch die ſtille Luft ſogar die Trommeln zu hören geglaubt. Da bin ich hieher gekommen und habe dein Haus gelüftet und gewärmt und das Feuer auf dem Herd entfacht. Deine Thiere ſtehen in unſern Ställen, morgen kann man ſie herüberführen, dann iſt Alles fertig. Nun komm herein!“

Sie führte den überraſchten Mann in das Haus, half ihm dort, ſich ſeiner Kriegsrüſtung zu entledigen, brachte warmes Waſſer, daß er nach dem langen und beſchwerlichen Marſche die Füße baden konnte, und pflegte ihn auf jede Weiſe. Dann deckte ſie den Tiſch und trug das Eſſen auf, das ſie bereitet hatte, worauf ſie ſich neben ihn ſetzte auf die Bank am Fenſter, wie wol junge Eheleute thun, ehe ſich ein Hausgeſinde geſammelt und Mann und Frau mehr auseinander gerückt hat.

Es verſpürte aber keines von Beiden große Eßluſt, weil die Freude über das Wiederſehen ſich mit einer verwunderlichen Aufregung vermiſchte, welche aus dem ungewöhnlichen Thun der Frauensperſon entſtand. Hansli Gyr betrachtete die Jugendgenoſſin mit wachſendem Wohlgefallen, aber auch mit neuem Erſtaunen und mit ungewiſſem Sinn, und er wollte ſie eben befragen, wie es denn komme, daß ſie die Kopftracht, Tuch und Haube einer verheirateten Frau trage, als ſie mit zärtlichem Lächeln auf eine Weinkanne, Weißbrot und Gewürzſchachtel wies, die auf einem Geſimſe ſtanden, und erröthend ſagte, daß hier ſchon das Zeug zu einer guten Weinſuppe für den kommenden Morgen bereit ſei. Es war damals üblich, daß die Frau eines Kriegsläufers, wenn er aus dem Felde nach langer Abweſenheit zurückkehrte, ihm am Morgen nach der erſten Nacht, die er wieder an ſeinem Herde zugebracht, zum Zeichen ihrer Freude einen heißen Würzwein mit geröſteten Brotſchnitten kochte, ſo gut ſie es im Stande war.

Noch ungewiſſer und erſtaunter ſagte er: „Aber wir ſind ja noch gar nicht getraut und nichts iſt beredet und vorbereitet!“

„Warum haſt du mich denn geküßt, wenn du mich nicht willſt?“ antwortete Urſula, die jetzt plötzlich blaſſe Wangen bekam.

„Ei, wer ſagt denn, daß ich dich nicht wolle?“ rief Hansli, indem er das junge Weib näher an ſich zog; „wenn du mich willſt, ſo will ich auch dich! Aber damit ſind wir ja erſt Brautleute, ſofern die Deinigen auch ihre Einwilligung geben.“

„Weißt du denn noch nicht, daß wir hier zu den Heiligen und Sündeloſen des neuen Glaubens gehören, die keiner weltlichen noch geiſtlichen Obrigkeit mehr unterthan ſind? In uns iſt der Geiſt Gottes, wir ſind ſein Leib und wir thun nichts, als allein ſeinen Willen! So ſagen unſere Propheten, und du ſollſt und wirſt auch in unſere Gemeinſchaft treten, und ſo nehmen wir uns zu Mann und Frau vermöge des heiligen Geiſtes und Willens, der in uns waltet!“

Dieſe Rede hielt Urſula mit haſtigen Worten, und jetzt erblaßte Hansli ein Weniges, als er ſie noch feſter umfing und ihr prüfend in die Augen blickte; denn er hatte ſie nie ſo viel auf ein Mal reden hören. Wie ſie nun, an ſeinem Halſe hangend, die Augen zu ihm aufſchlug, ſah er darin ein ſanftes, ſinnliches Feuer glühen, aber zugleich auch die Flamme des Irrlichts, welche die Beſcheidenheit dieſer Seele verſengt hatte, und er merkte, daß ſie von der Wahnkrankheit befallen war, wie eine ſüße Traube vom Roſt.

Ungern und langſam löste er ſich aus der Umarmung und von der Bruſt, die ihm ſo willkommene Ruhe bot, und ſuchte ſanft die Hände, die ſich immer wieder verſchränkten, von ſeinem Halſe wegzubringen, bis er endlich mit einem feſten Ruck ſich befreite und hoch aufgerichtet vor ihr ſtand.

„Auf die Art kann es nicht gehen," ſagte er ernſthaft, „ich will nach Recht und Bräuchen zur Ehe ſchreiten und feſthalten, was mein iſt! Komm, liebe Urſel, ich will dich in dein Haus zurückführen und mit den Deinigen ſprechen, ſo geräth Alles in der Ordnung und wir kommen um ſo fröhlicher zuſammen! Von deinen Heiligen und Propheten höre ich nichts Gutes und ich kenne ſie nicht, meine auch nicht, mit ihnen vertraut zu werden!"

Urſula gab ihm aber keine Antwort; ſie ließ die Arme ſchlaff niederhängen und blickte verſtört vor ſich hin. Beſchämung und Unwillen hatten ſie gleich einer Verſchmähten, die ſich ſelbſt angetragen, überwältigt, und jetzt wußte ſie keinen Rath, da der Liebſte wie eine Art Richter vor ihr ſtand. Jene Beredtſamkeit war von ihr gewichen, ohne daß die alte beſcheidene Gemüthsruhe zurückkehrte, und im wunderlichen Wechſel des Lebens traf es ſich, daß der in allen Irrſalen herumgetriebene Reisläufer mit geſunden Sinnen da-

ſtand, während das Unheil das ſtille Weib in der entlegenen Bergeinſamkeit aufgefunden hatte.

Hansli band ſein Seitengewehr wieder um den Leib; dann reichte er der Verſtummten die Hand, und als ſie ſich nicht regte, hob er ſie gemächlich empor und ſagte: „Komm', Urſel, wir wollen's bald in Ordnung bringen!“ Sie ließ ſich willenlos gegen die Thüre führen; dort klammerte ſie ſich aber an den Thürpfoſten und rief flehend: „O laß mich hier! Laß mich hier!“ Jedoch er machte ſie wiederum los, worauf ſie plötzlich raſch entſchloſſen voranging und in die Nacht hinaus lief, ohne auf ihn zu warten. Er holte ſie indeſſen mit wenigen Schritten ein; ſie gingen ohne zu ſprechen nebeneinander hin und ſahen bald die großen Ahornbäume in den Nachthimmel ragen, bei welchen der Hof des Enoch Schnurrenberger lag, des Vaters der Urſula.

Dieſer Geſchlechtsname rührt von einer weiter nördlich gelegenen erhöhten Lokalität her, Schnurrenberg genannt, was ehmals, zur Zeit der Landtheilung, Berg des Snurro, des Schnurranten, Poſſenreißers, bedeutete. Wenn nun Vater Enoch auch ſchwerlich von jenen alten Snurringen abſtammte, ſo war er doch in ſeiner Art ein grimmiger Poſſenreißer, der ſich für den durchtriebenſten Geſellen der Landesgegend hielt; das wollte aber viel ſagen, weil es in dieſem Ober-

lande an aufgeweckten und findigen Köpfen nicht fehlte, unter welchen bei jeder Gelegenheit auch alsobald Propheten und Fanatiker, Maulwerker und Spekulanten aller Art aufſtanden.

Im Hauſe Enochs ſaß nächtlicher Weile grad eine Anzahl ſolcher Propheten beiſammen, wenn auch untergeordneter Art und keiner von den großen Predigern darunter, die geheim oder offen das Land durchſtreiften. Es waren vielmehr allerlei Mittelsmänner, welche den allgemeinen Wahn noch im Beſondern mißverſtanden, myſtiſche Ueberlieferungen hineinmengten und, von alten Leiden des Volkes bewegt, die wachſende Gährung ausbreiteten und auf derſelben ſchwammen.

Vier oder fünf ſolcher von der Wärme der Zeit ausgebrüteter Winkelſeher hielten bei dem Schnurrenberger eine erbauliche Sprachverſammlung. Damit ſie jedoch Licht und Raum nicht umſonſt gebrauchten, hatte ihnen der ſchlaue Wirth einen Haufen zum Dörren beſtimmter Aepfel aufgeſchüttet, welche die Propheten zerſtückeln mußten, während ſie ihre Geſichte und Gedanken austauſchten. Da ſie aber ſo fleißiger Arbeit nicht eigentlich günſtig waren und zudem von der Wirthin fortwährend ermahnt wurden, die Aepfelbutzen reinlicher auszuſtechen, ſo ſaßen ſie ziemlich verdroſſen um den Tiſch herum und der Geiſt wollte nicht über ſie kommen. Sie fühlten ſich daher

angenehm erleichtert, als Hansli Gyr gemeſſenen Schrittes in die Stube trat, ſich umſah und grüßend auf den Vater Enoch zuging, der ihn mit ſeltſam glitzernden Augen anſtarrte und zu durchbohren ſuchte. Sofort thaten die andern Propheten das Gleiche, indem ſie die Aepfel ruhen ließen und mit den müßigen Aeuglein, je nach den verſchiedenen Leibeskräften, blinzelnd oder funkelnd den unbefangenen Soldaten von allen Seiten beſtrichen. Sie hielten ſich ſämmtlich für ſogenannte Durchſchauer und fröhnten der ſchlechten Gewohnheit ſolchen Anblinzelns, welches immer entweder einen Schelmen oder einen eingebildeten Narren verräth, ehrlichen und anſtändigen Menſchen aber unverſtändlich und widerwärtig iſt und ihnen das Gefühl erweckt, als wenn ſie von Ungeziefer bekrochen würden.

Wie ſie nun ſo thaten, als ob der Eingetretene von Glas wäre und ſie ihn durch und durch ſchauen könnten, hielt Hansli auf ſeiner kurzen Wanderung durch die geräumige Stube unverſehens ſtill und ſah die Männer, einen nach dem andern, mit Erſtaunen an. Er beſann ſich, daß dieſes wahrſcheinlich von den neuen Heiligen ſeien, die ihm das Liebchen verdorben; wenn er daher mit der neugierigen Betrachtung des letzten fertig war, ſo begann er wieder bei dem erſten, mit arglos ruhigen Augen, und ließ

ſich alle Zeit dazu. Sie fingen daher mit ihren Augendeckeln immer unruhiger an zu zwinkern und wollten doch im Durchſchauungswerk nicht dahinten bleiben, ſo daß ihnen das Ding unbequem wurde und der Schnurrenberger das Wort nahm und ſagte:

„Was kommt uns da für ein Schwertträger und Kriegsheld? Wen will er befehden?“

„Nur ich bin's!“ antwortete Hansli, „guten Abend Vater Enoch und Alle miteinander!“

Zugleich ſchaute er ſich nach der Urſula um, welche ihm ſchon vor dem Hauſe abhanden gekommen und verſchwunden war. Man wußte hier recht gut, daß ſie gegangen war, den heimkehrenden Soldaten zu empfangen; man kannte auch ihre Neigung und ſetzte ihren Plänen keine Hinderniſſe entgegen; dennoch ſtellte ſich der ſchnurrige Mann, als ob er von Nichts wüßte, fragte nicht, wo Hansli das Mädchen gelaſſen habe, und wies ihm eine Schabelle zum Sitzen an, indem er fortfuhr:

„Ei ſeht da! Das iſt ja unſer Freund und Nachbarsmann und faſt nicht mehr zu erkennen, wahrlich noch gewachſen, ſo ein großer Haus iſt er.“

Kaum hatte Hansli aber Platz genommen, ſo begann jener mit volksmäßiger Ungeduld und Streitluſt zu ſchelten:

„Was ſoll der Degen und das Kriegskleid noch?

Weiß man noch nicht, daß das tausendjährige Reich kommt und unsere Wehrleute die Engel im Himmel sind mit glastigen Schwertern und Demantschilden? Aber freilich, ihr kommt vom Pabst und geht zum Pabst oder Päbstlein in Zürich, was solltet ihr da vom tausendjährigen Reich und vom Geiste wissen, ihr Eisenfresser und Großhanse? Ihr haltet euch wol für groß und wichtig mit euren Trommeln und Fahnen? Ach was für ein hinfälliges, wässerig feuchtes Wesen ist doch der Mensch! Wenn man ihn nur ein wenig anstieht, so läuft er gleich aus, und nimmst du den stärksten Kriegsgesellen, der wie aus Marbel gehauen scheint in seinen Gliedmaßen, und lässest ein Felsstück auf ihn fallen nur so groß wie ein Kameel, so ist's wie wenn man eine elende Spinne glatt getreten hätte, ein schmutzig feuchter Fleck auf der Erde ist Alles, was übrig bleibt."

Auf diese unfreundlich gemeinte Demüthigung erwiderte Hansli mit gutmüthigem Lachen: „Und was bleibt denn übrig, wenn das Kameelstück auf einen Heiligen und Propheten fällt?"

Das gefiel aber dem Enoch keineswegs; denn statt darauf zu antworten, rief er: „An ihren Früchten werdet ihr sie erkennen! Willst du Ei auch schon klüger sein, als die Henne? Und hast doch noch keinen von den gelehrten Herrenpfaffen gesehen und ihren Hauptmann,

den verkehrten Zwingli, noch nicht einmal predigen gehört?“

„Freilich hab' ich ihn ſchon geſehen und gehört,“ ſagte Hansli, „aber es iſt lang her und ich hatte noch nicht viel Verſtand. Das iſt vor acht Jahren geweſen, als ich, ein ſechszehnjähriger Bub, mit nach der Lampartei gelaufen bin, zur Zeit des Unglücks von Marignan, da wir die Schlacht verloren. Da hat der Zwingli uns im Felde gepredigt, ein lieblicher und muthiger Mann, der hatte Augen wie ein Hirſch ſo ſchön, ich weiß deutlich noch, daß ich ehrfürchtig hinſah! Freilich will ich den nun predigen hören! Denn man ſagt, er baue und ſtütze ſich ganz allein auf das göttliche Wort, wie es in der Schrift ſtehe!“

„Schrift, Schrift! Was weißt du von der Schrift, und was weiß jener Tropf und Afterlehrer davon?“ Dieſe letzten Worte ſtieß plötzlich einer der prophetiſchen Beiſitzer mit kreiſchender Stimme hervor, ein länglicher dünner Mann, welcher der kalte Wirtz von Goßau hieß, weil er immer feuchte kalte Hände hatte. Er war mit einem engen grauen Rock wie mit einem Sacke bekleidet, völlig bartlos und nur die falben Augbrauen ſtiegen wie ein Paar Spitzbogen in die ſchmale Stirne hinauf.

„Was iſt die Schrift?“ ſchrie er, „eine leere Haut, ein Balg, wenn ich nicht den heiligen Geiſt hinein

blaſe! eine todte Katze, wenn ich ſie nicht mit dem Odem Gottes auf die Beine jage! Sie iſt eine tonloſe Pfeife, eine ſtumme Geige, wenn ich nicht darauf ſpiele! Ich bin die Offenbarung und das Wort, und die Schrift iſt nur der Schall und der Hauch davon, der die Luft bewegt! Ich zünde ſie an wie eine Laterne, damit zu leuchten, und löſche ſie aus, ſobald es mir gefällt! Ich ziehe ſie mir über den Kopf, wie eine Nebelkappe, und mache brr! brr! und ſchüttle den Kopf, und alsbald bin ich in's Geheimniß gehüllt und ein ſchreckliches Dunkel geht von mir aus, daß euch die Haut ſchaudert! Ich blaſe durch die Naſe und der Nebel verſchwindet, das Buch liegt auf dem Tiſche Gottes und ſeine Buchſtaben glänzen wie tauſend Sterne und ihr glaubt der Gründung des Himmelreichs beizuwohnen! Ich nehm's und werf' es in die Ecke dort, und es iſt ein gedrucktes Buch, ein Häuflein ſchlechtes Papier, wie tauſend andere Bücher!"

Alle ſahen unwillkürlich nach dem Ofenwinkel, als ob er wirklich eine Bibel dorthin geſchleudert hätte; die Wirthin ſtieß einen Schrei des Schreckens und der Bewunderung aus über ſolche Kraft und Herrlichkeit. Auch Hansli Gyr ſchaute hin, erſtaunt und erſchreckt von dem Unerhörten; aber der kalte Wirtz fuhr fort:

„An dieſem Gewimmel todter Buchſtaben mag jener eitle Grammatikus und Magiſter ſeine Künſte treiben, er kann eben ſo nutzreich den Sand der Wüſte umwerfeln, es wird kein lebendiger Quell entfließen! Ich aber nehme ſie wieder hervor und ſie iſt ein Moſesſtab, ein Pflug, ein Schild und ein Schwert, ein Krug und ein Glas, ein Faß und ein Wein, ein grüner Wald und der Hund, mit dem ich darin jage, das tiefe Meer und das Schiff, darin ich fahre! Ich leſe die Schrift und ich ſchreibe ſie, ich denke ſie, ich ſpreche ſie, ich thu' ſie auf, ich thu' ſie zu, ich ſitze drauf, ich binde ſie dem Teufel an den Schwanz und laß' ihn laufen wie die Katz mit der Schelle!

„Denn Ich bin der, der das Wort hat! ſpricht der Herr, und der es geſchrieben hat und der es allein leſen und verſtehen kann in ſeiner Wohnung, der Creatur!"

Dieſe Rede ertönte von einer neuen, noch heftigeren und lauteren Stimme, obgleich die Worte etwas langſamer und ausgeprägter geſprochen wurden. Der Kriegsmann, der ſich nach dem neuen Redner umſchaute, ſah eine gedrungene Geſtalt mit rollenden Augen und trotzig vorgeſtreckter breiter Unterlippe im ſchwärzlichen Geſicht. Das war der Schneck von Agaſul, wie er im Volke genannt wurde, ein viel herumgefahrener Schuſter und Schulmeiſter von ab-

wechſelnder Profeſſion. Von ſeiner Unterlippe hatte ein ihm feindlicher Prieſter geſagt, ſie ſehe aus, wie des Teufels Ruhebänklein, von welchem der gefallene Engel die haarigen Beine herunter baumeln und ſich ſchaukeln laſſe, wenn der Schneck rede. Sonſt hatte er nichts Eigenthümliches an ſich, als daß er ein Freund des Schmuckes ſchien; denn er trug mehrere vergoldete Ringe mit rothen und grünen Glasſteinen an den Fingern. Man ſagte ihm nach, daß er in früheren Jahren die Schuhe aufgeſchnitten und auch an den Zehen ſolche falſche Ringe getragen habe.

„Ich bin Der, der das Wort hat!“ rief er, indem er den Hansli Gyr, der ihn neugierig betrachtete, wieder mit den Augen durchbohrte und immer gereizter wurde, bis er ſich plötzlich beſann und einen Geſang anhub, in welchen Männer und Frauen einfielen; denn auch Urſula's Stimme ließ ſich unerwartet hören:

Gott iſt in Juda wohl bekannt,
In Israel ſein Name ſchallt,
Zu Salem iſt ſein Unterſtand,
Von ihm die Burg auf Zion hallt!
Daſelbſt zerbricht er Pfeil und Speer
Und Schild und Schwert und allen Streit;
Die Stolzen ſchlägt und bändigt er
Und lähmt die Krieger weit und breit!

Er macht ſich auf zu ſelber Friſt,
Zu richten über alle Noth,

Und wer auf Erden elend iſt,
Dem hilft der Herr, Gott Zebaoth!
Lobt Gott und opfert ihm, dem Herrn:
Denn ſeine Hand iſt rauh und ſchwer!
Er löſchet aus der Fürſten Stern
Und jagt die Könige vor ſich her!

Der Geſang verſcholl aber eher wehmüthig als drohend, mehr wie eine Klage, als wie ein Siegeslied; der Schneck von Agaſul aber fuhr von Neuem empor und rief:

„Nun glaubt ihr wol, Gott ſitze wirklich auf einem feurigen Streitwagen oder auf der Zionsburg über den Wolken, angethan mit einem langen Bart, mit Krone und Schwert, und verjage euch den Papſt und die Fürſten, die Junker und die kleinen Bürgerkönige von Zürich, und ihr könnt nur da ſtehen mit offenem Mund, daß die gebratenen Vögel hineinfliegen! Und er trage ein Tintenfäßlein im Gürtel und ſchreibe alle euere Namen in ein Buch, jeden mit ſeinem Guthaben und ſeinen Wünſchen, mit ſeinem Längenmaß und dem Gewicht ſeines Bauches, daß er zugeben und wegnehmen könne, wie es das Wohlſein erfordert, und habe davon alle Finger voll Tintenflecke, der gute Mann?

„Ha, weit gefehlt, ihr blinden Heiden, die ihr Bilder anbetet und den Herrn nicht ſpüret, der euch im Genicke ſitzt! Hier iſt er, dort iſt er, allenthalben

iſt er! Er iſt im Staube dieſes Fußbodens und im Salze des Meerwaſſers! Er ſchmilzt mit dem Schnee vom Dache, wir hören ihn tropfen, und glänzet als Koth auf der Gaſſe! Er ſchwänzelt mit dem Fiſch in der Tiefe des Waſſers und ſpäht im Auge des Habichts, der in den Lüften fliegt. Wie würde uns der Wein ſo gut dünken, wenn er nicht darin wäre, das Brot ſättigen, wenn er nicht darin wohnte? Aber er iſt auch in uns ſelber, und ſo wie wir uns ſelbſt nur ſehen können, wenn wir einen Spiegel haben, ſo können wir ihn, der in uns wohnt, nur erblicken im Angeſichte des Nächſten und Bruders; darum müſſen wir uns fleißig in einander beſpiegeln und uns Brüder ſein, daß wir ihn entdecken und offenbaren, der von Urbeginn in uns iſt! Denn wie könnten wir ſo heilig, ſo ſündlos, ſo geiſtreich und ſo witzig ſein, wenn wir nicht ſelber göttlicher Natur wären, und wie könnte Er beſtehen, wenn wir ihm nicht Wohnung gäben?

„Darum, ſo hängt er von uns ab, wie wir von ihm, und wir müſſen ihn mürbe machen, wenn er nicht gut thut, und ihn gänzlich überſchmieren mit kecklichen Gedanken und Worten, bis er kleinlaut wird und mit Wundern und Zeichen ausrückt und uns zu Willen iſt!“

Er nahm vom Tiſch einen Apfel, hielt denſelben

vor ſich hin und ſprach mit ihm, als ob er belebt wäre:

„Holla, du putziges Herrgöttlein! haſt dich hieher geflüchtet, ſitzeſt in dieſem Apfel und glaubſt, ich finde dich nicht? Ich will dich wohl auftreiben, wie du einſt den Adam aus dem Buſch getrieben haſt, als er vom Apfel gegeſſen! Beim heiligen Blut des Menſchenſohnes, komm eilends hervor! Sehet, ihr Brüder und Schweſtern, wie der Apfel anfängt innerlich zu leuchten, wie er mir auf der Hand ſchwillt und zur Welt wird? Seht ihr, wie der Stiel wächſt und zum hohen Kreuz wird, das auf Golgatha ſteht? Seht ihr die Menſchlein, die auf der Höhe wimmeln, und die Gräber, die ſich aufthun, und die Todten, die auferſtehen? Heilig, heilig, heilig iſt Er! Rufet und preiſet Ihn, Er hat uns erlöſet!“

„Heilig, heilig!“ ſtießen Alle mit einſtimmigem Ausrufe hervor, mit Ausnahme des Soldaten, der den Propheten unverwandt anſtaunte, bis dieſer plötzlich ihm die Baumfrucht gegen den Kopf ſchleuderte und mit verändertem Tone rief: „da haſt du den Apfel, friß ihn!“

Hansli hatte den Apfel aber ſchon mit der Hand aufgefangen, betrachtete ihn eine kleine Weile und legte ihn dann ruhig auf den Tiſch.

„Das thuſt du mir nicht ein zweites Mal, du

Gaukelmann!“ sagte er zu dem Schneck, indem er ihn gelassen ansah; der Winkelprophet aber rutschte hinter dem Tische, wo er sich halb und halb sicher fühlte, unruhig hin und her, juckte auch ein paar Mal in die Höhe, ohne daß er wußte, was er eigentlich mit dem Kriegsmann wolle. Es war eben die böse Willkür, die seit tausend Jahren oben auf den Altären gesessen und nun in diese armen Leute gefahren war, sich da in ärmlicher Weise kund gab und gleich verlegen wurde, wenn sich Widerstand zeigte.

Neben dem Unruhigen saß aber ein stiller Heiliger, der ihn jetzt beschwichtigte, Jakob Rosenstil, der Breitmatter genannt, ein beleibter Mann mit einem langen Bart, welcher bis jetzt mit über den Bauch gelegten Händen bequemlich und schweigend dagesessen hatte. Er huldigte einer geistlichen Gelassenheit, einem Stillstande, einer Unbeweglichkeit der Seele, die alle Betrübniß in sich aufzehrte und sich, ohne sich zu rühren, von den göttlichen Sachen und allen guten Dingen anfüllen ließ. Er war Jahre lang gemächlich im Reiche herumgewandert, auch schon einmal in einem Kloster gewesen und dann wieder aus demselben hervorgekommen; jetzt zog er langsam von Hütte zu Hütte, weil die Nothdurft ihn immer wieder auf die Beine brachte und ihn zwang, einen Anschluß an

beweglichere Gottschauer zu suchen, in deren Gefolge es etwas zu beißen gab.

„Sei doch nicht so ungeduldig und eher sanftmüthig!“ sagte er zu dem Schnecken von Aquisul und legte ihm die Hand auf die Schulter; „siehe, der Mann ist ja ganz ruhig, trotz seines Schwertes. Laß ihm doch die nöthige Zeit, daß er das wahre Wort Gottes in sich aufnehme und verarbeite, und du wirst sehen, was für ein schöner Erweckter und Heiliger das einst sein wird!“

„Ich will keine Kerbel mehr schnitzen!“ antwortete Schneck unwirsch, aber ausweichend, und schob zurück, was vor ihm auf dem Tische lag.

„Frau, räume den Tisch ab!“ rief der Hauswirth; „wir wollen uns noch ein kleines Weltfreudelein machen und einen Kopf Wein ausmachen! Hast du dein neues Kartenbüchlein bei dir, Wirt?“

Der Tisch wurde abgeräumt, der kahle Wirt zog ein Kartenspiel aus seinem grauen Sackrocke hervor und legte es auf den Tisch; der alte Enoch holte einen großen Krug Weines herbei, den er seinen Gästen für gutes Geld ausschenkte, obgleich er keine Ehafte hiefür besaß, und nun spielten sie ohne weiteres Geräusch den größten Theil der Nacht hindurch eifrig mit den Karten, deren Bilder von gräulichem Gethier: Affen, Katzen und Dämonen, theils unanständiger

Art, zusammengesetzt waren, ohne übrigens von den Spielern genauer betrachtet zu werden.

Erst gegen Morgen machten sie mit dem eintönigen Geschäft ein Ende und zerstreuten sich nach ihren verschiedenen Wohnstätten oder Schlupfwinkeln. Hanseli Gut, der es ablehnte, mit den unfreundlichen Gesellen zu spielen, und dem es auch nicht gelungen war, noch ein Wort mit den unsichtbar gewordenen Frauensleuten zu reden, hatte schon früher seine einsame Behausung aufgesucht und sich kopfschüttelnd und mit übelm Muthe endlich zur Ruhe gelegt.

II.

Dennoch schlief er gut und tief in den Morgen hinein, da seiner Müdigkeit das sorglich aufgefrischte Lager, das vormalige breite Ehebett seiner verstorbenen Eltern, gastfreundlich entgegenkam. Er mußte auch gleich beim Erwachen der weiblichen Hand gedenken, die dieses Lager so wohl zubereitet; und als er vollends den ihm zugedachten Morgenimbiß erblickte, schwankte er in seinem Sinne, ob er nicht thöricht gehandelt habe, das zärtliche Glück von sich zu stoßen, das ihm so nahe gewesen. So gut er es verstand, braute er nun selbst den heißen Würztrank, und überlegte, bei demselben sitzend, wie die Sache zu

wenden ſei, daß er auf rechte Weiſe zu dem Seinen komme.

Da öffnete ſich die Thüre und der alte Schnurrenberger trat herein, in Fauſthandſchuhen und die Axt unter dem Arme wie Einer, der in's Holz gehen und im Vorbeiweg zuſprechen will. Mit ſeinen ſtets oscillirenden Augen beſah er ſchnell das Frühſtück, zu welchem Hansli ihn einlud, und er ſäumte auch nicht, daran Theil zu nehmen.

„Ich werde dieſen Wein und dieſes Brot und das Gewürz," begann er mit bedächtigen Worten, „auf unſere Abrechnung und zwar zu meinen Gunſten ſchreiben müſſen, da du das Kind verſchmäht und von dir geſtoßen haſt; denn billig trägſt du jetzt dieſe Koſten allein!"

„Wer ſagt denn von verſtoßen und verſchmähen? ich will ſie mehr als je!" antwortete Hans; „aber ich wundere mich, daß ihr, Vater und Mutter, euer Kind auf die bewußte Art aus der Hand geben wollet; und ich wundere mich, daß ihr mit ſolchen Schalksnarren verkehrt, die euch ſolches in den Kopf ſetzen, wie ich geſtern geſehen!"

„Dieſe armen Schalksnarren werden deine und deiner Herren Meiſter ſein; denn wir, das Volk, werden ſie groß machen, damit wir ſelber groß und herrlich werden nach dem Rathſchluß Gottes, der auf

dem Wege zu uns ist! Was das Kind, die Ursula, betrifft, so wollen wir uns dem alten Heidenregiment nicht mehr unterwerfen, sondern sie aus göttlicher Freiheit weggeben, und nur wer sie in solcher Freiheit aufnimmt, kann sie haben. Du aber bist als ein halsstarriger und hochmüthiger Spießgesell des Alten heimgekommen, das sehen wir freilich, und bauen nicht mehr viel auf dich!"

Hansli Gut sah bekümmert vor sich hin; er gehörte zu jenen einfach gearteten Menschen, welche von aus brechenden Seelenkrankheiten unberührt bleiben, ohne sich irgend dafür anstrengen zu müssen, wie es Leute gibt, die gegen leibliche Seuchen verwahrt scheinen und ohne Gefahrde hindurch gehen. Er fühlte daher wohl, daß er dem verworrenen Wesen, das ihm widerstand, nie näher kommen werde. Während er aber gegen die Ursula keinerlei Bitterkeit, sondern nur zärtliches Mitleid empfand, erfüllte ihn das Vernehmen ihres Vaters mit Unsicherheit und Abneigung. Er hatte denselben jederzeit als einen schlauen und beredten Mann gekannt und für klüger gehalten, als er in der That war, insofern er in seiner Unschuld nicht zu beurtheilen wußte, wie gerade solche Schlauköpfe, von üblen Trieben geleitet, am ehesten der Verkehrtheit verfallen, die sie zu beherrschen wähnen. Um so räthselhafter erschien ihm jetzt dieses

fremdartige Unheil, das ſich ſo unheimlich an der Stätte ſeiner Wiege und ſeiner verhofften Zukunft eingeniſtet hatte.

Nach einem kleinen Nachdenken faßte er ſich jedoch zuſammen und ſagte:

„Ich will nach Zürich gehen, wo ich ohnehin mich noch zu ſtellen und zu thun habe. Dort werde ich mich umſchauen und am beſten ſehen und hören, was im Lande geht und was die Obern eigentlich wollen und lehren laſſen. Darum wäre es mir lieb, wenn du meine Sache ſo lang noch beſorgen wollteſt; ſobald ich wieder komme, will ich dir Alles abnehmen und dich nicht am Schaden laſſen!“

Dieſe Mittheilung gefiel aber dem Enoch Schnurrenberger keineswegs und daß der junge Mann in der Stadt der alten Herrſcher ſich Raths erholen wolle, ſtatt ihm zu glauben.

„Du wirſt nicht wieder kommen!“ ſagte er ſchnell beſonnen; „und aus alter Freundſchaft und um dir Gutes zu thun, will ich es dir leicht machen, deinem vermeintlichen Glücke nachzugehen, ſo lange der Geiſt Gottes nicht über dich kommt. Höre alſo: Alles, was man jetzt Eigenthum nennt, wird aufhören, ſobald das Reich der tauſend Jahre kommt, was über Nacht geſchehen kann! Zuerſt werden Zehnten und Grundzins, Gefälle und Frohndienſt

und alle ungerechten Beschwernisse abgeschafft; bald darauf wird aber auch alles Land eingezogen und der letzte Marchstein ausgegraben, und wer nicht mithalten will, kann den Mund wischen und gehen. Damit du jetzt schon gehen kannst, ohne um das Deine zu kommen, will ich dir dein Gütlein aus Erbarmen um einen billigen Kaufschilling abnehmen und es als das Meinige bewerben, so lange der alte Zustand noch dauert. Da ich an dem neuen Reiche Theil haben werde, so leide ich alsdann ja keine Noth und müßte so wie anders alles was ich besitze, an dasselbige abgeben. Du aber kannst auf diese Weise einstweilen ziehen, wo dich gelüstet, und hast einen guten Reisepfennig!"

Enoch nannte, nach einem scheinbaren kleinen Besinnen, einen noch kleineren Kaufpreis, um welchen er sogleich mit Hansli abmachen wolle.

„So viel besitze ich schon an erspartem Sold und etwas Beutegeld," erwiderte Hans, indem er ein mit Gold gefülltes Ledersäcklein hervorzog und dem Alten zeigte, dessen neugierige Augen mehr von irdischen Dingen als vom Reich Gottes zu funkeln schienen.

„Ueberdies," fuhr Hansli fort, „nicht mir das Gütlein vor der Hand noch fest genug. Es könnte ja aber auch so kommen, daß Zehnten und Grundzinse allerdings abgeschafft würden, nicht aber das

Grundeigenthum, und alsdann wäre dieser Hof um so viel mehr werth, ich also darum betrogen, woran du freilich gewiß nicht gedacht hast. Wir wollen es daher beim Alten lassen und ich danke dir für deine gute Hülfsmeinung!"

„Wie du willst," sagte Enoch, dessen Gedanken Hansli ziemlich errathen hatte, da er auch nicht auf den Kopf gefallen war; „aber sorge nun dafür, daß das Gewerblein bestellt wird; denn ich mag mich nicht länger damit plagen!"

Hiemit nahm er seine Axt zur Hand und verließ ohne weitere Reden das Haus, in welchem Hansli Gyr einsam zurückblieb. Enochs Betragen drückte ihm nicht wenig auf das Herz, da er daran erkannte, daß man ihn aufgab und aus der Nähe zu bringen suchte. Nachdem er eine Weile in der stillen Stube gesessen, welche gestern so warm und wirthlich gewesen und jetzt so kalt und unfreundlich war, sprang er plötzlich empor, um sich auf den Weg zu machen. Statt die alten Bauernkleider hervorzusuchen, blieb er in seinem Kriegsgewande und stellte dasselbe, wie die Waffen, sorgfältig wieder in sauberer Ordnung her. Auch die lederfarbigen Handschuhe mit den hohen Stulpen zog er wieder an, wie wenn er sich dadurch stolz von der verkehrten Heimat abschließen und unterscheiden wollte. Als er vollends die Zeugen-

läden zugeſchloſſen hatte und von der Thürſchwelle in das dunkle Haus zurückſah, wurde es ihm beinah zu Muth, als ob der alte Invalide zu Rapperswyl Recht gehabt und er lieber wieder hinaus möchte, wäre es auch nur, um ein Grab im grünen Felde zu finden.

Er nahm jedoch den Schlüſſel zu ſich und ging in der Richtung nach Enochs Hof hinweg, in der Abſicht, denſelben dort abzugeben, gewiſſermaßen als Unterpfand, daß er wiederkommen werde und ſeinerſeits die Hoffnung nicht fahren laſſe. Als er zu der Behauſung kam, ſaß die Mutter der Urſula, winterlich eingemummt, in der offenſtehenden Scheuer und ſchnitt irgend ein Viehfutter zurecht, wonach hier die tägliche Arbeit doch einſtweilen in alter Weiſe fortgeführt wurde.

„Muß man im tauſendjährigen Reich auch noch Kraut und Rüben ſchneiden?“ ſagte er mit verſöhnlichem Scherz; „guten Tag gebe Euch Gott! ſo fleißig mit den krummen Fingern?“

„Dank dir Gott, Hansli, und gebe dir auch einen guten Tag!“ antwortete die Frau; „man wird immer etwas thun müſſen, es wäre ja ſonſt zu langweilig! Wo willſt du hin mit deiner Rüſtung? Ich wäre jetzt bald zu dir hinüber gekommen, um dir etwas zu Mittag zu kochen, da man dich doch

nicht ſo ſitzen laſſen kann! doch du ſcheinſt ja wieder ausfliegen zu wollen?“

„Ich muß nach Zürich hinunter, wo die Mannſchaft abgedank't wird; hier iſt mein Schlüſſel, wenn Ihr ihn noch ſo lang verwahren wollt! Und ſagt, wie iſt es mit der Urſula? Iſt es auch Euere Meinung, daß ſie ohne Pfarrer und Obrigkeit eine Frau werden ſoll?“

„Ja, das iſt auch meine Meinung, weil es der Wille Gottes und meines Mannes iſt. Er verſteht das Ding freilich beſſer als ich und hat immer ſeinen Willen durchgeſetzt. Er gedenkt ſelbſt ein Oberhaupt zu werden in der neuen Zeit und ſagt, einmal müſſe man anfangen und gerad mit dem, was uns am nächſten liegt. Klug genug iſt er, Alles durchſchaut er und hat große Gaben. Du thäteſt daher am beſten, du würdeſt dich ihm unterwerfen; denn du kannſt nicht aufkommen gegen ihn. Die Urſel hat letzte Nacht kein Auge zugethan; ſie ſitzt jetzt in der Stube und ſpinnt; willſt du nicht hineingehen?“

Er that es; Urſula wurde ganz mit Roth übergoſſen, als er eintrat; ſie ſenkte den Blick auf die Spindel, ohne zu beachten, daß der Faden in Unordnung gerieth. Seinen Gruß erwiderte ſie nicht und ſelbſt als er ihre Hand ergriff, ſah ſie nicht auf, ſondern wendete ſich ab.

„Ich bin gestern gar nicht dazu gekommen, dir das Ringlein zu geben, das ich mitgebracht habe," sagte er und legte ihr einen feingearbeiteten Goldreif, den er in Italien gekauft, an einen Finger der Hand, die er ergriffen; „willst du dich mir auf's neue anvertrauen und versprechen, daß du warten, bis ich wiederkomme?"

„Nur wenn du deiner verlorenen Welt absagst und dich zu uns hältst, will ich den Ring tragen," sagte endlich Ursula mit stets abgewandten Augen, „im Uebrigen will ich warten, bis du dich an die großen Dinge mehr gewöhnt hast!"

„Ich sage Keinem ab und Keinem zu!" rief Hansli, „du aber mußt jedenfalls von den Propheten lassen, die ich gestern gesehen; denn die gefallen mir nicht!"

Da streifte Ursula den Ring vom Finger und ließ ihn auf den Boden rollen, indem sie aufstand und ohne den Hansli Gyr anzusehen aus der Stube ging, in die Kammer, wo sie sich den heiß hervorbrechenden Thränen überließ. Sie beugte sich unter dem Banne des Wahnes und des stechenden Blickes ihres Vaters, den sie zu gleicher Zeit fürchtete, wie ein Schwert, und verehrte, wie einen untrüglichen Heiligen; denn wo sollten solche Geister Anhang und Glauben finden, wenn nicht zuerst bei den Ihrigen,

denen ſie die Sache unaufhörlich vorſagen und jede wünſchbare Beſchreibung von ſich machen?

Hans ſtand noch einige Minuten in der Stube; dann ging er, ohne den Ring aufzuheben oder ſich weiter umzuſchauen, hinaus und begab ſich mit einem ſchweren Seufzer auf den Weg. Wieder begegnete er, als er durch die nächſten Dörfer kam, manchen ſeltſamen Leuten und Blicken und ſah, wie ſie zuſammenſtanden und raunten. Bald aber, je weiter er kam, war es, wie wenn die Luft ſich klärte; er ſah das alte vertraute Volk, welches unbefangen und verſtändig ſeinen Geſchäften oblag und mit heiterer Ruhe ſeine Wege ging. Und doch war auch hier und überall nicht mehr die alte Weiſe; eine rege und kräftige Gedankenarbeit ſchien die geklärten Lüfte zu durchwehen und die Menſchen zu beſeelen, und ohne daß er ſich ſagen konnte, woran es lag, wurde es dem rüſtig Ausſchreitenden wohler und heller zu Muthe.

Freilich traf er die Kriegsſchaar, die noch zu Zürich lagerte, in Widerſpruch und Aufregung begriffen. Durch das ſtrenge Verbot aller weiteren fremden Kriegsdienſte und der Penſionen fühlten ſich die alten Reisläufer und ihre Rädelsführer hart betroffen und am neuen Auslaufen verhindert, und von den geheimen oder offenen Gegnern der Reformation aufgehetzt, ließen ſie ihrem unwirſchen Muthe

und der Zunge den Zügel schießen, während von der andern Seite die prophetischen Schwärmer sich unter die Soldaten mischten und sie für sich zu gewinnen suchten.

Nachdem Hansli Gyr sich vorläufig umgethan und sich bei den Vorgesetzten gemeldet hatte, suchte er, da es Abend geworden, das Trinkhaus zum Elsaßer auf, wo die Stadt durch ihren eigenen Wirth elsäßischen Wein ausschenken ließ und jetzt die Unterofficiere und alten Streithähne des zurückgekehrten Heerhaufens bei einander saßen oder standen; denn schon unter der Hausthüre, über welcher das Stadtwappen gemalt war, und auf dem Flur waren die reisigen Gesellen in Gruppen versammelt und gingen ab und zu in aufrechter, schlanker Haltung, wie Leute, die seit Jahren den Rücken nicht gebeugt und den Karst nicht mehr geführt haben oder die Axt. Hansli drängte sich durch und eroberte noch einen äußersten Platz in der dichtgefüllten Stube, die vom lauten und aufgeregten Gespräche wiederhallte, soweit die niedere Decke das zuließ. Scharfe Sprüche und Reden schwirrten durcheinander; die in den höchsten Lagen ertönenden Stimmen gehörten gerade den längsten und stärksten Männern an, erklangen aber nur um so schneidender und drohender. Sie stritten auf allen Seiten darüber, ob dem Kriegsverbote zu

gehorchen oder offen zu trotzen ſei, oder ob man einfach das Land verlaſſen und, das Uebrige der Zukunft anheimſtellend, ziehen wolle, wo es beliebe.

Als Hansli ſich genauer umſah, bemerkte er den kalten Wirtz von Goßau, der mitten unter den Kriegern zu hinterſt an der Wand ſaß, dicht neben einem andern ſeltſamen Nichtkrieger, einem verkappten Mönch und Papiſt, den Niemand kannte, der aber bis jetzt allerlei aufreizende Worte zum Widerſtand und zum Feſthalten an der alten Kriegsfreiheit in Umlauf geſetzt hatte. Plötzlich zog Wirtz ſeine Augbrauen bis unter den Hut hinauf und fing an zu rufen, die Männer ſollten dieſem römiſchen Teufelsgeſellen nicht glauben, aber auch nicht den Herren und Räthen, ſondern ſie ſollen ihre Spieße auf einen Haufen werfen mitten in der Stadt und dieſelben feierlich verbrennen; denn das neue Jeruſalem ſei im Anzuge, das ſeine eigenen Stadtſoldaten mitbringe, Legionen von Engeln mit feurigen Schwertern, gegen die kein irdiſches Eiſen mehr aufkommen könne. Dieſes werde nur noch dazu beſtimmt ſein, die willige Erde mit leichter Mühe zu graben und der mildeſten Witterung zu öffnen. Jeder bekomme überdies eine neue junge Frau und könne ſich der alten, wenn er eine ſolche habe, bei dieſer Gelegenheit entledigen, da mit jeglichem Uebel aufgeräumt würde.

Ein schallendes Gelächter unterbrach Wirtzens Rede, die sich anfänglich einiger Aufmerksamkeit erfreut hatte; nur drei oder vier ältere Hähne, welche die Heimkehr ersorgen mochten, schienen der Sache reiflicher nachzudenken, bis auch sie das Unwahrscheinliche einsahen und den Propheten weiter keines Blickes würdigten. Hansli Gyr aber voll Unwillen, daß der Fratzenmann, den er erst gestern gesehen, ihm heute schon wieder vor Augen kam und ihn an die unglückliche Wendung erinnerte, die das Wiedersehn mit Urfula genommen, rief jetzt mit lauter Stimme, man sei nicht dazu da, sich mit allerhand Eselsschwänzen abzugeben, wie sie im Lande jetzt vom Himmel zu fallen scheinen; man habe Ernsteres zu schaffen und müsse zusammenhalten.

Als er nun begrüßt und gefragt wurde, was er denn von den Sachen halte, sagte er: „Liebe Brüder, ich bin erst seit einigen Stunden hier und habe dennoch erkundet, daß die Räthe und Bürger, die Zweihundert und das Volk auf der Landschaft in großer Mehrheit einig gehen und die Gewalt bei ihnen ist nach wie vor! Darum halte ich dafür, daß es uns nicht anstehe oder nützlich sei, Streit zu erregen und von der Ordnung zu weichen."

„Das ist eine gute Rede von einem jungen Kriegsmann!" sagte Jemand neben ihm mit wohlklingender

Stimme und eine Hand legte ſich warm und feſt auf ſeine Schulter. Als er ſich verwundert umſchaute, ſah er den Meiſter Ulrich Zwingli, der von einem angeſehenen Zunftvorſteher und einem jungen Humaniſten begleitet, aus den Staatsgeſchäften kommend, hier vorſprechen wollte, um ſelber wahrzunehmen, wie es um die Kriegsleute ſtehe.

„Iſt unter den Waffen," fuhr Zwingli fort, „eine ſo biedere Meinung und noch ein Plätzchen für uns übrig, ſo möchte ich gern auch ein Glas von dem eliäßiſchen Wein trinken, der einem Geiſtlichen, der die Soldaten lieb hat, nicht minder wohl thun muß, als dieſen ſelbſt!"

Zum Theil willig und freundlich, zum Theil nur langſam und murrend rückten die Männer zuſammen; aber dieſe Bewegung wurde mit jedem Augenblicke kräftiger, je länger das ſinnige Auge des Reformators auf der Verſammlung ruhte, weshalb bald hinlänglicher Raum für die Neuangekommenen vorhanden war, freilich auf Koſten des römiſchen Mönches und des kalten Wirtzen; denn weil dieſe Beiden allein ſich nicht gerührt hatten, ſo wurden ſie von zwei Seiten her zuſammengedrückt und aneinander gepreßt, ſo daß ſie ſich nicht mehr bewegen konnten zwiſchen den ſtarken und breiten Geſellen und dabei alle Mühe blos darauf verwenden mußten, ihre feindlichen Geſichter von einander abzukehren.

Um so ungestörter konnte Zwingli, der die beiden Eingeklemmten mit heiterer Laune gar wohl bemerkte und erkannte, sich mit den Soldaten unterhalten; bald hörten sie auch mit sichtlichem Wohlgefallen auf seine Reden, deren toggenburgischer heller Dialekt anmuthig abstach gegen den Vokalismus der Zürcher, der bald dumpf geschlossen, bald ungefügsam breit dem Inhaber selbst zuweilen beschwerlich fällt, bis der erstarkende Redestrom alle Hindernisse besiegt und wie ein geschiebeführendes Bergwasser einherdonnert. Die bewegliche Sprache Meister Ulrichs war zudem die Blüthe des frischen und unbefangenen Wesens des Gebirgskindes, das hoch unter Felsenhäuptern und Firnen geboren, mit gelenker Kraft in's Leben hernieder gesprungen ist und überall den Glanz der Heimat im Auge zu tragen und die wehende Bergluft auf den Wangen zu fühlen scheint.

Es wurde auch dem Manne, der später die merkwürdige Instruktion für einen Feldhauptmann, wie er sein soll, geschrieben hat, nicht schwer, die Wehrmänner zu überzeugen, daß er kein Feind und Verächter redlicher Kriegsleute, sondern ihr Freund und guter Bruder sei. Sie folgten mit Aufmerksamkeit seinen Worten, als er die hohere Art eines Wehrvolkes schilderte, welches nicht sein Blut für Geld und fremde Händel verspritze, wohl aber mit seinen

Ehrenwaffen die Unabhängigkeit des Vaterlandes, das selbstgeschaffene Recht, die gute Sitte und die Freiheit des Gewissens zu schirmen verstehe.

Es wurde zuletzt so still, daß man plötzlich die Glocke läuten hörte, welche den Schluß aller Trinkstuben und Wirthschaften gebot. Sogleich erhob sich Zwingli mit seinen Begleitern und begab sich nach seinem Hause, das ihm ungewohnte Abenteuer beendigend. Allein auch die Soldaten, denen in Anbetracht ihrer langen Kriegsfahrt, sowie ihrer besondern Stimmung, Niemand den Aufbruch anzubefehlen wagte, erhoben sich zum größten Theile freiwillig, und einige von ihnen geleiteten den Magister bis zu seiner unfern beim Münster gelegenen Pfarrwohnung und schüttelten ihm dort traulich die Hand, unter ihnen auch Hans Gyr, der mit großer Zufriedenheit dicht neben ihm gesessen und ihn, soviel es die Bescheidenheit erlaubte, fleißig angeschaut hatte. Zwingli wachte noch den größten Theil der Nacht hindurch, indem er an seine gelehrten Zeit- und Kampfgenossen lateinische Briefe schrieb über die Dinge, die ihn und sie bewegten.

Die Mannschaft aber ging dann am nächsten Tage friedlich auseinander und zerstreute sich über die Landschaft, Jeder seinen Herd suchend; nur Hansli Gyr blieb mit einer kleinen Zahl zuverlässiger

Leute, die keine andere Unterkunft wußten, in der Stadt, um für alle Fälle bei der Hand zu sein und inzwischen manigfache vertraute Dienste zu leisten. Hansli wohnte auch am Schlusse des Monates der ersten großen Disputation bei, durch welche die Oberherrschaft des Staates und die Unabhängigkeit der Gemeinde festgestellt, die für wahr gehaltene biblische Urkunde zur alleinigen Grundlage des Glaubens erklärt wurde. Er ging auch fleißig in die Predigt des Reformators und nach Maßgabe seines schlichten Verständnisses war er Zeuge einer wirklichen Reformationsarbeit, die noch das Glück hatte, aus dem Ganzen zu bauen. Von dem festen Grunde der Erde erhoben sich die Pfeiler und Giebel des Werkes in die Höhe der übersinnlichen Welt, bis sie wie lauterer Krystall in den krystallenen Aether tauchten, ohne die Umrisse zu verlieren, und die Baumeister standen nicht wie willkürliche Macher hinten in einer geistigen oder körperlichen Sakristei, sondern mitten im Tempel und blickten, selber leidend, hoffend und vertrauend, siegend oder untergehend, in die Höhe, die vom Dunste des Priesterheidenthums, soweit das Zeitalter es erlaubte, gereinigt war. Aber die Religion blieb die alte und wurde nicht zu einer mythologischen Literatur, welche, über eine philosophische Formel gespannt, mit mehr oder weniger Kunstfertigkeit gespielt werden kann, wie ein anderes Instrument.

Daher waren die Reformatoren sammt ihrem Volke naiv fromm und mit sich einig bei aller Freiheit des Geistes, und es wurde auch dem einfachen Soldaten Hansli Gyr möglich, mit Bewußtsein und wachem Auge die neuen Wege zu gehen.

III.

Die Pfingstzeit des Jahres 1524 war für die in den Kirchen zu Stadt und Land versammelte Bilderwelt kein liebliches Fest gew rden; denn in Folge einer weiteren Disputation und daherigen Rathsbeschlusses wurde, unter Zustimmung des Volkes, alles Gemalte, Geschnitzte und Gemeißelte, Vergoldete oder Bunte von den Altären und Wänden, Pfeilern und Nischen genommen und zerstört, also daß der Kunstfleiß vieler Jahrhunderte, so bescheiden er auch in diesem Erdenwinkel war, vor der Logik des klanglosen Wortes erstarb; allein die eigentlichen Religionen dulden keine Surrogate; entweder gehen sie in denselben unter oder sie verzehren sie, wie das Feuer den Staub. Trotz allem Schonen und Zögern brach es los wie ein Gewitter und unter dem Rufe: fort mit den Götzen! ging es an ein Hämmern, Reißen, Abkratzen, Uebertünchen, Zerschlagen und Zerspalten, daß in kurzer Frist die ganze kleine Farben- und Formenwelt vom Tageslicht hinweggeschwunden war gleich dem Hauch auf einer Fensterscheibe.

Ein Jahr ſpäter, an einem ſchönen Herbſttage, fand das Nachſpiel ſtatt, als im Chorherrenſtift zu Zürich der Kirchenſchatz ausgehoben und zu Handen des Staates genommen wurde. Von den in Silber und Gold gebildeten Heiligthümern trennten ſich die geiſtlichen Hüter nicht ſo leicht und ſie wichen ſchließlich nur dem beſtimmten Befehl, als die Abgeordneten des Rathes in die Sakriſtei drangen. Hansli Gyr war zu Schutz und Wache beigegeben und wunderte ſich, indem er das zudringende Volk in Schranken hielt, ſelber über die verjährte Koſtbarkeit, die nun durch die verödeten Kirchenhallen in den hellen Sonnenſchein getragen und zunächſt in das gegenüber liegende Kaufhaus gebracht wurde, welches ein grauer alter Ritterthurm war.

Voran ſchwankten die ſilbernen Bilder der Schutzheiligen Zürichs, der Märtyrer Felix, Regula und Exuperantius, welche trotz aller Reformation zur Stunde noch, die Häupter in den Händen, das Zürcher Staatsſiegel bilden. Dann folgte ein ſechzig Pfund ſchweres Muttergottesbild von purem Golde, dann eine Reihe goldener und ſilberner Kreuze, ſchwere gothiſche Monſtranzen, gleich kleinen Münſterkirchen einherwandelnd, ein dichter Schwarm goldener Kelche und anderer Gefäße, von den älteſten byzantiniſchen, dann gothiſchen Formen bis zur neueſten

Geſtaltung im Stil der Renaiſſance; Rauchfäſſer und dergleichen begleiteten die Reliquienkaſten, Plenarien und andere Behältniſſe der Heiligthümer, das goldene Gebetbuch Karls des Großen und ähnliche Raritäten, alles mit Edelſteinen und Perlen manigfach überſäet; das Alles ſchimmerte auf dem kurzen Wege im letzten Sonnenblick, eh' es in den düſtern Hallen des Thurmes verſchwand.

Sogleich folgte aber ein noch farbenreicheres Schauſpiel, das mehr von einem fröhlichen Geräuſch begleitet war, als die unabſehbare Menge der Meßgewänder und Paramente, der Kirchenfahnen, Altartücher, Teppiche und Buntgewebe aller Art erſchien, von Schülerknaben und anderer Jugend getragen und geſchwenkt. Dieſer Zug ging aber nicht in den Kaufhausthurm, ſondern bewegte ſich wie ein Katarakt von Seide, Gold- und Silberfäden, Leinwand und weißen Spitzengeflechten die Münſtertreppe hinunter auf das im Fluße ſtehende Helmhaus, ein offener Eſtrich, wo die Trödler und Krämer ſaßen und allerhand Schacher getrieben wurde. Dort hielt man nun einen Markt über alle die Stoffe und Gewebe von zum Theil ſehr alter Abkunft und kunſtreicher Arbeit; ein Haufe eitler oder leichtſinniger Weiber und Dirnen eilte aus ſeinen Schlupfwinkeln herbei, worin die alte Zeit noch ihr Weſen trieb, ehe ſie völlig überwunden-

war, und es begann ein Feilſchen und Bieten um die ſchimmernden und glitzernden Stoffe. Nicht nur Frauensleute wühlten und zupften darin herum und ſuchten möglichſt bunte Zeugſtücke für ihres Leibes Putz heraus, um ſie für wenig Geld zu erſtehen, ſondern auch hie und da ein unverbeſſerlicher Kriegsgeck zog eine Decke oder ein Gewand von vielleicht ſarazeniſcher Wirkerei hervor, das er zu einer ſtattlichen Jacke zuzuſchneiden gedachte.

Hans Gyr betrachtete das unruhige und ungewohnte Schauſpiel mit Verwunderung und entdeckte ſogar den Schneck von Agaſul, den Winkelpropheten, wie derſelbe an einer uralten Dalmatika zerrte, welche von Löwen und Adlern in rother und gelber Seide bedeckt war und ſich zur Umwandlung in ein Officierskleid des neuen Jeruſalems zu eignen ſchien. Dabei bemerkte Hansli, wie Jener in der Haſt einen ſchön gewirkten länglichen Teppich zur Seite warf; er hob ihn auf, breitete das Tuch aus einander und ſah eine anmuthige Schilderei ſich entwickeln. In einem Walde, der durch einige auf bläulichem Grunde ſtehende Ebereſchenbäume angedeutet war, haſchte eine Droſſel, auf dem Aſte ſitzend, nach dem blutrothen Beerenbüſchel, ſich daran zu letzen. Ein Fuchs lauerte gierig auf den argloſen Vogel, nicht ahnend, daß hinter ihm ein junger Jäger den Bogen nach ihm

ſpannte, während dem Jäger ſchon der Tod nach dem Genicke griff, zuletzt aber der Heiland durch den Wald kam und den Tod an dem Reſte des Haarſchopfes packte, der ihm hinten am kahlen Schädel ſaß. Da dieſe Decke oder Tapete für keinerlei Gewandſtück zu brauchen war, ſo achtete Niemand weiter darauf und Hansli Gyr, dem ſie gefiel, kaufte dieſelbe und faltete ſie ſorgfältig zuſammen. Beim Anblicke des Schnecken war ihm nämlich unverſehens die Urſula durch den Sinn gefahren und ſodann der Wunſch erwacht, ihr den Teppich für den Haushalt zu ſchenken, den er immer noch mit ihr zu führen hoffte; denn ſchon ging es in's dritte Jahr, daß er aus dem Kriege heimgekehrt war, ohne doch zu Hauſe zu ſein, wo der Wahnwitz ihn fern hielt.

Gerade in dieſen Tagen ſollte auf einer Bergmatte, welche ihm gehörte, eine Verſammlung der nun zur Wiedertäuferei offen gewendeten Schwärmer jener Gegend ſtattfinden. Urſula hatte im Sommer das Gras gemäht und mit Mühe auf einen Haufen gebracht, da ſich ſonſt Niemand darum kümmerte und bei aller Verfinſterung der Seele ſie doch unbewußt nicht laſſen konnte, was dem Hansli nützte. Denn obgleich ihr Vater zunächſt den Nutzen bezog, ſo gewährte es ihm doch ein boshaftes Vergnügen, Hansli's Sache verderben zu laſſen, abgeſehen davon, daß ihm

das ſchwärmeriſche Treiben und Spekuliren ſchon vielfach von der nöthigen Arbeit abzog. Knechte aber konnte er ſchon ſeit einem Jahre nicht mehr finden, weil jeder ihm gleich ſein und keiner ihm gehorchen wollte.

Urſula fürchtete, daß der Heuſchober, den ſie mit ſo viel Arbeit in jener Matte errichtet, von dem verſammelten Volke zerſtört und zertreten werden könnte; ſie ging daher am frühen Morgen des betreffenden Tages mit Rechen und Gabel hinauf, um das Heu möglichſt auf die Seite zu ſchaffen, und that ihr Vorhaben Niemanden kund. Die Wieſe war ſo gelegen, daß ſie von drei Seiten mit Wald umgeben und nach der vierten Seite hin offen, aber nur in der Ferne ſichtbar war, von wo man etwa mit Fernröhren hätte erkennen können, was darauf vorging, wenn es damals ſolche gegeben.

Wie ſie nun in der Morgenſonne und in der Bergeinſamkeit ſchaffte und ſich mühte, wurde das blaſſe und freudeloſe Geſicht ſanft geröthet und von frohem Muthe belebt. Während der Herbſtnebel die Thäler deckte, war es hier oben ſo warm wie im Mai oder Brachmonat; ſie warf daher im holden Eifer Kopf- und Halstuch zur Seite und blühte jetzt wie eine junge Roſe, während ſie für Hansli Gyr ſich regte und ſein Goldreif an ihrer Hand ſchimmerte.

Denn so oft sie sich des Nachts schlafen legte oder des Tages allein war, steckte sie sogleich den Ring an den Finger. Manchmal sah sie sich mit leuchtenden Augen um, bald in die duftige Ferne, in welcher die Gebirgshäupter gleich bläulichen Schatten sich reihten, bald in die nahen Waldsäume, die mit purpurner und goldener Farbe sie umgaben, so geheimnißvoll, als ob jeden Augenblick der geliebte Mann aus den Baumen hervortreten sollte.

Da schien plötzlich ein Theil des Laubes, ein rothgelber Busch selber lebendig zu werden und heranzuwandeln; es war der Schneck von Agasul, der die Dalmatika in eine Art Talar verwandelt, mit Aermeln versehen und angezogen hatte, um darin vor dem zu erwartenden Volke aufzutreten und eine hohe Stellung einzunehmen. Auf dem Kopfe trug er einen alten Hut von blauem Sammet, den er mit Goldschnüren in die Höhe gebunden und zu etwas Undeutlichem geformt hatte, und alle seine Finger waren mit gläsernen Juwelen besteckt, welche in der Oktobersonne schwächlich glänzten wie falsche Redensarten.

Mit angenehmer Ueberraschung bemerkte er die einsame Ursula und beschleunigte seine Schritte, bis er sie erreichte, deren unbewachter Liebreiz seine Augen blendete.

„Ich finde dich zu guter Stunde, Töchterlein

Zions!“ rief er; „es ist Zeit, daß man dich zu Ehren zieht, und längst habe ich dich ausersehen, an meiner Seite zu sitzen auf den Stühlen des Gerichts und zu liegen an meiner Seite auf der Liegerstatt der ewigen Herrlichkeit! Heut' ist ein großer Tag und ehe die Sonne wieder aufgeht, muß Vieles vollendet sein!“

Ohne Zögern wollte er sie packen und an sich ziehen; doch die aus süßen Träumen Aufgeschreckte wehrte den Andringenden mit ihrer Heugabel ab und stieß mit derselben so heftig nach ihm, daß die Zinken sich in dem Mummenschanz verfingen und der übel zusammengesetzte Talar, als der Prophet sich befreien wollte, in verschiedenen getrennten Stücken ihm vom Leibe fiel und er in schäbigen und beschmutzten Unterkleidern dastand. Da zugleich fremde Schritte nahten, las er fluchend die Fetzen zusammen und lief in das Gehölze zurück, um seine Blöße zu decken und das Herrschergewand wieder herzustellen, so gut es ging.

Auf ihre Waffe gestützt blickte ihm Ursula aufathmend und erschrocken nach, wie einem unholden Gespenst, das uns aus einem Traume geweckt hat; aber schon schrie sie noch erschreckter auf, als sie sich von zwei Armen umfaßt fühlte. Sich umdrehend ersah sie den Mann der Gelassenheit, Jakob Rosenstil, den Unbeweglichen, der aber jetzt ganz rührig

war, ein Glücklein zu erhaſchen. Er griff mit beiden Händen fortwährend nach der Abwehrenden und mit großer Schnelligkeit, wodurch er das Ausſehen eines Hundes gewann, der im Waſſer ſchwimmt; Urſula wies ihn jedoch mit ebenſo großer Sicherheit mit nur einer Hand ab, indem ſie auf's Neue erſtaunt den merkwürdigen Mann betrachtete, den ſie nicht für ſo gefährlich gehalten hatte.

„Du haſt Recht," ſagte er ſchnaufend, „daß du den, der dort wegflieht, nicht willſt! Er iſt zu ſcharf und zu hitzig für dein ſanftes Gemüth, trotz deiner Heugabel! Theile mit mir meinen lieblichen Seelenſtillſtand, die Ruhe unter den Palmen; da iſt volles Genügen und ſtille Zeit, bis der Herr kommt und ſagen wird: Aha! die Zwei ſind nicht dumm geweſen, die haben das Paradies ſchon zum Voraus gehabt!"

„Geh', ich will dich nicht," rief Urſula, „ich weiß ſchon meinen Engel und Herren, auf den ich warten muß; der iſt ſchlank und ſchön, hell und ſauber von Angeſicht und nicht ſo ſchlumpig, wie du! Pfui Teufel, mach' dich fort, du Aſchenſack! Schäm' dich, es kommen ja Leute!"

In der That näherten ſich mehrere Gruppen von Männern und Frauen und begannen ſich zu ſammeln. Gleichzeitig kam aber der alte Enoch herzugelaufen und ſchrie: „Fort, fort! Der Landvogt von Grü-

nungen iſt auf dem Weg mit Spieß und Schwert! Wir ſind verrathen!“

Alle flohen waldeinwärts und verloren ſich ſo geſchwind wie ein Luftzug; die Bergmatte war ſtill und leer, nur Urſula kehrte von der Seite, wohin ſie ſchon vorher unbemerkt entwichen, zurück, um unbekümmert ihre Arbeit fortzuſetzen, da ſie das Heu erſt zur Hälfte an eine geſchütztere Stelle gebracht hatte. Ihre Gedanken irrten aber, von dem Abenteuer und der eingetretenen Stille gedrängt, vom Ziele ab; ohne es zu wiſſen, ſetzte ſie ſich auf den halb abgetragenen Heuſchober, ſtützte den Kopf in beide Hände und verſank in tiefes Sinnen.

Indeſſen war der Landvogt von Grüningen, welchen Enoch von Weitem geſehen und der von dem Vorhaben der Täufer nichts wußte, ſondern einfach mit ſeinem Gefolge auf die Jagd ritt, eine andere Straße gefahren und aus der Gegend wieder verſchwunden. Was ſeinem kleinen Zuge das Anſehen einer amtlichen oder militäriſchen Unternehmung gegeben hatte, war das zufällige Voranſchreiten des Hansli Gyr geweſen. Wie es in Zeit und Umſtänden lag, ging er bewaffnet als Soldat auch auf dieſen friedlichen Wegen, auf denen er mit der erworbenen Tapezerei die Urſula ſuchte, und er hatte ſo einer ſpähenden Vorhut allerdings nicht ungleich geſchienen, als er die Höfe

von Menſchen verlaſſen gefunden und in die Höhe geſtiegen war, nach ihnen zu ſehen. So gelangte er, während die Baptiſten im Walde herum huſchten, auf ſeine Matte und ging langſam über dieſelbe weg, die er jetzt ſeit Jahren nie mehr betreten hatte. So wird man fremd auf ſeiner eigenen Scholle, dachte er, und weiß ſelbſt kaum, warum!

„Aber wer macht ſich denn hier noch mit Heu zu ſchaffen?“ fuhr er in ſeinen Gedanken fort, als er den Schober bemerkte, die Perſon, die auf demſelben ſaß, und den Rechen nebſt der Gabel. Er ſchritt ungehört auf die unerwartete Erſcheinung zu und ſtand nun in ſeiner ganzen Länge vor der in ſich zuſammengeſunkenen Urſula, welche eingeſchlummert war. Da er vor der Sonne ſtand, ſo bedeckte er ſie mit ſeinem Schatten, ſo daß ein leichter Schauer über ihre bloßen Schultern flog. Aber erſt, als er ſie beim Namen rief, wachte ſie auf und ſah ſeine hohe Geſtalt, die ſich dunkel von der leuchtenden Fernſicht abhob und nur auf den Achſeln vom beglänzten Eiſen ſchimmerte. Aber ſo ſtattlich er anzuſehen war, ſo verblaßte doch ſeine ſoldatiſche Pracht und Herrlichkeit vor dem ſeltſamen Schönheitsſtrahle, der ihr Geſicht verklärte, als ſie ihn plötzlich erkannte. Und zwar entſtand dieſe Schönheit ſozuſagen in Abweſenheit des Geiſtes wie der Sonnenblick, der über ein

ſtilles Waſſer läuft. Zitternd ſtand das arme Mädchen auf und ſtreckte dem Manne lächelnd die Hände entgegen; doch wankten ihr die Kniee und ſie ſank wieder zurück und zugleich ward ſie erſt jetzt ihrer halb entblößten Bruſt gewahr, bedeckte ſie mit den Händen und ſchlug ſchamroth die Augen nieder.

„Urſula, was ſchaffſt du hier?“ ſagte Hans Gyr, „komm, gib mir die Hand und deck dich nicht ſo ängſtlich!“

„Nein, das ſchickt ſich nicht!“ flüſterte ſie; „ich bin nicht ſo liederlich!“

Hansli ſah ihre Tücher liegen, holte ſie und ließ ſich bei ihr nieder, indem er ihr half, dieſelben umzulegen. Dann nahm er ſie in den Arm und küßte ſie.

„Und was thuſt du hier im Heu?“ fragte er ſie wieder.

Sie ſchaute ziemlich lange zu ihm auf, das Haupt auf ſeinem Arme zurücklegend, eh' ſie antwortete. Doch dann beſann ſie ſich.

„Ei, was wollt' ich thun? Euer Heu beſorge ich, wie es meine Pflicht iſt, o ſchönſter Herr Engel Gabriel! Wißt Ihr denn nicht, daß Ihr hier eine Matte habt und keine von den ſchlechteſten?“

„Wie ſagſt du mir? Gabriel?“

„Herr Gabriel, freilich! Herr, Herr, Herr, ſag' ich, nicht ſo grobweg Gabriel!“

„Kennſt du den Hansli Gyr nicht mehr?“

„Den Hansli? Wo iſt er? Ach, ach! den hab' ich ja ganz vergeſſen! Wie traurig iſt doch die Welt! Und hab' ich ihn doch ſo lieb gehabt! Aber das kann ihm nun nichts mehr helfen und mir auch nicht; jetzt bin ich die Braut eines engliſchen Herren und himmliſchen Barons, da hat Hansli das Nachſehen, der Aermſte! Freilich dauert er mich, wenn ich das Unglück recht betrachte! Drum küſſe mich, Herr Gabriel, aber leiſe, daß er es nicht hören kann!“

Sie ſagte dieſe Sachen ſo anmuthig, daß Hansli ſich nicht enthalten konnte, ſie wieder zu küſſen, und er ſah ihr dabei tief und prüfend in die Augen; denn er wußte nicht, ob ſie ſcherzte oder irre redete, und zwar über das Maß hinaus, das ihm bekannt geweſen. Er konnte aber Nichts entdecken, als eine unergründliche Flut von Liebe, Traurigkeit, Freude und Sorgloſigkeit, was Alles er eben nicht auseinanderzuhalten vermochte. Und doch war es ihm zu Muthe, als ob er allein da wäre, der bei ſich ſelbſt ſei, und keine zweite Perſon in der Nähe. Und doch lag ſie warm genug in ſeinem Arm; auch fand er, als er mit ihrer Hand ſpielte, den Ring, den er als den ſeinigen erkannte.

„Woher haſt du denn das Ringlein?“ fragte er jetzt; „haſt du es vom Engel Gabriel?“

„Wie kannſt du ſo thöricht fragen," erwiderte ſie, „du haſt es mir ja ſelbſt gegeben! Aber was iſt das für ein Bündelein, das du da bei dir trägſt?"

„Das iſt ein gewirktes Tuch, das ich dir mitgebracht habe für deinen Haushalt. Schau, was zierliche Bilder drauf ſind!"

Er breitete den Teppich auseinander, ſo gut er es vermochte; denn ſie wollte ihm durchaus nicht ſo viel Freiheit geben und hielt ſich feſt an ihm. Sie betrachtete, ohne ſich zu rühren, die Schilderei, jedoch aufmerkſam und mit Verſtand und ſagte nachdenklich:

„Das iſt gar ein ſchönes Tuch, wie ich noch keines geſehen; man ſieht wol, daß es im Himmel gewoben iſt und du haſt es mir gebracht wie einen Brief. Der ganze Lauf der Welt iſt drauf zu leſen, Eines jagt dem Andern nach und zuletzt kommt der Heiland und überwindet den Tod und alle Uebel. Das gibt eine ſchickliche und feine Wiegendecke für unſern Haushalt! Bst! Schweig nur, du wilder Vogel mit deinen Rauſcheflügeln, mit deinen klingenden Federn! Wenn die Zeit gekommen iſt, wirſt du es ſehen, wozu das Tuch beſtimmt iſt!"

Hans Gyr ertrug das Spiel nicht länger, deſſen Süßigkeit für ihn mit bitterer Galle gemiſcht war. Er vermochte nicht zu erkennen, ob Urſulas Reden ſich nur in den gemeinſamen Wahnvorſtellungen ihrer

Genossen bewegten, oder ob sie durch jene noch persönlich und vielleicht unheilbar in der Seele gestört sei. Er sprang gewaltsam in die Höhe, schüttelte sich, daß sein Rüstzeug klirrte, und mit bleichen Wangen rief er: „Komm, Ursula, wir wollen zu den Häusern hinunter!“

Verschüchtert und demüthig stand sie vor ihm. „Sogleich, liebster Herr Engel Gabriel, werde ich Euch folgen,“ sagte sie; „ich kann ja die Arbeit hier später verrichten und was noch zu thun ist.“

„Laß das dürre Gras fliegen, wo es will, wie unsere armen Sinne,“ rief er nochmals, „und komm!“

Er ergriff Rechen und Gabel, während sie ungesäumt das Tuch zusammenwickelte, es an sich drückte und still und eilfertig an seiner Seite den Berg hinunter lief. Zuweilen sah sie furchtsam zu ihm auf; wenn er aber ihren Blick mit leid- und liebevollem Aug' erwiderte, faßte sie Muth, und da Land und Himmel immer sonniger und freundlicher wurden, kehrten auch die Vertraulichkeit und das Glücksgefühl der verwirrten Jungfrau zurück. Sie plauderte und erzählte dies und jenes und antwortete verständig auf die Fragen, die Hansli an sie richtete, wie der Weg, den sie gingen, es mit sich brachte.

Seine Behausung war die nächste, die sie erreichten. Verschlossen, still, wie eine Wohnung Ab-

geſchiedener lag ſie da, der Boden vor der Thüre mit gefallenem Laube bedeckt, das Niemand wegräumte. Mit einem tiefen Seufzer blieb er ſtehen; leiſe raunte Urſula ihm in's Ohr:

„Was ſuchſt du hier? da wohnt mein alter Schatz, machen wir, daß wir weiter kommen!“

„Iſt er denn zu Haus und ſitzt da drin im Dunkeln?“

„Kann wol ſein! Er hat heitere blaue Augen, bei deren Licht er allerhand ſchaffen kann, ſelbſt wenn alle Fenſterladen geſchloſſen ſind. Hörſt du? Ich glaub, er klopft und hämmert was! Hu! es wird mir gruſelig!“

„Wir wollen ſehen, ob er drin iſt! ſagte Hansli und ging gegen die Hausthüre. Urſula kam ihm aber zuvor; ſie horchte mit dem Ohr am Schlüſſelloch. „Jetzt iſt er mäuschenſtill,“ flüſterte ſie; dann pochte ſie mit dem gekrümmten Finger ſachte und höflich an der Thüre und rief halb furchtſam, halb ſchalkhaft: „Hänslein?“

„Er iſt doch nicht drin!“ ſagte ſie herzhafter, als Alles ſtill blieb und man nur das Geräuſch des Brunnens hörte, welcher unter den Bäumen unverdroſſen ſein Waſſer in den Trog ergoß, auf den der bekümmerte Hansli ſich geſetzt hatte. Er fühlte ſich wie in zwei Theile geſpalten und war auf ſich ſelbſt

eiferſüchtig, weil er in ſeinem einfachen Sinne den Irrwegen, die Urſulas Gedanken gingen, nicht folgen konnte und ein unbegreifliches Unglück vor ſich ſah. In dieſer Noth gedachte er des Evangeliums und des allmächtigen, barmherzigen Gottes, der ihn jetzt gewiß ſehen und hören werde, und verrichtete ein ſtilles Gebet für die Urſel, welchem er das Unſervater beifügte.

Sogleich wurde ihm leichter, als er ſah, wie inzwiſchen Urſula den Rechen genommen hatte und mit feſter Hand das gefallene Laub vor der Thüre und auf der ganzen Hofſtatt zuſammenkehrte und zur Seite ſchaffte. Sie ſah dabei ſo geſund und verſtändig aus, wie jemals, bis ſie fertig war und ſagte: „So, nun kann er doch ordentlich laufen, wenn er kommt, derſelbige Schwartenmagen, und man muß nicht ſingen:

Traut Hänslein über die Haide reit,
er ſchoß nach einer Tauben,
da ſtrauchelt ihm ſein graues Roß
über eine Fenchelſtauden!“

„Ach, ſo eine alte Lieb' iſt doch nicht ganz leicht auszureuten!“ fuhr ſie nachdenklich fort und ſetzte ſich neben den Hansli, „auch iſt die Untreu nichts Schönes, nein, und nichts Gutes, man mag ſagen, was man will — und doch iſt mir ſo wohl bei der Sache! Ich bin ſo leicht, wie ein Vögelein in der

Luft, wie das kleinſte Fläumlein, das ein ſolches verloren hat und das nun ſtill ſteht zwiſchen Himmel und Erde und nicht weiß, ſoll es ſteigen oder fallen!“

In dieſem Augenblicke fielen ein paar Nüſſe von den Bäumen. „Er kommt, er kommt! Fort, fort!“ rief ſie und eilte ſo ſchnell davon, daß Hansli ſie kaum einholen konnte.

„Iſt er's? haſt du ihn geſehen?“ fragte ſie, ſobald er bei ihr war.

„Wen?“

„Ei, der dort wohnt!“

„Vergiß ihn jetzt, ich bin ja bei dir!“

„Ja, das iſt auch wahr, und er kann mir nichts thun!“

Hansli ging nun mit ihr zu ihres Vaters Haus und ſah mit Verwunderung, daß um daſſelbe her eine faſt ebenſo große Verwahrloſung herrſchte, wie um das ſeine. Die Mutter ſaß auf der Thürſchwelle mit abgehärmten Zügen, mit düſterem, beinahe wildem Blicke, und ſchien ſehr gealtert zu haben. Sie hielt ein Meſſer, ein Gericht Rüben zu ſchneiden, hatte aber beide Hände ſinken laſſen und den grauen Kopf brütend vornübergebeugt.

„Mutter! Sieh, wer da iſt, die Herrlichkeit kommt!“ rief ihr Urſula mit roſigen Wangen entgegen; „mach', ſteh' auf, ich will nur hinein und einen ſüßen Hirs-

frei rüsten! Den liebt Ihr doch, Herr Gabriel? Ich bedenkt, wenn Ihr mit uns gehen wollt, so müßt Ihr eben vorlieb nehmen!"

Sogleich eilte sie in's Haus und machte sich dort zu schaffen. Die Alte hatte erstaunt aufgeblickt; als sie den Soldaten erkannte, schrak sie leicht zusammen.

„Mein Mann ist nicht da," sagte sie, „wenn du etwa mit ihm rechnen willst; er hat übrigens jetzt kein Geld; du mußt dich gedulden, bald wird's besser kommen!"

„Ich brauche kein Geld und kann warten," versetzte Hanseli, „aber zu rechnen hätt' ich allerdings etwas und möchte fragen, was habt ihr mit eurer Tochter Ursula angefangen?"

„Wie so? was weißt du von ihr?"

„Ich habe sie draußen getroffen und bin über zwei Stunden mit ihr gewesen; sie behauptet, ich sei der Engel Gabriel und redet als eine Irrsinnige. Denn daß sie nur ein Spiel treibe, kann ich nicht glauben, es ist nicht ihre Art."

„Das sind eben Sachen, die dir verschlossen und auch dem Kinde noch dunkel sind; aber es thut sie und ist davon erfüllt. Es gehen Dinge vor, und die Wunder werden da sein, ehe du dich dessen versiehst!"

„Sie werden ein Ende mit Schrecken nehmen, ch'

ihr euch dessen versieht; ich fürchte, der Enoch führt euch Alle in's Unglück mit seinen Zwitzfindigkeiten!"

„Im Gegentheil! Alles baue ich nur auf ihn und halte fest an ihm und seinem Geiste!" sagte die bedrängte Frau mit einem Tone, dem man wohl anfühlte, daß sie geheime Zweifel zu bekämpfen hatte und sie nur mit Mühe überwand, wenn sie sich selbst überlassen war. Mit unbewußter Vorsorge äußerte sie denn auch keine feindliche Gesinnung gegen den Hansli, noch brauchte sie harte Worte, noch dachte sie daran, ihm den weiteren Verkehr mit dem Kinde zu untersagen, obgleich sie wissen mußte, daß das gegen den Willen ihres Mannes war.

„Ich weiß nichts zu thun," sagte Hansli nach einigen Minuten stummen Sinnens, „als daß ich mich in Geduld fasse und die Zeit abwarte, die diese Verwirrungen lösen wird. Aber es ist schad um die schönen Jahre, um die arme Jugendzeit! Ihr Alten hättet die Weisheit während eures eigenen Lenzes abspinnen können, wenn es so nöthig war, so könnten die Jungen jetzt ihrer Tage froh werden!"

Ursula war allein guter Dinge; sie bereitete das Essen und holte den Hansli und die Mutter herein.

„Essen die Engel auch Hirsbrei?" sagte Ersterer mit trübem Lächeln, während es doch ihr treuliches

und geschäftiges Weben und Treiben wohlgefällig bemerkte.

„Wenigstens essen sie Weizenkuchen und Kalbsfleisch," rief sie fröhlich; „beim Erzvater Abraham im Hain Mamre sind sie zu Tisch gesessen drei Mann hoch und haben fett abgespeisen!"

Nur mit gepreßtem Herzen entschloß er sich, für diesmal wieder zu scheiden, brach aber dann plötzlich auf und machte sich, Abschied nehmend, auf den Weg. Ursula ging eine Strecke weit mit ihm; dann blickte sie ihm nach, bis er hinter einer Erdwelle verschwand, und als das geschehen war, kehrte sie mit entblühtem, fahlem Antlitz zurück, wie der Seele beraubt.

„Ich bin doch froh, daß er da gewesen ist, um des Kindes willen!" dachte die Mutter, „es hat doch einmal wieder eine gute Stunde gehabt und sich etwas erholen können!" Als sie aber die Ursula zurückkommen sah, rief sie aus: „Um des Herrn Christi willen, wie siehst du aus! Was für ein Elend ist das!"

Erst gegen Abend kam der alte Enoch nach Hause, aber nicht in guter Laune. Die Bewegung hatte sich stark verbreitet und schlug hohe Wellen; aber sie war aus den Händen der Winkelpropheten und in diejenigen der bekannten mehr oder minder gelehrten Führer gerathen, welche die gröberen Narrheiten der

nieder hielten und bewußtere Ziele verfolgten. So sehr sich Enoch überall hervorthat mit Schreien und wildem Possenreißen, so vermochte er doch nicht obenauf zu kommen, sondern trug nur dazu bei, Verwirrung und Gefahr, Haß und Leidenschaft zu vergrößern.

Bei allen drohenden Aufläufen und Kundgebungen war er einer der Vordersten, zog in einem groben Sacke umher, streute sich Asche auf den Kopf und schrie: Zion! Zion!

Dabei ließ er seine Augen fleißig umhergehen und spähte, was er sich nach dem Umsturz aller Dinge wünschen und aneignen solle. Die große Menge der Aufgeregten dagegen glich, wie es jeweilig die Weise dieses Volkes war, einem von leidenschaftlicher Grab- und Hackarbeit, von Schleppen und Tragen, Grübeln und Sorgen ermüdeten Mann, der plötzlich einmal aufwallt, sich über die eigene Sorge und Mühsal ärgert und den Spaten wegwirft, um ihn später von selbst wieder aufzuheben, nachdem das Trugbild entschwunden ist, das ihn gelockt hat.

Jedoch Regiment und Mehrheit behielten die Oberhand über das Wirrsal; es wurde abermals zum lebendigen Worte und zur Bibel gegriffen, die Wiedertäuferei zum öffentlichen Gespräch geladen, für überwiesen und besiegt erklärt und verurtheilt, d. h. bei

fernerem Beharren verfolgt, verbannt oder an Freiheit und Leben bestraft.

Enoch Schnurrenberger gehörte zu denjenigen, welche sich nicht fügen wollten oder stets rückfällig wurden; bald war er flüchtig und trieb sich in benachbarten Gebieten herum, bald kehrte er heimlich zurück und suchte neue Zusammenrottungen aufzubringen oder an solchen Theil zu nehmen. Auf allen diesen Fahrten eignete er sich immer neue Manieren, Gebahrungen und Schaustücke an; er konnte Feuer essen, mit Gott durch das Tach reden, sterben und wieder auferstehen, so oft er wollte, obgleich ihm diese Künste bei zunehmendem Alter beschwerlich wurden, insbesondere das Sterben, wo er sich gewaltsam auf den Boden werfen und in Zuckungen verfallen mußte.

Eines Tages aber wurde er mit Frau und Tochter, die er elendiglich mitschleppte, gefangen genommen, als er sich in einem Holze eben am Ausüben von Taufhandlungen betheiligte, und mit einem ganzen Trupp anderer Schwärmer nach Zürich geführt. Es waren gegen zwanzig Personen, die zuerst im Spital untergebracht, dann auf den Platz vor dem Rathhause gestellt und hierauf in einen hohen Thurm an der östlichen Ringmauer der Stadt, den seither sogenannten Ketzerthurm geleitet wurden, wo sie auf Stroh liegend bei geringster Nahrung „ersterben" sollten. Jeder so

lang er nicht abschwur. In dem kleinen Aufzuge gingen auch der Schneck von Agasul und der gelassene Rosenstil, der sich ein für allemal an diese Gruppe gehängt hatte, weil er bei seiner Unbeweglichkeit so nie für ein Unterkommen sorgen mußte. Voran zog der Enoch mit gebieterischer Haltung, zuletzt kamen einige Weiber. Ursula stützte ihre Mutter und trug in einem Bündel etwas Kleider für dieselbe und für sich, in den gestickten Teppich Hansli Gyr's gewickelt. Sie schaute sich schüchtern mit suchenden Augen um; als aber das Volk am Wege den Zug mit mißbilligender, ja verächtlicher Miene besah, wagte sie nicht mehr aufzublicken, während die trotzigen Männer sangen und riefen: Hie Jerusalem, hie Zion!

Hansli Gyr stand auch am Wege; sein Herz schlug ihm erbärmlich, allein er regte sich nicht. Wie er nur in Verständigkeit und Ordnung und klarer Luft zu leben vermochte, war ihm auch die bürgerliche Ehre nothwendig zum Athmen. Da nun aber diese Verthörten durch die Wendung der Dinge als Verbrecher und Verurtheilte erschienen und wol auch zu gutem Theil in Unehren dahin zogen, wendeten seine Gedanken sich schmerzlich ringend von seiner Neigung und von der Ursula weg und er ließ sie ungesehen vorüberwandeln.

Im Thurme erhoben die Gefangenen, besonders

in ſtiller Nacht, einen unheimlichen Lärm mit Singen und Schreien, das zuweilen in ein weithin ſchallendes Geheul von furchtbaren Verwünſchungen und Ausrufungen ausartete, von Angſt und Noth, Blitz und Donner, Jammer, Tod und Teufel, Untergang und Zerknirſchen, worauf zuweilen plötzlich wieder ein Siegesgeſang ertönte.

Das ertrug Hansli doch nicht länger; er beſchloß, wenigſtens die Urſula aus dem Thurme zu ziehen, wenn es irgend anginge, und beobachtete einige Tage die Gelegenheit. Der Eingang des Thurmes befand ſich in einem kleinen angebauten Holzſchuppen und war nicht bewacht, da der Hochwächter, der zu oberſt im Dachſtübchen ſaß, den Schlüſſel inwendig abzog und mit ſich nahm, während die Wiedertäufer ungefähr in der Mitte des Thurmes lagen. Ueberdies waren keine beſonders feſten Schlöſſer angebracht, weil der Thurm urſprünglich nicht zu einem Gefängniſſe beſtimmt geweſen.

In einer dunkeln Nacht nahm Hansli das nöthige Geräthe ſowie eine kleine Laterne und begab ſich an Ort und Stelle. Er öffnete leicht ein paar Thüren und ſtieg die ſteilen Treppen hinan, nachdem er das Licht angezündet. Es fand ſich, daß die Gefangenen auf einem Eſtrich lagen, der nur durch einen leichten Lattenverſchlag abgeſperrt war. Diesmal ſchliefen

die Wiedertäufer oder verhielten sich wenigstens still. Männer und Weiber lagen blaß und verwahrlost durch einander; Hansli zündete Jedem in's Gesicht, ohne die Ursula zu finden. Endlich sah er, daß sie abseits in einer Ecke auf einem Bündel Stroh lag, über welches sie den Teppich mit dem Tod und dem Heiland gebreitet hatte. Sie schlief tief und fest wie Jemand, der nach langem kummervollen Wachen endlich eine Stunde der Ruhe gefunden hat. Um jedes Geräusch zu vermeiden, rief er sie nicht an, sondern berührte nur leise ihr Kinn, und da sie hievon nicht erwachte, ergriff er ihre Hand, an welcher sein Ring im schwachen Laternenschimmer glänzte. Davon betroffen, schwankte er eine kurze Weile, ob er den Reif nicht vom Finger streifen und an sich nehmen sollte? In diesem Augenblicke aber schlug Ursula die müden Augen auf und er wurde durch den unbeschreiblichen Ausdruck derselben an dem schnöden Vorhaben verhindert.

Wie im Traume eines Traumes erhob sie sich ungesäumt und schweigend, raffte die Decke zusammen und verließ an der Hand des Retters den schauerlichen Raum, mit dem sicheren Tritte einer Nachtwandlerin; aber vor und hinter ihnen wischten und huschten gleich grauen Lemuren auf leisen Sohlen die munter gewordenen Mitgefangenen die langen Treppen

hinunter und davon. Wie ein Nebelſtreif vor dem Nachtwinde glitten ſie an der Ringmauer dahin und ſtoben aus dem in Friedenszeiten offen ſtehenden unweiten Kronenthore und verſchwanden in Nacht und Nebel. Auch die Urſula war dem Hansli Gyr von der Hand gekommen, ohne daß er wußte, wie es zugegangen; ſie ſelber kam erſt mit anbrechendem Tage zu völligem Bewußtſein, und es war begreiflich, daß auf ihre Ausſage hin die Entſprungenen ein Wunder vorgaben und im Lande herum verbreiteten, der Engel des Herrn habe ſie aus dem Gefängniß geführt. Zwei oder drei von ihnen wurden abermals rückfällig, wieder eingefangen und hingerichtet; Enoch Schnurrenberger irrte mit den Seinigen im St. Gallischen herum und kehrte erſt ſpäter in ſeine Heimat zurück, wo er ſich einſtweilen ſtill verhielt und unbehelligt gelaſſen wurde.

Hansli Gyr, der vor dem leeren Gefängniſſe ſtehen geblieben war, hatte die Thüren ſo gut als möglich zugemacht, ſein Licht ausgelöſcht und ſich ſtill hinweggegeben. Das Aufblicken der erwachenden Urſula in dem Momente, wo er mit ſich zu Rathe ging, ob er ihr den Ring nehmen ſolle, hatte einen ſo tiefen Eindruck auf ihn gemacht, daß er viele Tage voll bitterer Reue zubrachte. Freilich konnte er glauben, Urſula ſei ihm freiwillig entflohen, während er ge-

hofft hatte, sie in der Stadt behalten und guter Pflege übergeben zu können. Dann aber war er wieder versucht, das Verschwinden unlauteren Kräften zuzuschreiben, besonders wenn er bedachte, wie es der alten Frau möglich geworden sei, mit so verdächtiger Schnelligkeit davon zu kommen, zumal er von den Wirkungen solcher Seelenzustände, wie diejenigen der Entflohenen waren, keine Kenntniß besaß, noch besitzen konnte.

Die Berichte von dem Treiben der Raptißen in den Gegenden, in welchen die Flüchtlinge sich jetzt aufhielten, von den gräulichen Verirrungen und Handlungen derselben waren so abstoßender Art, daß Hansli die Hoffnung auf eine Wendung zum Guten aufzugeben begann und zunächst eine Gelegenheit, die sich ihm bot, benutzte, um sein bescheidenes Besitzthum am Berge Bachtel zu verkaufen.

Nach Abzug der Lasten, die darauf ruhten, erhielt er einen mäßigen freien Gewinn, durch welchen er nun von der Heimatflur so gut wie geschieden war.

IV.

So sah und hörte er lange nichts mehr von dem Nachbarvölklein und vergaß dasselbe beinahe über all' den Ereignissen, deren Zeuge und eifriger Mithelfer er an seinem bescheidenen Orte war. Zwingli's und

ſeiner Freunde Werk hatte ſich in der Zeit ſiegreich über die ganze offene Schweiz verbreitet und mit den deutſchen Reformationsverhältniſſen berührt; das mächtige Bern war hinzugetreten, welches ein verſchiedenes Temperament und eine anders geartete politiſche Auffaſſung mitbrachte; manigfache weitere Träger, Gegenſätze und Anſprüche wirkten mit, ſo daß eine größere Maſſe in Bewegung ging, hier vorwärts drängend, dort ſchwerfälliger an ſich haltend, und dazwiſchen ſchwankende, vermittelnde Theile ſchwebten, alles das um den feſten Kern der katholiſchen Orte her fluthend, welche unveränderlich, liſtig und entſchloſſen wie eine Inſel inmitten der Flut widerſtanden, auf altbewährte Kraft bauend und von den auswärts waltenden Mächten der Vergangenheit angefeuert.

Auf dieſer ſtürmiſch hin und wider wogenden See fuhr das Schifflein der Zürcher mit ſeinem Zwingli'ſchen Steuermann ohne Aufenthalt weit voran. Mit vollkommener Einfalt in ſeinem Vertrauen auf die unmittelbare perſönliche Vorſehung Gottes und ebenſo großer Wachſamkeit und Kenntniß der Dinge und Menſchen kämpfte er unermüdlich gegen Liſt und Gewalt der gegneriſchen Welt; er war die Seele des geheimen und des offenes Rathes, Lehrer und Prediger, Staatsmann und Diplomat und ſchrieb

mit der gleichen Feder theologische Abhandlungen, Sittengesetze, Staatsschriften und Kriegspläne.

Dann endlich war die Sache zum kriegerischen Austrage gediehen; der Reformator lebte des heiligen Glaubens, daß diese Welt des Widerstandes nur gezwungen zu werden brauche, das Wort Gottes zu hören, um sich zu ergeben, und statt der völkerrechtlichen Verträge führte er lediglich das Evangelium in der Hand, während das Alles den Widersachern unleidlich war und Jener nicht wußte, daß ein Volk aus dem gleichen Grunde eine Religions- oder Staatsänderung abweisen kann, aus welchem eine Weibsperson ein für alle Mal einen Freier verwirft.

Aber unerschütterlich standen jetzt Regiment und Volk hinter dem Meister, wobei freilich die Eintracht und das gute Einvernehmen mit eine Frucht steten Berichtens und Anfragens bei den Gemeinden waren. Auch dem Hans Gyr, der eine Versinnlichung des Volksgeistes vorstellen konnte, wie dieser jetzt lebte, waren die Dinge geläufig, und er wurde in brauchbarer Thätigkeit zur Hand gefunden, als jetzt zu den Waffen gegriffen wurde.

Die beiden Lager des ersten Cappeler-Krieges standen sich jenseits des Albisgebirges gegenüber in der Weise, daß die Katholischen nicht genügend vorbereitet und zahlreich, die Zürcher aber im Vortheil

waren an Macht ſowol, als in der politiſchen Stellung überhaupt. Ihre Verbündeten waren zum großen Theil ebenfalls aufgebrochen und im Felde, während der öſterreichiſche König Ferdinand, mit welchem die fünf Orte ein Bündniß geſchloſſen, keine Anſtalten traf, ihnen thatſächlich beizuſpringen.

Da die fünf Orte unter dieſen Umſtänden etwas kleinlaut und eine gute Zahl Vermittler und Schiedsleute mit im Felde waren, kam es zu jenem Frieden, der nur von kurzer Dauer ſein ſollte und die Zürcher ſowie das von ihnen geführte Werk um den Vortheil brachte. Indeſſen bot das zürcheriſche Lager während der Zeit der Unterhandlungen das neuartige Bild eines reformirten Kriegslagers, wie es ſpäter vielleicht nur unter dem Schwedenkönig oder bei den engliſchen Puritanern eine Wiederholung fand, und in dieſem Muſterlager ſtellte der Hansli Gyr einen wahren Muſterſoldaten vor.

Die Trommel rief täglich zu Predigt und Gebet; Jeder war gut genährt und getränkt, aber es wurde keine Betrunkenheit gelitten, noch Fluchen oder läſterliches Schwatzen. Keiner durfte eine Pflanze im Acker ſchädigen oder einen Zaunſtecken entwenden, und freundliches Benehmen unter ſich und gegen Jedermann, ſelbſt gegen die Feinde im Felde, war allgemeine Uebung. Die Jüngeren verbrachten ihre Zeit mit

fröhlichen Liedern oder mit ſolchen Spielen, welche die Glieder ſchmeidigten, mit Leibesübungen, wie Steinſtoßen und gewaltiges Springen; alle landläufigen Dirnen wurden ferngehalten oder verjagt, wenn ſich eine ſehen ließ.

Hansli Gyr war einer der Eifrigſten, ſolche Ordnung zu halten. Für einen jungen Krieger (obgleich jetzt bald nicht mehr ganz jung) betete er faſt etwas zu gern und zu laut und mit zu feierlichem Geſichte, wie wenn er ſich ſelbſt wohlgefällig belauſchen würde, obgleich dies wenigſtens jetzt noch nicht der Fall war, wol aber kommen konnte, wenn es lange ſo fort ging. Immerhin hörte er ſich nicht ungern ſprechen, während er früher einſilbiger geweſen war. Das lag aber in den Zeitläufen und in der aufgeregten Theilnahme, in welcher der Einzelne bei den gemeinſamen Angelegenheiten feſtgehalten wurde.

Sah er aber einen Burſchen von fern mit einer Landmagd reden oder gar ſchäkern, ſo ſandte er ſofort eine Wache hin, zu betrachten, was dort fortgehe, und ließ ſich gar eine kurzgeſchürzte Gelbröckin blicken, ſo hätte er am liebſten den Merkur oder die Venus auf ſie gerichtet und abgeſchoſſen, welche unter dem ſchweren Feldgeſchütze ſtanden, und der Vogel that wohl, zu dem Lager der Katholiſchen zurückzufliegen, von woher er gekommen. Denn dort gab es

Weiber die Menge nebſt Karten- und Würfelſpiel, obgleich Speiſe und Trank theuer waren.

Nachdem nun die im Felde anweſenden Vermittler und Schiedleute die Stimmung auf beiden Seiten ſo weit gebracht hatten, daß ein Frieden verhandelt werden konnte, wurde beſchloſſen, denſelben vor offene Kriegsgemeinden zu bringen. Zuerſt ſtellte ſich das Zürcheriſche Heer auf freiem Felde auf im weiten Ringe um eine hohe Bühne, auf welche das Panner, umgeben von den übrigen Fahnen, gepflanzt war, nach dem Ausſpruche: wo das Panner weht, da iſt Zürich. Dabei ſtanden die Hauptleute und Fahnenträger, die Rottmeiſter aber vor ihren Leuten auf freiem Platze und unter ihnen Hans Gyr; ihnen lag ob, vor andern aufmerkſam zu hören, was geſprochen wurde, und Hans ſtand in der That ſo ernſt und ſchweigend da wie eine Bildſäule, ſobald die dreißig Abgeordneten des katholiſchen Heeres, von einem Trompeter eingeführt, zu Pferde erſchienen waren und vor der Tribüne hielten.

Zuerſt ſtiegen die Schiedsmänner hinauf und hielten ihre zum Frieden mahnenden Reden, worauf die Katholiken ihre Redner abſitzen, die Tribüne beſteigen und ihre Klagepunkte vorbringen ließen, worauf ſie wegritten und die Zürcheriſchen Führer wieder auf-

traten, Zwingli an der Spitze, um über das Gehörte weiter zu sprechen und zu berathen.

Mit dem Ergebniß dieser Berathung ritten am dritten Tage die reformirten Abgeordneten, an sechzig Mann stark, in das Lager der fünf Orte hinüber. Dort war in gleicher Weise die Heergemeinde versammelt und es war die Reihe nun an den Zürchern, vor dem katholischen Volke ihre Beredsamkeit zu entwickeln.

Leider waren sie in diesem Punkte nicht gut bestellt. Der Reformator selbst hätte bei dem gegen ihn obwaltendem Hasse in keinem Falle mitgehen können; die ersten Hauptleute aber waren dem Reformationswerke nie grün gewesen und dem Frieden allzugünstig gestimmt, so daß von ihrer Vertretung keine große Wirkung erhofft wurde. Es blieb nichts anders übrig, als einen Advokaten von Beruf zum Sprecher zu wählen, welcher vor dem aufmerksamen Heer der Waldstätte, das an Landsgemeinden regelmäßig gewöhnt war, seine Aufgabe nur dürftig löste.

Es waltete daher eine kühle und ungewisse dünne Stimmung über der Scene; da trat zuerst Hansli Gyr den Herren zur Seite und erhob das Wort, indem er aus seinem Volksgemüthe heraus zu demjenigen der Gegner sprach, wie es der Meister Ulrich nicht besser hätte wünschen können. Frischweg und ver-

ständlich ließ er jene hören, was dem reformirten Volke das Herz bewege und wie es auf seine Wege gerathen sei, was es für recht und billig halte und wie es zu seinen Führern stehen werde bis in den Tod, einem gerechten Frieden aber nicht entgegen sei, sondern mit Freuden zu seinen alten Eidgenossen zurückzukehren sich sehne, sobald diese zu gerechten und nothwendigen Friedensartikeln die Hand bieten.

Ihm folgten ohne Zögern andere Kriegsleute aus den zürcherischen Landgemeinden und vertheidigten in kräftiger Rede ihre und ihrer Herren Sache. Das katholische Heervolk erhielt durch dieses Auftreten den bestimmten Eindruck, daß die reformirte Bevölkerung mit sich einig sei und wisse, wohin sie wolle, und die Gemeinde ging nachdenklich über das Gehörte auseinander.

Die Schiedsleute, Männer von Straßburg, Constanz, Basel, Bern u. s. w., eifrig und ängstlich, den Krieg und die offenbare Spaltung der Eidgenossenschaft zu hindern, setzten sich nun in der Mitte zwischen den beiden Lagern, in dem Dorfe Steinhausen, zusammen und minderten oder mehrten die Artikel, wie dieselben dann beiden Theilen vorgelegt und nach abermaliger Berathung und Zögerung schließlich angenommen wurden.

Kein Theil war recht zufrieden; immerhin war

eine Hauptſache für die Reformirten erreicht, nämlich daß die fünf Orte der Ferdinandiſchen Vereinigung abſagten und den Bündnißbrief herausgaben. Der Landammann von Glarus, welcher mit naſſen Augen erſt den Ausbruch der Thätlichkeiten verhindert und die Verhandlungen ermöglicht hatte, zerſchnitt das Pergament mit ſeinem Dolche vor allem Volke und mit jener Genugthuung, welche wohlmeinende aber nicht weitſehende Friedensſtifter in ſolchen Augenblicken empfinden.

Das Heer der fünf Orte kehrte mißmuthig und in gedrückter Stimmung nach ſeinen Bergen zurück, die Zürcher aber als eine Art Sieger mit fliegenden Fahnen und beim Schalle der Muſik in ihre Stadt.

Die Auslegung und Durchführung des Friedenstraktates verurſachte bald genug neue Schwierigkeiten und Anſtöße an allen Enden, ſo gutmeinend und vorzüglich in an ſich rechtlicher und eidgenöſſiſcher Hinſicht das Inſtrument abgefaßt war, trotzdem es im Feldlager entſtanden. Denn wo die Zeiten ineinanderſtrömen und die Leidenſchaften, die reinen und die unreinen, darauf einherfahren, ſind die Rechtsleute ſchwache Dammwächter. Als Zeichen der wiedereintretenden Verſchlimmerung zeigte ſich die wider den Frieden neuerdings erwachende Neigung der fünf Orte, mit dem Oeſterreicher abermals anzubinden und die

ſtets wache Bereitſchaft des Bruders Karls V., mit ſeinen hinterliſtigen Einwirkungen die Schweizer auseinander zu bringen, ohne thatſächlich einen Mann daran zu wagen. Eine derartige Hinterliſt veranlaßte den ſogenannten Muſſerkrieg, durch welchen Hansli Gyr wieder in's Feld kam. Der berüchtigte Condottiere Jakob Medicis, der von Karl V. zum Markgrafen und Caſtellan von Muſſo, einem feſten Schloß am Comerſee, gemacht worden war, fiel in die den Graubündnern gehörigen Thäler von Kläven und Veltlin, nachdem er ähnliche Ueberfälle ſchon früher gewagt und bündneriſche Geſandte nach Mailand mit Aſſaſſinat hatte anfallen und aufheben laſſen. Sein Verwandter, Markus Sittich von Hohenems, machte Miene ihm mit öſterreichiſchen Völkern beizuſpringen, und es gelang der Plan inſoweit, als die Aufmerkſamkeit der evangeliſchen Orte auf dieſen Punkt gezogen wurde. Zürich mahnte Bern und die übrigen zur Hülfe für Bünden und es zog eine hinreichende Macht an Ort und Stelle, warf den Eindringling unverweilt aus dem Lande, veranlaßte die Regierung zu Inſpruck zu einer höflichen Entſchuldigung wegen des unliebſamen Vorfalls und übertrug dann mit den Bündnern die Fortſetzung des Krieges gegen den von Muſſo dem Herzog von Mailand, ſowie das eroberte Gebiet des erſtern. Etwa zweitauſend Mann

blieben behufs der Belagerung des Schlosses zurück, dessen Zerstörung die Schweizer selbst besorgen wollten. Diese Mannschaft wurde unter den Befehl des Herrn Stephan Zeller von Zürich gestellt, welcher den Hansli Gyr bewog, bei ihm zu bleiben, statt mit den Heimkehrenden zu ziehen.

Besagter Stephan Zeller war nämlich ein gar frommer, wachsamer und reformatorischer Mann, welcher sich vornahm, die gute Ordnung des Cappeler Lagers hier einzuführen, nachdem er zu seiner Betrübniß bemerkt hatte, daß auf dem jetzigen Kriegszuge von jener christlichen Zucht nicht viel zu sehen gewesen, theils weil viele Kriegsleute von der alten Observanz dabei, theils weil man außer Landes war und es einen fremden Feind zu schlagen gab. Statt der gottesfürchtigen Liedlein, die Zwingli in seinem alten Toggenburger Dialekt gedichtet und in Noten gesetzt hatte, sangen die Knechte wieder: „Nun schürz' dich, Gretlein, schürz' dich", und „Frisch auf, gut Gsell, laß nume gan!" und ließen den Worten häufig die That folgen, was dem würdigen Hauptmann keineswegs gefiel; und eben zu einer Unterstützung und Mittelsperson gegen die Verwilderung, gewissermaßen als einen Mustersoldaten, behielt er den Hansli bei sich. Der entsprach dieser Anforderung mit großem Eifer; er suchte mit unveränderlichem Ernste Zucht und Ord-

nung aufrecht zu halten, ging in Mäßigkeit und Sitte mit gutem Beispiele voran und war dem Hauptmann, der bei Tag und Nacht alle Posten und Wachen selbst beging und untersuchte, behülflich in seiner Arbeit.

Denn der eingeschlossene Raubtyrann war mit allem Rüstzeug und mit Leuten wohl versehen und sein Nest außerordentlich fest; und so streng ihn die Schweizer mit Hülfe eines trefflichen Geschützmeisters welchen Landgraf Philipp von Hessen der Stadt Zürich gesandt, beschossen, so ergiebig erwiderte Jener das Feuer, und es bedurfte aller Vorsicht, dem Schaden desselben in den offenen Stellungen auszuweichen.

Inzwischen aber nahmen die Knechte, von alten Söldnern aufgestiftet, Aergerniß an der strengen Ordnung, in welcher sie gehalten werden wollten, und spielten dem Hauptmann einen Schabernack, wo sie konnten. Bald artete dies Wesen in eigentliche Anfeindungen und Anschwärzungen aus, die einige nach Zürich zu fördern wußten, also daß Bericht hierüber verlangt und der Hauptmann seinerseits wiederum geärgert und gekränkt wurde.

Der üble Wille mancher schlimmen Gesellen kehrte sich natürlich auch gegen den Hansli, der es treulich mit dem Hauptmann hielt und von ihnen der

tugendreiche Feldküster genannt wurde; und wo sie ihm eine Falle zu richten vermeinten, unterließen sie es ungern. Nicht ohne einen Anhauch von Selbstgerechtigkeit ertrug er solche Unbill, seine Wege um so unbestechlicher mit feierlichem Wesen verfolgend.

An einem schönen Septembertage, als das Schießen ruhte, überschritt er den Lagerkreis und wandelte unter dem paradiesischen Himmel dahin, der sich über dem dunkelblauen See von Como wölbte. Er gelangte endlich in ein Haus, in welchem ein mailändischer Wirth, die Kriegsläufe und Anwesenheit der verschiedenen Heerhaufen benutzend, sich festgesetzt hatte und neben gutem Wein allerhand Kramsachen verkaufte, wie sie von den Soldaten im Felde gesucht werden. Ein paar wohlgestalte Nichten unterstützten das Geschäft und lockten eben so stark, als die Getränke, die mailändischen wie die schweizerischen Soldaten herbei.

Unter einer steinernen Bogenhalle, zu welcher eine lange, halbverfallene Treppe hinaufführte, saßen auch jetzt zehn oder zwölf wackere Eidgenossen und zechten. „Da geht der tugendsame Küster!“ sagte Einer, als er den Hansli unten vorüberschreiten sah. „Lockt ihn herauf!“ rief ein anderer, „wir wollen ihn einmachen!“

Sogleich rief der erste hinunter: „Rottmeister! Hie gute Gesellen und guter Wein, auf einen Schluck!“

Hansli Gyr bedachte, daß ſich vielleicht eine Unordnung verhüten und eine rechtzeitige Rückkehr in's Lager betreiben laſſe, wenn er auf ein Stündchen Theil nehme, und er kletterte in die Burg der Fröhlichkeit hinauf und ſetzte ſich zu den Zechbrüdern.

Der dunkle Wein war wirklich ſo friſch und gut, daß er ſein kühles Herz erwärmte und Hansli den zutrinkenden Geſellen mehr nachgab, als ihm nützlich war, zumal das goldene Wetter und der ſcheinbar harmloſe Frohſinn der Geſellſchaft ihre Rechte geltend machten und ihn ſeine ernſthaften Grillen vergeſſen ließen. Einzig die hübſchen Aufwärterinnen hielten einiges Bedenken wach. Doch würdigte er ſie nicht manchen Blickes, ſondern hielt ſich als Einer, dem dergleichen fremd iſt.

Da brachte unverſehens einen Krug Wein, den er ſelbſt zum Beſten gab, die ſchönſte Weibsgeſtalt herbei, die er je geſehen, hoch und fein, mit dunklen Haarflechten, noch dunkleren Augen, und reich in grüne Seide gekleidet, Bruſt und Arme in faltiges, weißes Neſſeltuch gehüllt. Das iſt die lange Freska von Bergamo! hieß es unter den Soldaten (zu deutſch Fränzchen oder Franzi), was aber Hans überhörte, weil er nur auf die auserwählte Erſcheinung ſehen mußte, die ſich keineswegs unbeſcheiden, aber mit lächelnder Sicherheit bewegte und ohne Weiteres

an ſeiner Seite Platz nahm, als er ſein gut gefülltes Geldbeutelchen hervorzog, nur um für den Augenblick ſich mit ihr zu ſchaffen zu machen; denn die Worte verſagten ihm trotz der ungewohnten Weinlaune, in die er unbewußt gerathen war. Immer wieder mußte er das edel geformte Geſicht, die ſchlanke Geſtalt, die im Knochengerüſte hoch gewölbte breite Bruſt anſchauen, was Alles eher für einen Fürſten gemacht ſchien, als für arme Kriegsgeſellen; und ſo viel ſchöne Weiber er in Italien auch ſchon geſehen hatte, ſo war ihm dergleichen Eine doch noch nie vorgekommen.

So oft ſie aufſtand und weggieng, kam ſie doch immer wieder zu ihm zurück und gab ſich, ohne unhöflich zu ſein, mit den Andern nicht ab. Der geſtrenge Rottmeiſter ſah und hörte nichts mehr, als die ſchöne Perſon, die ſich ruhig und traut mit ihm unterhielt und ihm dabei nicht wie eine verdächtige Geſellin, ſondern wie eine wackere gute Freundin in die Augen ſah, indem ſie nach ſeiner Heimat und ſeinen Schickſalen, nach ſeinen Gewohnheiten und dem, was er gern habe, fragte.

Der Abend rückte vor, es wurde Nacht, die Sterne funkelten am Himmel und aus dem Seeſpiegel, und Hansli merkte nicht, daß einer der Geſellen nach dem andern ſich weggedrückt hatte und

ſelbſt der Wirth mit ſeinen Leuten verſchwunden war, bis die lange Freska mit ihrer wohllautenden Stimme ſagte: „Hier wird's zu kühl, wir müſſen hineingehen, wenn Ihr noch einen Becher trinken wollt!“

Sie gingen in das anſtoßende Gemach, welches ebenfalls leer und ſtill und von einer Lampe ſchwach erhellt war, die auf dem Tiſche ſtand. Er war nun ganz verliebt, ſein Herz klopfte in der Fülle ſeiner Lebensluſt, die plötzlich aus dem langen Schlaf erwacht war, und da der zu reichlich genoſſene Wein zugleich ſeinen Verſtand umnebelt hatte und er doch wiederum ein redlicher Menſch war, ſo tauchte, da ſie jetzt ernſt und ſchweigend in ſeinen Armen lag, das Projekt in ihm auf, das herrliche Weſen, das an ſich ein Glück und ein großes Vermögen werth zu ſein ſchien, mit ſich zu nehmen und zu heirathen, wenn ſie ihn möchte. Das ſchien ihm indeſſen keineswegs unzweifelhaft ſicher; auf der andern Seite war es aber wohl des Verſuches werth, die Seele eines ſolchen Körpers zu erretten und dem Papſtthum zu entreißen.

Wie er derartige Gedanken in ſeinem heißen Kopfe erwog, ſpielte er mit der weißen Hand des Weibes und lüftete einen Goldreif, den ſie an einem ihrer Finger trug. Plötzlich bemerkte er, daß der Ring

ganz genau demjenigen glich, welchen er einſt der Urſula geſchenkt hatte, und ein Zwillingsbruder desſelben, vom gleichem Schmiede verfertigt ſein mußte.

Hansli erblaßte; denn das bleiche liebe Antlitz der armen Urſula ſtieg vor ſeinem Geiſte empor und warf ſeinen Wiederſchein auf ſein Geſicht.

„Was iſt das für ein Ring?“ fragte er mit gepreßter Stimme.

„Das iſt der Ring von meinem Geliebten, der mich heirathen wird!“ antwortete die ſchöne Freska gelaſſen.

„Wo iſt er und was iſt er?“

„Er iſt eigentlich ein Bäcker und Wirth, in den letzten Jahren aber ein Bandit geweſen, da es ihm ſchlecht ging. Jetzt iſt er flüchtig und ſitzt in Neapel, weil er im Solde eines großen Herren einen Grafen erſchlagen hat und entdeckt worden iſt. Sobald ich mir genug Geldes erworben habe, gehe ich zu ihm und wir errichten irgendwo im Süden eine Locanda und Bäckerei. Nächſtens gehe ich nach Rom, wo ich eine Schweſter habe, die bei einem Cardinale lebt.“

„Und willſt du wirklich an jenem Verlobten hängen, der ein Todtſchläger und Verworfener iſt?“

„Warum nicht? Ein Verworfener iſt er nicht, ſondern nur ein armer wilder Menſch, der nöthig hat, daß man ihm hilft und für ihn ſorgt. Wir

ſind von Kindesbeinen an für einander geweſen und laſſen nicht von einander!“

Alſo dieſe verlorene Seele bleibt einem verbannten Mörder getreu und hält an ihm feſt, dachte Hensli bei ſich ſelbſt, und du elender Menſch haſt die unſchuldige Seele der Urſel verlaſſen und jetzt verrathen wollen!

Er war bereits wieder nüchtern geworden; der Schweiß ſtand ihm auf der Stirne, auch hatte er ſchon die ſeltſame Perſon fahren laſſen und empfand einen Abſcheu vor dem unbegreiflichen Gemiſche ruhigen, praktiſchen Weſens, gemeiner Zweckmäßigkeit, Liebe, Selbſttreue und Schamloſigkeit, welches in der edlen Geſtalt zum Vorſchein kam.

„Gute Nacht!“ ſagte er; „leuchtet mir ein wenig!“

„Wo wollt Ihr hin?“ erwiderte ſie verwundert, aber ruhig; „geht hier durch die Küche, da kommt ihr auf den beſſern Weg.“

Allein er hörte nicht darauf, ging nach der Vorlaube, durch die er gekommen, und begann im Dunkeln die gefährliche Treppe hinabzuſteigen; denn die Schöne hatte ſchweigend die Thüre hinter ihm zugeſchlagen, ſtatt ihm zu leuchten. Er gleitete auch bald aus auf den verwitterten Steinſtufen und ſtürzte in ein dichtes Lorbeergebüſch hinunter, das ihn zum Glücke vor hartem Schaden bewahrte. Doch hatte

er einige Mühe, sich zurecht zu finden und auf festen Fuß zu kommen und sein Quartier zu suchen.

„Ist es möglich! Ist es möglich!“ sagte er wiederholt vor sich her, ohne sich in seiner Verwirrung klar bewußt zu sein, ob er die lange Freska oder sich selber meine. Denn er selber war noch länger als sie und von festerem Stoffe, und war doch gefallen.

Am nächsten Tage machte er kein heiteres Gesicht, als er die Zechbrüder traf, die ihn mit verschmitzten Augen beguckten und mit halblauten Spottworten verfolgten.

„Ihr habt Recht und habt nicht Recht!“ sagte er sich umwendend zu ihnen, „doch habt ihr mir mehr Gut's als Uebles gethan!“

„Ei, das haben wir auch bezweckt, Herr Rottmeister!“ riefen sie mit Gelächter, „wer wollte Euch etwas Schlimmes wünschen? Heut' ist auch ein Tag und da könnet Ihr ruhig mit den Tugendwerken fortfahren!“

Eine Botschaft und Verrichtung, mit welcher er von den Befehlshabern unerwartet nach Zürich gesandt wurde, kam ihm soeben erwünscht, und er machte sich zur selben Stunde auf den Weg.

In der Heimat hatten sich die Dinge wieder zum innern Kriege angelassen und drängten nach jener

Entscheidung hin, welche durch die unglückliche Cappeler Schlacht zu Ungunsten Zürichs ausfiel und die Reformation auf dem Punkte festhielt, auf dem sie gerade stand.

Die Stadt Zürich war jetzt mit Gelehrten und Theologen wohl besetzt, ein Geist der Klugheit und Ueberlegenheit erfüllte sie; Jedermann hatte die heilige Schrift und die Traktate in der Hand, und die allgemeine Wohlweisheit beleidigte und reizte nicht nur die katholischen Gegner, sondern selbst die Freunde; das starke Bern, wo die weltliche Staatsklugkeit die Oberhand über die geistliche behielt, empfand den schulmeisterlichen Ton eben so unangenehm, so daß, als Zürich durch gewaltsame Rechtsverletzungen und einseitiges Vorgehen sich in seinem Eifer in gefahrvolle Lage gebracht, ein Berner Regent einem zürcherischen, der zu Thathandlungen mahnte, zu verstehen gab, die Zürcher werden sich allein zu helfen wissen, da sie so gescheidt seien.

V.

Enoch Schnurrenberger war in letzter Zeit mit den Seinigen zurückgekehrt, nachdem man in den Nachbargebieten mit der Sache wegen zu großer Tollheit aufgeräumt hatte und diesseits die Sektirer

längſt ſtill geworden und ihre Geſchichten halb verrochen, die eigentlichen Häupter aber entweder todt oder verbannt, oder eingekerkert waren.

Nur Enoch konnte ſich nicht ganz zur Ruhe geben; je weniger er noch bemerkt und beobachtet wurde, deſto weniger verließ ihn der Drang, eine Darſtellung zu machen und eine neue Geſtalt zu finden, in welcher die rechte Zeit und das tauſendjährige Reich, in welchem er durchaus Vorſteher oder wenigſtens Einnehmer werden wollte, abzuwarten ſei.

Neueſtens hatte er den Spruch: „Wer ſich nun ſelbſt erniedrigt, wie dies Kind, der iſt der Größeſte im Himmelreich!“ wörtlich auszulegen und auszuüben begonnen. So ſaß er denn ſchon am Vormittage des 10. Weinmonats 1531, ſtatt der Arbeit nachzugehen, mit dem Anhange, der ihm geblieben und ihm heimlich nachzog, auf ſeinem abgelegenen Hofe und ſpielte kleines Kindlein. Er war gebückt und eingefallen, hatte einen langen weißen Bart, der ihm faſt bis zum Nabel ging. Mit nackten Beinen hockte er in einem rothen alten Weiberrock, der ein Kinderröcklein vorſtellen ſollte, auf dem Stubenboden, und baute ein kleines Fuhrwerklein von Brettchen, das er mit Spreuerbelud und dazu mit Kinderlauten ſtöhnte: Lo lo lo, da da da!, wobei ihm die eingetretene Engbrüſtigkeit zu ſchaffen machte.

Der Schneck von Agasul hatte sich von Zaunstecken einen Laufstuhl gezimmert, in welchem er umherhumpelte, einen Lutschbeutel im Munde. Manchmal zog er diesen heraus und rief: Schneck heiß ich, ein Schneck bin ich und hole dennoch den geschwinden Herrgott ein, der auf der Windsbraut reitet! Der kalte Wirtz von Goßau an seinem Orte hatte eine Schnur um einen Ofenfuß gebunden und peitschte den Ofen unabläßig mit einer Kindergeißel, bald auf dem Boden kauernd, bald auf dem Ofen sitzend wie auf einem Pferde. Den besten Theil hatte Jakob Rosenstil erwählt; er lag auf einem Strohsack in der Ecke und stellte das Kind in der Wiege vor, indem er versuchte die große Zehe des rechten Fußes zum Munde zu bringen, was wegen seiner Beleibtheit nicht wol moglich war. Ein paar fremde Weiber zogen Tannzapfen an langem Faden in der Stube herum, weil sie kein anderes Spielzeug zu schaffen wußten oder solches ihren eigenen Kleinen abgesehen hatten.

Zuweilen vereinigten sich alle die bejahrten Leutchen, bildeten einen Ring und tanzten im Reihen herum, sangen Kinderliedchen, klatschten in die Hände und hüpften in die Höhe.

Die alte Schnurrenbergerin stand in der Küche vor dem Herde, unter dem Arme eine von Lumpen

gemachte Puppe haltend und ein blaues Kindermütz chen, in welchem einſt Urſula getauft worden, auf den grauen Haaren tragend, an welchen es nothdürf tig feſtgebunden war, doch ſo, daß es ſchief auf dem linken Ohre ſaß. Das machte eine unheimliche Wir kung bei dem Ausdruck von hoffnungsloſem Kummer, der in ihrem runzlichten Geſichte niſtete; denn ſie fing an zu glauben, daß ſie ſelber den Nutzen von ihres Mannes Klugheit doch nicht mehr genießen und er ſelbſt den Sieg nicht mehr erleben werde. Sie kochte einen Haferbrei für die ſämmtliche Geſellſchaft. Ur ſula ſaß vor dem Hauſe allein unter den Ahorn bäumen, deren herbſtliches ſchön gezacktes Laub einen goldenen von blauer Luft durchwirkten Himmel über ihr ausbreitete. Sie ſelber ſah nicht bunt oder ſonnig aus, ſondern ſie war ganz düſter und dunkel in braune und graue Zeugſtücke und Kleider gewickelt vom Kopfe bis zum Fuße, wie ſie dieſelben hatte zuſam menleſen können; die Füße waren mit ſtarken Acker ſchuhen bekleidet und neben ihr auf der Bank lag ein gut eingeſchnürtes Päcklein und lehnte ein Stab; denn ſie ſagte ſeit Wochen ſchon, ſie werde mit dem Engel Gabriel davon wandern, ſobald er geſund ſei. Dieſen hielt ſie nämlich in Geſtalt eines heiligen Se baſtian, eines hölzernen Männleins von ungefähr anderthalb Schuh Länge, im Arm. Der Vater hatte

das Bildchen einſt beim Plündern einer Kapelle vom Altare genommen und nach Hauſe gebracht, um irgend einen Scherz damit zu treiben, die Urſula es aber weggenommen und verborgen, weil es in ihren Augen dem Hansli Gyr oder vielmehr jenem Engel glich wegen der blonden Haare und der blauen Augen; denn das Holzbild war noch ziemlich friſch bemalt geweſen. Sie hatte ihm die Drahtpfeile, mit denen es beſteckt war, ſorgfältig ausgezogen, und verband ihm nun täglich die roth angetupften Wunden mit weißen Leinwandſtreifchen und wickelte den kleinen Herrn Gabriel liebevoll ein, nachdem ſie jedesmal vergeblich verſucht hatte, die auf den Rücken gebundenen Händchen loszulöſen.

Sie beſchaute den engliſchen Bräutigam immer nur, wenn ſie ſich ungeſtört glaubte, und wickelte ihn eben jetzt wieder in ſeine Binden und Tüchlein, indem ſie die Figur mit aller Gewandtheit umwendete und kehrte.

Im Hauſe drin ſpielten ſie nach ihrer Weiſe auch fort; zuweilen hielt der Eine oder der Andere eine kurze Predigt im Kinderton; dann aßen ſie, was ſie dürftig zuſammen getragen hatten, und zankten ſich ſcheinbar, wie die kleinen Kinder, um die größeren Biſſen; Urſula dagegen holte ſich etwas Nahrung und machte ſich mit ihrem eingewickelten Schatze wieder

bei Seite. Als es aber gegen Abend ging, erhob ſich Enoch plötzlich und ſagte mit ſeiner gewöhnlichen unverſtellten Stimme: „Nun haben wir genug gethan für heute, ihr Kinder! Nun wollen wir Feierabend machen und noch ein wenig zuſammenſitzen!“

Sogleich juckten alle mit einem Frohgefühl in die Höhe, ſo raſch ſie es in ihren verſchiedenen Altersjahren vermochten, dehnten ihre Glieder, kratzten ſich die Beine und ſaßen dann unverweilt um den Tiſch herum, wo ſie, wie ehmals, mit nüchternem Ernſte anhuben, Karten zu ſpielen.

Kaum hatten ſie aber eine halbe Stunde die Köpfe zuſammengeſteckt und die Karten auf den Tiſch geſchlagen, ſo wurden die Thüren aufgeſtoßen und es ſtürmten zwei Männer in Waffen ſo aufgeregt herein, daß die Spieler zuſammen fuhren und meinten, die öffentliche Gewalt breche wieder über ſie los. Es war jedoch der benachbarte Landmann, der den Hof des Hansli erworben hatte, mit ſeinem Sohne.

„Hört ihr denn gar nichts, was in der Welt vorgeht?“ riefen die Männer; „macht doch die Fenſter auf! der Rottmeiſter Gyr reitet wie der wilde Türſt durch die Dörfer und rafft Volk zuſammen! die fünf Orte ſind aufgebrochen und ſtehen in großer Zahl an der Grenze; Alles muß nach Zürich! Hört ihr, wie

der Landsturm geht? Laſſet euere Narrenspoſſen und wahret Haus und Hof, ſo gut ihr könnt, und eile mit, wer noch Kraft hat! Denn euch geht's erſt recht um Leib und Leben!"

Damit liefen ſie davon und den Berg hinunter. Die erſchreckten Leute traten vor das Haus und hörten, wie es überall Sturm läutete, Trommeln tönten, und ſahen die Feuerzeichen auf den Hochwachten weit in's Land hinaus.

Staunend ſchauten und horchten ſie; allein es war jedes Gefühl und Verſtändniß für die Bedeutung des Augenblicks abhanden gekommen; fröhlich oder ſpöttiſch gelaunt wurden ſie gerade nicht, weil es ihnen keineswegs geheuerlich vorkam und ſie zu erſchrocken waren, und ſo gafften ſie denn in Gottes Namen blöde in die erregte Nacht hinaus.

Urſula aber hatte im Ofenwinkel, wo ſie ſaß und wachend träumte, bei den Worten der Nachbaren das Haupt erhoben, und als ſie den Hansli nennen gehört, augenblicklich die Holzpuppe fallen gelaſſen, den Stab und das Bündel ergriffen und war ſtill aus dem Hauſe entwichen. Sie ſpähte und lauſchte eine kleine Weile in die dunkle Welt hinaus, ſah die Feuer und hörte die Sturmglocken; dann ſchritt ſie ohne Aufenthalt in der Richtung nach der tiefern Gegend, welche die beiden Bewaffneten eingeſchlagen hatten. Im

nächsten Dorfe sah sie einen kleinen Trupp Wehrleute, die sich bereits versammelt hatten; die zogen weiter und vereinigten sich auf dem Wege mit andern, und so ging es die Nacht hindurch, bis die zusammengeeilten Männer die Stadt erreichten, und immer wanderte und wanderte die dunkle Gestalt der Ursula ungesehen hinter den Schaaren und gelangte unbehelligt mit ihnen durch das Thor.

Alle Straßen waren beleuchtet und es wurde gerufen, befohlen, gerüstet und ab- und zugegangen. Die Vorhut war schon am Nachmittag nach Cappel gezogen; jetzt sammelte sich nur langsam das überraschte Volk. Es wurde eingereiht und abgezählt, gespiesen und getränkt, was da war; Ursula huschte unter der wogenden Bevölkerung hin und her und sah den Hansli Gyr deutlich und genau, wie er im Fackellichte, jetzt zu Fuß und ganz ruhig auf- und nieder ging und die Züge ordnen half. Sie erkannte ihn, wie sie sich später erinnerte, jetzt zum ersten Mal wieder als ihn selbst, hütete sich aber, ihm unter das Gesicht zu kommen, und eben so sehr, ihn aus dem Gesichte zu verlieren. Erst als er nach Tagesanbruch in ein Haus ging, setzte sie sich unweit desselben mit verhülltem Kopfe auf einen Wehrstein und ruhte aus. Als aber gegen Mittag endlich das Banner abzog, war sie schon auf der Straße nach dem Albisberge

vorausgegangen und ſchützte länge derſelben in den anſtoßenden Wäldern unverdroſſen dahin.

Mitte Weges ruhte ſie wieder aus und ſah durch die Bäume hindurch das unvollſtändige und in Verwirrung aufgebrochene Heerweſen vorüberziehen. Reiter, Geſchütz, Fußvolk waren durcheinander gemengt; doch der tiefe Ernſt, welcher über den Ziehenden ſchwebte, und das ſchöne, der Urſula ungewohnte Ausſehen derſelben, mutheten ſie wie eine reinere Luft an. Unter den ſtattlichen Männern, die in der Nähe des Banners ritten, war Ulrich Zwingli ſelbſt und ſein ſympathiſcher Anblick erhellte die Seele des unverwandt ſchauenden Weibes. Der ſchlanke Mann trug über dem langen Gelehrten- oder Predigerrocke einen guten Stahlharniſch, ſeinen Kopf ſchützte ein eigenthümlicher runder Stahlhut mit breitem Rande, auf der Schulter lehnte eine halblange eiſerne Halbarte oder eher Streitart von zierlicher Form, und an ſeiner linken Seite hing das Schwert. Aber trotz allen dieſen Waffen lag auf ſeinem ſchön geprägten Geſichte ein ſo ahnungsvoll trauriger, frommer und ergebener Ausdruck, die Lippen beteten leicht vor ſich hin, aber ſo ſichtbar aufrichtig aus tiefſtem Herzen herauf, daß von dieſer Erſcheinung ein lichter Strahl von Geſundheit und lindem Troſte in ihre gequälte Bruſt hinüberzog und ſie beinahe den Hansli überſehen hätte, der dem entſchwin-

denden Reformator an der Spitze ſeiner reiſigen Rotten folgte.

Sie rührte ſich aber nicht und ſetzte ihren Weg erſt wieder fort, als der Zug vorbei war und die Berghöhe überſchritten hatte und ſich zu ſammeln begann. In weitem Bogen umkreiſte die farbloſe Geſtalt, die vom Erdboden kaum zu unterſcheiden war, alle Bewegungen des kleinen Heeres, das ſeine Hauptſtärke erſt noch erwarten ſollte, während verbündete Kriegsmaſſen unthätig fern im Weſten lagerten, die feindlichen Brüder aber achttauſend Mann ſtark heranzogen.

Sie ſtand jetzt vor jenem Gehölze zur Linken der Zürcher Stellung, welches zu beſetzen dieſe verſäumt hatten, und ſah beide Heere; der Geſchützkampf, der ſchon ſeit geraumer Zeit begonnen, ſcheuchte ſie jedoch in das Innere des Waldes. Sie fand eine alte Buche, deren ſtarke Wurzeln eine Bucht bildeten und überdies eine kleine Erdhöhlung umſpannten; in dieſen Schutzort ſchmiegte ſie ſich hinein und ſaß da wohl geborgen, wie ſie glaubte. Sie öffnete jetzt raſch ihr Reiſebündelchen, da die Zeit gekommen war, ſich zu ſtärken, und zog ein Fläſchlein Wein und ein Stück getrocknetes Fleiſches mit Brot hervor, aß und trank und war ziemlich guter Dinge; athmete ſie doch die gleiche Luft mit dem Manne, dem ſie nachgegangen war.

Jetzt knisterte und schallte es aber auf ein Mal in den Bäumen und in ihrem Rücken; die wenigen Schützen von Uri, welche die Stellung und die hier mögliche Umgehung der Zürcher erkundeten, hatten das Gehölz besetzt und schossen aus demselben, worauf die Zürcher einen Theil ihres Geschützes herwendeten und ihre Kanonenkugeln über Ursulas Haupt in die Bäume schlugen.

Sie saß unbeweglich still, kein Auge sah das in sich geduckte graubraune Häuflein Menschenleben.

Dann wurde es wieder still um sie her; die Schützen hatten das Gehölz verlassen, um die bisher zum Angriff noch unentschlossene Hauptmacht der Katholischen heranzurufen. Dann nahte das Gewitter in Ursulas Rücken wirklich heran; zu vielen Tausenden brach der Gewalthaufe der fünf Orte durch Wald und Gebüsch und zu beiden Seiten darüber hinaus, daß, wie der Chronist sagt, ein so gewaltiges Getöse, Prasseln und Brausen entstand, daß die Erde erbebte und der Wald zu brüllen schien. Ursula duckte sich mit gefalteten Händen; aber es schien kein Ende nehmen zu wollen. Links und rechts stürmten unaufhörlich neue Schaaren ergrimmter Männer an ihr vorüber, sie sah jedoch fast nur deren breite Füße, unter welchen der Waldboden sammt dem Unterbusch sich bald in eine zerstampfte Heer-

ſtraße verwandelte. Zum Glücke zertheilte der alte Buchenbaum, in deſſen Wurzeln ſie ſaß, den Strom des wilden Heeres in ihrem Rücken; um ſo betäubender tönten die Landhörner, Trompeten und Trommeln ꝛc in die Ohren, und ſie lehnte ſich zuletzt halb ohnmächtig an das gute und ſichere Baumfundament.

Endlich aber wurde es abermals ſtill um ſie her. Die Letzten waren vorüber geeilt, die ganze Heermenge war nun zwiſchen ihr und der geringen Schlachtordnung der Reformirten, welche zudem eben in der Vollziehung einer Wendung zu einer geſicherten Stellung begriffen war. Jetzt hörte Urſula das Geſchrei des Angriffs die Luft erſchüttern, da die Rache für vermeintlich oder wirklich erlittene geiſtige Verachtung mit einem Sturme von Schmähworten eröffnet und der furchtbare Gruß mit eben ſo lautem und bitterem Schelten erwidert wurde.

Hierauf hörte ſie das Getöſe eines heftigen Schlagens, das aber nicht lange dauerte, da die Schlacht von jetzt an den unglücklichen Verlauf nahm, der für die Zürcher in den Sternen geſchrieben ſtand.

Die Sonne neigte ſich zum Untergange; unter den Gefallenen der Wahlſtatt lagen bis auf wenige die angeſehenſten Zürcher, die ausgezogen, gegen

dreißig Rathsglieder, eben ſo viele reformirte Seelſorger, vielfach Vater und Sohn und Brüder neben einander, Land- und Stadtleute. Zwingli lag einſam unter einem Baume. Er hatte nicht geſchlagen, ſondern war nur mannhaft bei den Seinigen im Gliede geſtanden, um zu dulden, was ihnen beſtimmt war. Er war mehrmals geſunken, als die Flucht begonnen, und hatte ſich wieder erhoben, bis ein Schlag auf und durch den Helm ihn an der Mutter-Erde feſtgehalten.

Die ſinkende Sonne glänzte ihm in das noch feſte und friedliche Antlitz; ſie ſchien ihm zu bezeugen, daß er ſchließlich nun doch Recht gethan und ſein Amt als ein Held verwaltet habe. Wie die große goldene Welthoſtie des gereinigten Abendmahles ſchwebte das Geſtirn einen letzten Augenblick über der Erde und lockte das Auge des darnieder liegenden Mannes an den Himmel hinüber.

Vom Rigiberge bis zum Pilatus hin und von dort bis in die fernab dämmernden Jurazüge lagerte eine graue Wolkenbank mit purpurnem Rande gleich einem unabſehbaren Götterſitze. Auf derſelben aber ſchwebten aufrechte leichte Wolkengebilde in roſigem Scheine, wie ein Geiſterzug, der eine Weile innehält. Das waren wol die Seligen, die den Helden in ihre Mitte riefen, und zwar, wie er einſt an König Franz I. geſchrieben, nicht nur die Heiligen des alten und

neuen Teſtamentes und des Chriſtenthums, ſondern auch die rechtſchaffenen Heiden: Herkules, Theſeus, Sokrates, Ariſtides, Antigonus, Numa, Camillus, die Catonen und die Scipionen. Und auch Pindaros war da mit ſchimmernder Kythara, dem der Sterbende einſt eine begeiſterte Vorrede geſchrieben.

Auch der Mann, welchen Urſula in ihrem ahnenden Wandertriebe nachgegangen war, lag reglos dahingeſtreckt, etwa fünfzig Schritte von der Stelle, wo der ehrwürdige Bannerherr über der geglückten Rettung des Banners gefallen. Hansli Gyr hatte ſich mannhaft geſchlagen und die erſten Anfälle wiederholt abwehren geholfen. Als die Verwirrung und Flucht eintrat und das Banner niedergelaſſen worden, hörte er, ſelbſt im Strudel mitgeriſſen, Hülfe für das Feldzeichen rufen. Sich einigen zuſtürmenden Feinden entgegenſtellend, kämpfte er mit Hieb und Stoß gegen die Andringenden, was er vermochte, mußte aber einen Schritt um den andern zurückweichen und ſtürzte, da er nicht hinter ſich ſah, rücklings in den Graben, der für den Tag ſo verhängnißvoll geworden. Schwer gerüſtet, wie er war, hatte er auch einen ſchweren Fall gethan und lag von der Erſchütterung bewußtlos geworden in der Tiefe, die Füße nach oben gerichtet.

Als die Nacht auf das Land herniedergeſtiegen und

Urſula unterſcheiden konnte, daß die Schlacht vorüber war, trat ſie aus dem Gehölze hervor. Sie ſah das Feld von den zahlreichen Feuern der Sieger bedeckt, und hörte deren Jubel. Sie war auch nicht im Ungewiſſen, wer geſiegt habe, beſann ſich aber keinen Augenblick, vorwärts zu gehen und über das Schlachtfeld. Es kümmerte ſich auch Niemand um ſie, als ſie nun wie ein Nachtgeiſt herum ſtrich; denn es liefen aus dem Troſſe der Sieger noch manche Weibsbilder unter den Männern herum. Ueberall, wo ſie ſah, daß man um Todte oder Verwundete beſchäftigt war, trat ſie herzu, fand aber nicht, was ſie befürchtete, und trachtete voll Hoffnung, allmählig aus den Katholiſchen hinaus zu kommen und die zürcheriſchen Trümmer zu erreichen. Aus einem der Wachtfeuer hatte ſie unbemerkt ein hellbrennendes Kienſcheit gezogen und leuchtete ſich unerſchrocken durch dieſe ſeltſame nächtliche Welt voll Uebermuth, Freude, Elend und Todesſchrecken. Schon wurde es dunkler und ſtiller, als ſie an einen Steg gelangte, der über den Mühlegraben führte. Sie ſchaute wie zufällig ſeitwärts und ſah, wie ein Lichtſtrahl ihrer Fackel auf ein Waffenſtück fiel, das in der Tiefe lag. Augenblicklich kehrte ſie um und ſtieg an dem buſchigen Bord hinunter, wo unter Erlen ein Todter lag. Es war aber nicht Hansli; doch ging ſie auf dem

Grunde des Grabens, durch welchen ſich das Waſſer ſchlängelte, weiter und fand noch einen ſtillen Mann, aber auch nicht den Rechten. Gleich der nächſte aber, auf den ſie ſtieß, war es. Sie erkannte ihn auf den erſten Blick. Das nächſte war, daß ſie ſeine aufwärts am Bachbord liegenden Beine herunter zog und ihm mit Mühe das Haupt zu erhöhen ſuchte, und erſt jetzt warf ſie ſich auf ihn und lauſchte an ſeinem Munde. Er athmete noch, gab aber ſonſt kein Lebenszeichen; doch auch von Blut war nichts an ihm oder um ihn zu ſehen. Haſtig neſtelte ſie an Helm und Panzer, ohne ſie loszubringen, und fing laut an dabei zu ſeufzen, beſonders nachdem ihr auch der Kienbrand in's Bachwaſſer gefallen und erloſchen war.

Da erſchienen oben zwei Männer mit einer Fackel und leuchteten hinunter. „Da unten liegt auch Einer am Ausweben!“ ſagte der Eine und der Andere: „Wir wollen hinabſteigen, vielleicht iſt's einer der Unſern!“ „Gotts Wunden! das iſt ja ein Pärlein!“ riefen ſie, als ſie unten anlangten.

„Den hab' ich auch ſchon geſehen!“ fuhr der Eine fort, als er dem Gefallenen in's Geſicht leuchtete.

„Auch ich, aber ich weiß nicht, wo?“ verſetzte der zweite Kriegsmann, der aber, wie ſein Kamerad, beſänftigt und menſchlich ausſah.

„Wer iſt der, der da liegt, und wer biſt du ſelbſt, du Nachtſchatten?“ fragten ſie nun die Urſula.

„Es iſt ein Rottmeiſter Hänslein Gyr und ein guter Mann“, erwiderte ſie flehend; „habt Erbarmen, ihr Herren, und helfet ihm, denn er lebt noch!“

„So wahr Gott lebt, das iſt jener Hansli!“ und „Ein alter ehrlicher Kamerad! Wie die Jahre vergehen!“ riefen nun die Beiden voll Verwunderung aus. „Aber wer biſt denn du ſelbſt und wie kommſt du denn in dieſen Graben?“

„Ich bin ſeine Nachbarin, Kindergeſpielin und geweſene Braut und ihm nachgelaufen, ohne daß er's weiß!“

„Nun,“ ſagte der Eine, „wem der Herrgott ein ſo treues Menſch geſchenkt hat, den darf man nicht verderben laſſen! Komm her, du Feldgeſpenſt, wir wollen dir helfen!“

Die Befehlshaber der Fünförtigen hatten eben mit Trommelſchlag verkünden laſſen, daß keine Verwundeten oder Gefangenen mehr getödtet werden dürfen, und ſo hatte es für die zwei Geſellen, die Schwyzer waren, keine Schwierigkeit, den Hansli aus dem Graben hinauszuarbeiten und ihn nach dem Kloſter Cappel zu bringen, deſſen reformirter Abt auch auf der Wahlſtatt lag und das mit Verwundeten angefüllt wurde.

Hansli gerieth durch Vorſorge der braven Männer in eine kleine Mönchszelle auf ein ordentliches Bett;

die Urſula wich nicht von ſeiner Seite und lauſchte auf jeden ſeiner Athemzüge. Erſt am dritten Tage kam er wieder zu ſich ſelbſt; in acht Tagen aber konnte er das Bett verlaſſen, und als er ſich, da ſich eine Verletzung ſonſt nirgends zeigte, völlig erholt und ſeine Gedanken wieder beiſammen hatte, fand er die ebenfalls durch die Ereigniſſe auf wunderbare Weiſe geneſene Urſula in ſeiner nächſten Nähe, ſo nah er es nur wünſchen konnte.

Sie wußte durchaus nicht zu ſagen, wie ſie von Hauſe fortgekommen ſei, und doch waren ihre Gedanken und Augen jetzt vollkommen ſicher und klar. Das Glück, das ſie empfand, half ihr bald wieder zu blühenden Wangen; denn ſie war wie ein geſegnetes Fleckchen Erde, das alſobald wieder ergrünt, ſobald nur ein Sonnenblick und ein Thau darauf fällt.

Als die nächſten Folgen der Schlacht und auch die weiteren Kriegswirrſale ſich verzogen, nahm Hansli Gyr die Urſula zur Frau nach der Vorſchrift der beſtehenden Ordnung, der ſie ſich nicht länger widerſetzte, und zog mit ihr auf ihren eigenen Hof, wo der alte Enoch das Zeitliche geſegnet hatte und ſeine gebeugte und zerknirſchte Frau ihm gehorſam in das neue Jeruſalem nachgefolgt war. Sie hatte aber, freilich hinter dem Rücken des Mannes, noch den Troſt erlebt, die Tochter verſorgt und glücklich zu ſehen.

Der Rottmeiſter und ſeine Ehefrau aber lebten als würdige Glieder des Volkes, welches nach jener Schlacht die Regierung und die Führer, ſtatt ſie im allgemeinen Unglücke mit Vorwürfen zu überhäufen und mit Unzufriedenheit zu quälen, zur Standhaftigkeit aufmunterte und ſeiner Opferfreudigkeit verſicherte, freilich nicht ohne ſeine aufrichtige Meinung über dies und jenes beizufügen, was vielleicht beſſer zu machen wäre. Und Hansli gehörte zu den Männern der Landſchaft, welche mit wohlwollender Offenheit ihre Stimme erhoben, aber zugleich mit eiſerner Zuverläſſigkeit für das gemeine Weſen einſtanden. Gegen zweihundert Jahre lang hausten ſeine Nachkommen auf dem gut beſtellten Hofe, welcher der Gyrenhof genannt wurde. Den Winkelpropheten aber ſchenkte das brave Ehepaar jedesmal ein Glas Wein oder guten Apfelmoſt ein, ſo oft einer derſelben mit irgend einer neuen Luſtbarkeit auf den Hof kam. Denn immer trieben ſie etwas Schnurriges, obgleich ſie nicht mehr predigten. Ihre Art ſpuckt indeß ab und zu immer noch an jenem Berg herum.

Bayerische Staatsbibliothek München